

NDL

NEUE DEUTSCHE LITERATUR

MONATSSCHRIFT FÜR SCHÖNE LITERATUR UND KRITIK

HERAUSGEGEBEN VOM DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLERVERBAND

Redaktion: Henryk Keisch (Chefredakteur)

Helmut Hauptmann, Christa Wolf, Achim Roscher (Sekretär)

Beirat: Willi Bredel, Wieland Herzfelde, Wolfgang Joho

Hans Koch, Eva Strittmatter, Max Zimmering

INHALT

Der Zukunft Sonne steigt (Mit Texten von: <i>Ernst Klaar, Max Kegel, Thomas Ring, Paul Körner-Schrader, Klaus Neukrantz, Slang</i>) . . .	3
Die Korrektur / <i>Inge und Heiner Müller</i>	21
Begegnung in Bitterfeld / <i>Wieland Herzfelde</i>	37
Das Atom / <i>Günter Deicke</i>	40
Denkmal für einen Flieger / <i>Günter Kunert</i>	48
Entnazifizierung / <i>Werner Steinberg</i>	58
Ein alter Jude an seinen Enkel / <i>Sigmund Seltmann</i>	72
Carl von Ossietzky / <i>Heinrich Mann</i>	73
Sizilianisches Tagebuch / <i>Hanns Cibulka</i>	74
Frank Wedekinds politische Gedichte / <i>Paul Günter Krohn</i>	84
Drei in einer Kajüte / <i>Edith Anderson</i>	96

LITERATURDISKUSSION

Die praktikable Wahrheit / <i>Eva Strittmatter</i>	110
Wesen und Formen sozialistischer Literatur	116
Ein Nachwort zu den „Thesen“	116
Gegenwartsthema und sozialistische Aussage / <i>Dr. Nyota Thun</i>	118
Ursprünge und Traditionen / <i>Walter Dreber</i>	119
Nochmals: Die falsche Hoffnung / <i>Joachim Wohlgemuth, Hans Pfeiffer</i>	124

NEUE BÜCHER

Werner Ilberg: Glaubwürdigkeit und Zufall (Günter Spranger: Stützpunkt Rokitno; Ulrich Komm: Im Frühlicht; Hans Günter Krack: Zwei in der Nacht), S. 129; *Irmtraud Schreck*: Ein neuer Name (Erich Köhler: Das Pferd und sein Herr, Die Teufelsmühle), S. 133; *Heinz Rusch*: Nachkriegsschicksal auf dem Lande (Benno Voelkner: Die Liebe der Gerda Hellstedt), S. 136; *Eduard Zak*: Auf Besuch bei der Weltgeschichte (Maximilian Scheer: Arabische Reise), S. 138; *Günter Deicke*: Repräsentation moderner Lyrik (Reihe Antwortet uns!, Heft 7-12), S. 140; *Jutta Bartus*: Mädchenschicksale – gestern und heute (Marianne Lange-Weinert: Mädchenjahre; Lori Ludwig: Daniela), S. 144.

UMSCHAU

Erwin Kohn: München neulich, S. 149; *Gertrud Meyer-Hepner*: Eine einzigartige „Bibliotheca Faustiana“, S. 155; *Peter Kast*: Drei Anekdoten, S. 157 u. a.

DER ZUKUNFT SONNE STEIGT..

In diesem Jahr begehen die Sozialisten in aller Welt den 75. Todestag und den 140. Geburtstag von Karl Marx. Wir haben in älteren Zeitschriften und Zeitungen der deutschen Arbeiterbewegung geblättert, um dem Echo nachzuspüren, das frühere Marx-Gedenktage dort hinterließen. Die beiden weiter unten wiedergegebenen Gedichte erheben gewiß keinen hohen literarischen Anspruch. Aber sie sind geprägt vom echten Gefühl der Verehrung, Dankbarkeit und Bewunderung deutscher Arbeiter für den Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus. Das erste erschien 1893, zur 10. Wiederkehr des Todestages, anonym in der Zeitschrift „Der wahre Jacob“. Das zweite, zum 25. Todestag geschrieben, wurde 1908 im „Süddeutschen Postillon“ veröffentlicht. Es ist mit den Buchstaben „E. Kl.“ gezeichnet. Hinter der Abkürzung verbirgt sich der Redakteur der Zeitschrift, Ernst Klaar, ein ehemaliger Schriftsetzer.

Auch zur diesjährigen Feier des Ersten Mai möchten wir ähnliche „Rückblenden“ beisteuern. Das Gedicht von Max Kegel, das wir gekürzt nachdrucken, stammt aus dem Jahre 1890, dem Jahr der ersten internationalen Maifeier. Max Kegel, Arbeiterkind, war zunächst Buchdrucker, später Redakteur von Blättern der alten Sozialdemokratischen Partei. Die beiden dann folgenden Kurzgeschichten stellen das Thema des Ersten Mai in den Zusammenhang konkreter historischer Situationen; die erste spielt 1890, die zweite 1921. Wir fanden sie in Arbeiterpublikationen der Weimarer Zeit. Das nächste Stück ist ein Auszug aus dem Roman „Barrikaden am Wedding“ von Klaus Neukrantz. Das Buch erschien zuerst 1930. Es war die prompte Antwort eines revolutionären Schriftstellers auf das Blutbad, das der rechtssozialdemokratische Polizeipräsident Zörgiebel am 1. Mai 1929 unter den demonstrierenden Arbeitern Berlins anrichtete und gegen das sich diese in mehrtägigen Straßenkämpfen zur Wehr setzten.

Wir schließen unsere Auswahl mit einer Satire auf den Typ des rechtssozialdemokratischen Funktionärs, der seine Klasse verraten und sich in der Weimarer Bürgerrepublik bequem installiert hat. Sie entstand 1932, zu einer Zeit, als bereits der Schatten des Faschismus über Deutschland lag. Sozialdemokraten dieses Typs waren es, die damals die deutsche Arbeiterklasse moralisch, politisch und materiell entwaffneten und bald darauf die Republik widerstandslos an die Verderber des deutschen Volkes auslieferten. Der Verfasser der Satire war Fritz Hampel, ein kommunistischer Schriftsteller

aus dem Geiste Erich Weinerts. Zahllose Veröffentlichungen in der Arbeiterpresse haben ihn unter dem Namen Slang populär gemacht.

Mit der Neuveröffentlichung dieser Stücke möchten wir daran erinnern, daß die deutsche Arbeiterbewegung von Anfang an eine kämpferische literarische Publizistik und eine den Aufgaben des Tages dienende Literatur aus ihren eigenen Reihen hervorbrachte.

KARL MARX

*Ein Doktor Faust, des Zaubers Meister
Durch seiner Geistersklaven Kraft,
Vollbringt der Mensch jetzt Wunderwerke
Mit der Magie der Wissenschaft.
Der von den Mächten der Natur einst
Beberrscht, durchs öde Dasein kroch,
Er spannt den Dampf, den starken Dämon,
Nun spielend in sein ebern Joch.*

*Und dennoch sank das Volk der Arbeit
Nur tiefer noch in Not und Qual.
Der Arbeit bleiben nur die Dornen,
Die Rosen pflückt das Kapital.
Im Glücke sonnt sich frei der Reiche
Und lebt in Herrlichkeit und Pracht –
Die Proletarier aber seufzen
In Sklaverei und trüber Nacht.*

*Jedoch es ging den Schwerbedrängten
Die Sonne seines Geistes auf:
Karl Marx – wie strahlt so hell der Name!
Wie glorreich war sein Lebenslauf!
Ein Strom des Lichtes, üppig flutend,
Aus seinem Haupte sich ergoß,
Das uns der Volkswirtschaft Mysterien
Entbüllt' und ihr Gesetz erschloß.*

*Die Triebkraft in der Weltgeschichte
Erspäbend, hat er klar erhell't
Das Dunkel der vergangenen Zeiten,
Ein Darwin der sozialen Welt:
Wie Klassen kommen und vergehen*

*Und wie im steten Zwist und Kampf
Sich der Kulturprozeß entfaltet,
Vom Steinbeil bis zum „König Dampf“.*

*Dem Manne gleich, fernrohrbewaffnet,
Der auf der höchsten Warte steht,
Hat er geschaut der Zeiten Ferne,
Ein echter Wissenschaftsprophet:
Es ist des Goldes schnöde Herrschaft
Dem sichern Untergang geweiht,
Der Arbeit strahlt die Morgenröte
Der klassenlosen, neuen Zeit.*

Anonym, 1883

Ernst Klaar

ZUM GEDÄCHTNIS

*Zu London in der Riesenstadt,
Da ruht ein Kämpfer stille,
Der viel um uns gerungen hat,
Bis ihm auch endlich müd und matt
Zerbrach der Eisenwille.*

*In unsres Wissens Finsternis
Drang er mit heller Leuchte.
Aus Nacht und Grau'n und Dunkel riß
Zum Lichte er, was ungewiß
In Elends Tiefen keuchte.*

*Gott Mammon, der die Menschheit beugt
In seiner Knechtschaft Frone,
Der von des Volkes Blut sich säugt
Und Armut und Verbrechen zeugt,
Ihn stieß er keck vom Throne.*

*Und hassen ihn ob seiner Tat
Des Goldes Machtverehrer –
Ihm jauchzt das Proletariat
Und beimst und erntet seine Saat,
Dem Kämpfer er und Lehrer.*

*Auf Bahnen, die er uns gezeigt,
Im Sturm wir vorwärts schreiten.
Die Stunde kommt, da Mammon schweigt.
Der Zukunft Sonne steigt und steigt,
Und leuchtet bessern Zeiten.*

1908

Max Kegel

ZUR FEIER DES ERSTEN MAI

*Sänger des Volkes, schlag in die Leier,
Rauschet, ihr Saiten, gewaltig und freil
Heute ja gilt's der Verbrüderungsfeier,
Gilt es der Feier vom Ersten des Mai.*

*Fern von der Themse nebligem Strande
Bis zu dem sonnigen Ufer des Po –
Einig die Völker in jeglichem Lande,
Reichen die Hände sich mutig und froh.*

*Steigen hervor aus den rußigen Hütten,
Auf aus der Berge ewiger Nacht,
Wo sie geschafft und gekämpft und gelitten
Werden bewußt sich der eigenen Macht.*

*Ihr, die ihr stolz auf des Lebens Höhen
Wandelt und nicht in die Tiefen schaut,
Schwer könnt die Sprache des Volks ihr verstehen,
Darum ertönet die Losung so laut!*

*Wer ihr Gehör auch noch wollte versagen,
Wisse: die mahnende schweigt nicht mehr!
Laut wird von Lande zu Land sie getragen,
Donnert weit über die Meere daher.*

*Einig die Arbeitsmänner der Erde
Ordnen die Reihen und ziehen auf Wacht,
Sind heute nicht mehr die ziellose Herde,
Bilden der Zukunft erstehende Macht.*

1890

DIE MAIFEIER DES NIKODEMUS EISENDREHER

Nikodemus Eisendreher, Rekrut bei der Eisenbahnertruppe in München, lag früh um vier Uhr wach. Er starrte an die Stubendecke. So also begann der 1. Mai 1890. Heute sollte ein Weltfeiertag, ein Kampftag, ein Tag für alle Arbeiter sein. Das war ein ungeheurer Gedanke. Nikodemus sprach halblaut vor sich hin: „Alle Arbeiter der Erde . . .“

Ein Schmatzen und Grunzen störte ihn bei diesen Gedanken. Er lüftete die Bettdecke, sah hin. Ach, der Greenhuber! Dann rollte er sich wieder in seine Decke ein und sann weiter. Alle Arbeiter der Erde . . .

Unten an seinem Schrank saß Greenhuber, ein niederbayrischer Bauernsohn. Er schob gerade einen halben Schwartenmagen in seinen Freßladen. Umsonst hatte er nicht den dicken Stiernacken. Jede Woche empfing er drei große Postpakete. Er holte daraus für Feldwebel, Unteroffizier und Stubengefreiten einen Anteil heraus, der Rest war für Greenhuber allein. Keiner sonst kriegte einen Fetzen ab. Greenhuber und Freßsack waren ein und dasselbe Wort in der zweiten Kompanie.

Dieser Greenhuber stand jeden Morgen in aller Frühe auf, in der dicken Luft voller Ausdünstungen, Schweiß und Ledergeruch, und verschlang ein halbes Pfund Wurst oder Speck. Dann betete er einen Rosenkranz und legte sich wieder hin bis zum Wecken.

Schneidig schmetterte der Hauptmann beim Morgenappell die heutigen Parolen hinaus. Die Sozialisten haben eine Revolution vor. Alarmbereitschaft. Keiner darf die Kaserne verlassen. Pro Mann zehn Patronen. „Und wenn euer Vater und eure Mutter darunter ist – sobald ich zum Angriff befehle, müßt ihr blind gehorchen. Wo das Vaterland ruft, da gibt es kein Elternhaus.“

Der dicke Kompaniefeldwebel verkündete hinterher: „Und daß eich fei die Zeit nit z’lang wird, kriagt a jeder a Maß Bier.“ Greenhuber leckte sich die breiten Lippen.

Heut war ein gemütliches Gewehrreinigen und Putzen. Der Hauptmann ging selber herum, schnauzte nicht, nein, er sprach freundlich mit dem einen: wo er her sei, wieviel sie zu Hause seien; mit dem andern: wer von den Geschwistern mal erben solle und wie groß der Hof sei. Den Bauernburschen schwoll der Kamm.

Aber es gab welche, bei denen weder Leutseligkeit noch Freibier verfiel. Die wurmten den Alten. Sie gaben vorsichtige, zurückhaltende Antworten und beteiligten sich nicht an der ausgelassenen Stimmung.

Die Gewehre standen geputzt und eingefettet, die Maßkrüge waren leer. Hauptmann und Spieß waren verschwunden. Jetzt ging das richtige Allotria an. Die Großbauern waren in der Mehrzahl. Sie hänselten Knechte und Arbeiter mit ihrer Maifeier:

„Schaut's her, ihr Revoluzzer, habts ihr a solchene Feier? A Bier kriagn ma, a Kalbfleisch kriagn ma, exerzier'n brauch'n ma nit, und was haben eire Leit? Die ziagn mit an roten Fetzen in der Straßen umanand!“

„Seids stad, Großkopfeten! Dös kriagt ihr, daß ihr schee ei'g'seift werd und schiaßn sollts, wenn der Alte kommandiert!“

„Neidhammels ihr, Giftnickels, rote Schlawiner, die nix arbeiten und alles teilen wolln!“

„Arbeiten – dös müassn ma scho, für an Saulohn. Teilen – dös täten ma scho, nit alls alloa fressn, wia der Greenhuber da.“

Greenhuber saß breit und wuchtig am Tisch, mit stumpfem Blick, mit beiden Backen kauend. Aus der rechten Faust ragte das lange Dolchmesser, mit der linken umklammerte er ein saftiges Stück Schinken. Er schien nichts wahrzunehmen. Plötzlich reckte er den muskulösen Hals und stierte zum Fenster. Von dort kamen Gesang, Hochrufe: „Es lebe die Internationale!“

Greenhuber stand in voller Länge und schwang seinen Dolch mit Hirschhorngriff über den Tisch.

„Himmisakra, Kruzitürken, wanns no scho losgehn tat, do Schiaßerei! I, wenn so an Revoluzzer vor mir hätt, as Bajonett tat i eahm in sein Ranzen neireнна und umdrahn!“

Kaum hatten die Stubenkameraden seine Worte erfaßt, als sie auch schon einen mächtigen Klatsch hörten. Greenhuber lag am Boden, so lang er war. Kochend vor Zorn kniete Nikodemus auf ihm und bearbeitete mit Boxhieben Greenhubers riesige Kinnladen. Das war das Signal zu einer allgemeinen Holzerei. Einige verschanzten sich zwischen den Bettgestellen. Die anderen gingen mit Schemeln und Messern vor.

Die Chargierten hatten die Ruhe wiederhergestellt. Aber im Verlauf weniger Minuten war die Nachricht von der Hetz in der Kaserne herum. Alles diskutierte, nahm Partei, die Mannschaft war in zwei Lager gespalten. Der Offizier vom Dienst stolperte vor Aufregung über seinen Degen, Ordonnanzen flitzten, der Wachhabende verriegelte das Tor.

„Dös wird eich scho ei'gsalzen wern, ihr Roten! Grad in dem Augenblick, wo die Kompanie alarmiert wern sollt gegen die Revoluzzer draußen, fangts ihr hier drin o! A Meuterei is dös, a Verschwörung, da gibt's Festung!“

Der Feldwebel schloß die Tür ab. Nikodemus, der Schmied Hirzl und fünf Rekruten standen mit gefesselten Händen und warteten auf den Hauptmann.

Nikodemus stieß Hirzl mit der Schulter an. „Hirzl, jetz trittst mir auf mein Fuaß, so fest, as'd konnst.“

„I soll di treten?“

„Dös is as oanzige, was uns retten ko.“

Erst langsam begriff Hirzl. Dann holte er mit dem eisenbeschlagenen Absatz aus. Nikodemus biß die Zähne auf die Lippen. Ein bayrischer Schmied kann treten wie ein Pferd.

Der Hauptmann saß mit seinen Leutnants an einem langen Tisch. Die Verhandlung begann. Mit wichtiger Miene stand der Feldwebel hinter ihm und schob ihm die Stammrolle hin. Gegenüber dem Fenster hockten die Zeugen, einige mit Verbänden. Der Hauptzeuge Greenhuber hatte einen weißen Turban um seinen Bauernschädel.

Von den Angeklagten wurde Nikodemus zuerst aufgerufen. Er hinkte heran.

„Sie haben die Rauferei angefangen.“

„I hob dem Greenhuber an Watschen hi'g'haut, Herr Hauptmann.“

„Na, das ist schon angefangen. Sie standen in einem politischen Gegensatz zu dem Zeugen Greenhuber?“

Nikodemus zuckte mit den Achseln. „Dös kann i gornit wissen, Herr Hauptmann.“

„Aber Sie haben gehört, was der Greenhuber sagte, und deshalb haben Sie ihm die Ohrfeige gegeben.“

„Nix hab i ghört, Herr Hauptmann.“

„Was, Sie wollen behaupten, nicht gehört zu haben, was alle Zeugen übereinstimmend angeben? Warum haben Sie Ihren Kameraden denn angegriffen?“

„Er is plötzli aufgestanden wia a Wilder und hat mi dabei auf mein Fuaß treten.“ Nikodemus zeigte seinen Stiefel vor. Die Narbe eines großen Nagelschuhs war in das Oberleder eingekerbt.

„Und Sie wollen seine Worte nicht gehört haben?“

„Herr Hauptmann, schau'n's dem Greenhuber seine Haxen o'. Wenn der Ihnen damit 'nauftritt, dann verlieren's auch die Besinnung und hören nix mehr.“

Allgemeines Gelächter.

„Drücken Sie sich nicht so subordinationswidrig aus. Sie bleiben bei der Behauptung, daß das der Grund war?“

Nikodemus bleibt dabei. Der Fuß wird vom Arzt untersucht. Keiner der Zeugen kann nachweisen, daß ein politisches Wort gefallen ist.

„Jeder der Angeklagten erhält 14 Tage Dunkelarrest. Weggetreten!“

Die Arbeiter Münchens haben ohne Zwischenfall demonstriert.

MAI MACHT MUT

Es war im Vorfrühling des Jahres 1921. Die Märzaktion des mitteldeutschen Proletariats war niedergeschlagen worden. Ausnahmegerichte hatten die meisten Kämpfer in die Kerker geworfen; diejenigen von uns, denen es geglückt war, den Henkern zu entkommen, waren nach allen Richtungen auseinandergestoben.

Unter den Flüchtigen war auch ich. Ich arbeitete als Knecht bei einer Bäuerin, deren Mann kürzlich gestorben war. Das Gehöft lag einsam, ohne irgendeinen Nachbarn, an einer Landstraße. Papiere hatte ich nicht, ich nannte mich Böttcher. Niemand vermutete, daß ich so einer sein könnte, den die Polizei sucht. Und mir selbst schien, hier in der „Wildnis“ existiere keine Obrigkeit.

Am 30. April war ich dabei, die Wand des Schweinestalls auszubessern. Eine Sau, ein sogenannter Wühler, hatte die Lehmwand aufgebrochen. Ich machte aus Lehm und Weizenspreu einen Brei, schlug in die Löcher der Wand Weidenknüppel und verschmierte das Ganze mit dem Brei. Dann zog ich der Sau einen Ring durch die Nase, damit sie nicht mehr wühlen könne. Mit einem Strick fesselte ich sie und band den Strick an einen Haken. Den Ring bekam ich schnell hinein.

Gerade als ich dabei war, den kleinen Stift umzunieten, sagte jemand laut: „Guten Morgen.“ Ich blickte mich um. Zu meinem Schrecken sah ich, daß ein Gendarm hinter mir stand.

„Guten Morgen“, erwiderte ich, als seien wir alte Bekannte.

„Wollen Sie die zum Eber bringen?“ fragte der Gendarm, auf die Sau zeigend.

„Nein, sie ist ein Wühler.“

„Na, es gibt noch andere W-ü-h-l-e-r, denen auch ein Ring durch die Nase gehört“, erwiderte er.

Der Gendarm sah aus wie ein Götzenbild. Aus seinem Rock, an dem ein Knopf offenstand, zog er ein langes Schriftstück heraus. Das Kuvert steckte er wieder ein. Dann trat er einen Schritt zurück, und ohne sich zu bewegen oder mich anzusehen, sagte er:

„Herr Böttcher, ich muß Sie mal sprechen.“

Ich faßte ihn genau ins Auge und antwortete ruhig:

„Bitte schön, Herr Wachtmeister.“

Er blickte in sein Notizbuch.

„Sie haben doch an die Steuerbehörde ein Gesuch für die Bäuerin geschrieben. Und für andere Bauern auch?“

„Ja, und?“

„Sie sind nicht gemeldet?“

„Nein.“

„Und warum nicht? Nein, erst mal – Sie sprechen doch mit den Bauern auf dem Felde?“

„Natürlich.“

„Und was?“

„Na, so allerhand.“

„Ja, und warum sind Sie nicht gemeldet?“

„Weil die Papiere noch nicht da sind.“

„Wo haben Sie zuletzt gewohnt?“

Inzwischen hatte ich mir überlegt, wie ich antworten wollte. Ich sagte trocken: „In Stendal.“

„Ach, da lagen ja die blauen Husaren?“

„Ja, die lagen da.“

Als er nun nach der Straße fragte, in der ich gewohnt haben wollte, wußte ich natürlich gleich die Antwort:

„In der Kasernenstraße.“

Er nickte befriedigt. Dann erkundigte er sich noch, ob Böttcher mit doppeltem t zu schreiben sei. Ich buchstabierte: „B-ö-t-t-c-h-e-r.“

„Nicht mit g?“ fragte er verwundert. „Bei uns schreiben sich die Böttchers alle mit g. Aber das ist eben überall anders.“

„Da haben Sie recht, Herr Oberhauptwachtmeister“, sagte ich, „überall ist das anders.“

Er spuckte aus, steckte sein Notizbuch wieder ein, als habe er eine riesige Arbeit hinter sich und ging ins Haus zu der Bäuerin. Er kam aber schnell wieder heraus.

Was nun kommen würde, war mir klar. Die Polizei würde in Stendal anfragen und den Bescheid erhalten, daß die Person, die ich zu sein behauptete, nicht existierte. Nach dieser Antwort würde der Gendarm wiederkommen. Diesmal würden noch ein paar andere dabeisein. Sie würden kleine Ketten aus der Tasche ziehen, sie mir um die Handgelenke legen, und dann würden sie schon feststellen, wer ich denn eigentlich war.

Die Bäuerin bemerkte meine Niedergeschlagenheit. Sie sagte: „Na, Ernst, was ist denn in Sie gefahren? Sie sehen ja aus wie ein krankes Huhn. Lassen Sie man. Heute noch – und dann ist Mai. ‚Mai macht Mut!‘ Das hat mein Mann schon immer gesagt.“

Diese alte Bauernregel schien zu stimmen.

Am Abend dieses Tages, als ich in meine Kammer gehen wollte, kehrte ich auf der Treppe noch einmal um und ging in den Pferdestall. Hier hing die lange Pflugleine. Ich steckte sie unter das Jackett, dann ging ich in meine

Kammer. Bei Nacht und Nebel verschwinden, das war die einzige Rettung. Am Tag ging es nicht. Ich würde keinen Vorwand finden, der überzeugend genug wäre.

Meine paar Sachen quetschte ich wieder in den alten Karton und verschnürte ihn. Die Augen fielen mir zu vor Müdigkeit, aber ich mußte wach bleiben. Durch mein Fenster sah ich die Reflexe des Lichts, das aus der Stube fiel. Die Bäuerin und ihre Tochter arbeiteten noch an irgendwelchen Sachen. Die Nacht war warm und still.

Nach einer Stunde sprang der eckige Lichtfleck aus dem Garten weg. Eine Tür klappte. Die Schritte der Bäuerin klangen vom Hof her. Sie sprach mit den Hunden. Der große Bello schnaubte. Dann kamen die Schritte der Bäuerin die Treppe hinauf. Bald darauf war alles still. Die alte Pendeluhr schlug zwölf.

Jetzt fängt der Mai an, dachte ich. „Mai macht Mut“, fiel es mir wieder ein. Ich öffnete das Fenster, das nach dem Garten ging, und band die Pflugleine an das Fensterkreuz. Sie war ganz neu. Daran ließ ich Karton und Schuhe herunter. Die Sterne leuchteten. Ich stieg aus dem Fenster, klammerte mich mit der rechten Hand ans Fensterkreuz und griff mit der anderen den Strick. Leise ließ ich mich hinab in den Garten. Der Karton schleifte an der rauhen Wand. Der große Hund knurrte. Als ich am Stubenfenster vorbeiglitt, stieß ich mit dem Fuß an eine Fensterscheibe. Der große Hund knurrte lauter, und der kleine bellte vorlaut. Das tat er immer. Schnell löste ich Karton und Schuhe vom Strick und ging auf Strümpfen durch den frisch gegrabenen Garten, damit die Hunde mich nicht mehr hörten.

Am Feldweg zog ich die Schuhe wieder an und ging rasch davon, ohne eigentlich zu wissen, wohin.

Am Morgen werden die Bauern sagen, daß der Knecht aus dem Chausseehaus verschwunden ist. Den Umständen nach müssen sie glauben, ich hätte etwas gestohlen. Warum sonst, werden sie fragen, soll er mitten in der Nacht das Weite gesucht haben?

Aber zu der Stunde, da die Bauern am Morgen dieses Ersten Mai so über mich dachten und redeten, marschierte ich in der Stadt im Zuge der Arbeiter. Wir sangen:

„In Stadt und Land ihr Arbeitsleute,
wir sind die stärkste der Parteien!“

Unsere roten Fahnen flatterten im Winde. Alle Kümmernisse der letzten Monate, alle bösen Nachrichten über die Verurteilung von Freunden und Genossen versanken. Zorn und Kampfesmut wuchsen wieder in uns angesichts unserer marschierenden Arbeiterbataillone. Und die Worte der alten Bauernregel nahmen einen neuen Sinn an: *Mai macht Mut!*

BARRIKADEN AM WEDDING

Die Arbeiter zogen sich vor dem Ansturm der Polizisten in die Gasse zurück. Aber diesmal schlossen sie die Haustüren hinter sich. Wieder knallten die Parabellumpistolen zwischen den Mauern der Gasse. In der menschenleeren Straße hingen die Fahnen wie rote Tupfer an den grauen Häuserfronten. Aus unsichtbaren Verstecken und Ecken beobachteten Hunderte von Augenpaaren die wutschäumenden Polizisten, die mit hochgerichteten Pistolenmündungen umherrannten und in die Häuser knallten. Obwohl außer ihnen niemand mehr auf der Straße zu sehen war, schrien sie immer wieder: „Straße frei! Es wird geschossen!“

In dem Haus Nr. 19 ging im dritten Stock das Fenster auf und ein Arbeiter sah ruhig zu den Polizisten herunter. Er lächelte sogar freundlich und rief ihnen zu: „Hallo! – Gut Freund!“

Vor dem Haus standen zwei Polizisten, die sofort die Pistolen hochrissen und auf den Mann in dem offenen Fensterrahmen anlegten. Der helle Fleck der Stirn stand den Bruchteil einer Sekunde in der Visierlinie, der Finger zog den Abzug durch den Druckpunkt.

Der erhobene Arm des Arbeiters fiel herunter, der Kopf schlug vornüber auf das Fensterbrett, und dann rutschte der Körper langsam nach hinten weg in die Stube. Das Fenster war leer.

Der eine Polizist starrte nach oben in die dunkle Fensteröffnung, die das Gesicht plötzlich verschluckt hatte. Erschrocken sah er sich um, rief dem neben ihm stehenden Polizisten etwas zu, und beide liefen, ohne sich umzusehen, rasch die Gasse herunter und verschwanden.

Der Polizeiwachtmeister Haberstroh von der Uferwache und ein anderer junger Kollege bekamen zehn Minuten später vom Bezirkskommandeur den sofortigen Versetzungsbefehl. Der Wachtmeister Haberstroh hat von dieser Minute an die Wohnung seines Vaters, Kösliner Straße 3, wo er sonst auch schlief, nicht mehr betreten. Der Polizeiwachtmeister Haberstroh und sein Vater gehörten der SPD an.

Das Fenster im dritten Stock war geschlossen. Hunderte standen unten auf der Straße und schauten hinauf. Unmittelbar über dem verschlossenen Fenster wehte eine rote Fahne. Als sie sich im Winde schwerfällig und langsam bauschte und nach der Seite zu hochhob, zeigte jemand mit der Hand nach oben. Man sah jetzt von unten deutlich gegen den Himmel vier kleine kreisrunde Löcher in dem Fahnentuch.

„Runter mit dem Lappen!“ schrie ein Offizier und befahl Schnellfeuer auf die Fahnen. Eine zersplitterte Stange knickte nach vorn über. Wie ein in den Leib geschossener Mensch hing sie an der Mauer.

„Weg die Fahnen vom Fenster!“ Glas schepperte, Mörtelstücke spritzten in die Luft. Plötzlich – ein hundertstimmiger Wutschrei. Eine große Fahne war aus dem vierten Stock auf die Straße gefallen. Der junge Polizist, der sie schnell aufgenommen hatte und zu zerreißen begann, griff sich aufschreiend an den Hinterkopf. Ein scharfkantiger Stein hatte ihn getroffen.

Die Bewohner zogen die zerlöchernten roten Fahnen in die Fenster hinein, sie sollten nicht in die Hände der blauen Teufel da unten fallen. Nur über dem Hauseingang Nr. 3 leuchtete immer noch im ersten Stock ein kleiner roter Fetzen.

„Runter den Lappen!“

„Fahne weg!“

Vier, fünf überschrien sich gegenseitig. Die Fensterscheiben zerkirrten auf dem Bürgersteig vor dem Haus. Aber der rote Fleck verschwand nicht von der grauen Wand. Ein leiser Wind hob das kleine viereckige Tuch und blähte es groß und dick auf, als wenn es sich lustig machen wollte über die ohnmächtigen Bleispritzer.

Und auf einmal passierte etwas völlig Unerwartetes, etwas, das für die Polizisten unheimlicher und gefährlicher war als alles andere: Eine Frau hatte gelacht! Von irgendwoher hatte eine Frau laut gelacht aus einer siegesbewußten, aufreizenden Kraft heraus. Wie ein Vogel hing der helle Laut einen Moment über den Köpfen der erschrockenen Polizisten in der Luft und war plötzlich, irgendwo verklingend, verschwunden.

Die ganze Straße hatte es gehört, und das Echo sprang gegen die Mauern, kletterte in den Höfen die Wände hoch, lief hurtig in die Stuben und Keller, und auf einmal wurden die farblosen Gesichter der Proleten wieder hell und stark. Schießt doch, schießt, schießt, mordet, tötet: Was wollt ihr eigentlich töten? Könnt ihr unsere Elendswohnungen totschießen, unseren Hunger, unsere Krankheiten, unsere Arbeitslosigkeit? Ihr Arbeitermörder! Es lebe, es lebe, was ihr mit Pistolen und Kanonen nie totschießen könnt: Es lebe der Sieg der Weltrevolution!

Mit einem hohlen Krach fiel die Litfaßsäule quer über den Damm. Die großen gußeisernen Abwässerungsrohre, die für die Erdarbeiten in der Pankstraße bereit lagen, wurden herangeholt, Balken und Bretter polterten.

„Vorsicht, Genossen!“

Bums – der schwere Bauwagen lag auf der Seite im Eingang der Gasse und streckte wie ein großes träges Tier seine Räder hilflos in die Luft. Mit zerspringenden Glasscheiben stürzten die Gaskandelaber um. Hunderte harte

Hände packten zu. Beilpicken schlugen in den festen, grauen Asphalt. Sand flog von den Schippen und türmte sich zu unregelmäßigen Haufen, die von den Frauen festgestampft wurden. In einer entfernten Straße knallten Schüsse, sie beschleunigten nur das Tempo der Arbeit.

In einem schiefen Dreieck wuchsen langsam die behelfsmäßigen Barrikaden vor der „Roten Nachtigall“. Sie riegelten die Weddingstraße, die Gasse und den Eingang von der Pankstraße her ab . . .

Mit jeder neuen Nachricht wuchs die Entschlossenheit, die Gasse und das Leben ihrer Bewohner mit allen Mitteln zu verteidigen. Welcher politischen Partei die einzelnen angehörten, spielte keine Rolle mehr. Die Arbeiter waren Freiwillig geworden, der Polizeipräsident hatte jedem seiner Polizisten das Recht gegeben, nach Gutdünken hier herumzuschießen und zu prügeln. In Nr. 6 hatten sie einfach dem Sozialdemokraten Hainen durch die Scheiben in die Wohnung geknallt . . .

In der Gasse wurde es dunkel. Die Geschäftsleute in der Reinickendorfer Straße hatten Blechschilder vor ihre Schaufenster gestellt. An den Kneipen waren, bis auf den Eingang, Rolljalousien heruntergelassen worden. Immer wieder füllten sich die umliegenden Straßen mit Arbeitern, die Demonstrationzüge bildeten und in das Innere der Stadt abmarschierten.

Schüsse knallten in der Ferne.

An der Ecke der Gasse, oben an der Wiesenstraße, fing es an: Mit lautem Klirren zersprangen unter den Steinwürfen die Glasscheiben der Gaskandelaber – Lampe um Lampe verlosch. Zwischen den Scherben flackerte oben am Mundstück des Gasrohrs ein kleines Flämmchen, das die Arbeiter brennen ließen, damit das Gas nicht herausströmte. Bei den alten niedrigen Gaslaternen kletterten junge Burschen hinauf und drehten den Gashebel herum. Der dunkle Ring zog sich immer weiter um die Barrikaden, von denen bald nur noch große, unbeholfene Schattenumrisse in dem graublauen, schwachen Lichtschimmer des sinkenden Abends zu sehen waren.

Gegen acht Uhr krachten Schüsse am Nettelbeckplatz, die schnell näher kamen. Das polternde Rollen der schweren Polizeiwagen war zu hören. Erregte Rufe schollen laut durch die Gasse, Haustore schlugen zu. Hinter den Fenstern erloschen die Lichter. Ratternd fiel die Rolljalousie von der „Roten Nachtigall“ herunter. Jemand rannte über den Damm und verschwand in einer Kellertür. Dann war alles ruhig. Leer und grau lag die schweigende Gasse hinter der Barrikade. Die stille, regungslose Luft roch nach Frühling und Armut.

Lautlos tastete sich von der Ecke der Pankstraße her ein breiter weißer Lichtkegel über den leeren Platz. Wie ein kalter, durchsichtiger Finger fuhr er zögernd und unsicher an den dunklen Häuserfronten hoch, die ganze Gasse entlang.

Alles blieb totenstill. Nur das weiße harte Licht fraß sich in die Mauern und irrte nach oben ab zu den Dächern, über denen die ersten Schatten der sternenlosen Nacht hingen. – Plötzlich war der Lichtkegel fest auf die breite hohe Barrikade gerichtet.

Es war so still, daß das leise, scharfe Kommando wie ein spitzes Eisen in Hunderte, unsichtbare Gesichter der Arbeiter stieß. Hunderte dunkle Schatten duckten sich in derselben Sekunde, in der das gellende Aufheulen einer Gewehrsalve die Luft zerriß. Knallend haute das Echo gegen die Wände und rollte durch die Straßen des ganzen Weddings.

Es ging los ... Salve auf Salve krachte. Ein Stein zertrümmerte den Scheinwerfer. Zuckend erlosch das weiße Auge. Wieder Karabiner. Pfeifend klatschten die Bleikugeln gegen die Häuser, von denen der Putz rasselnd nach unten fiel. Mit einem kurzen, hellen Ton durchbohrten sie das Eisenblech der Müllkästen, dröhnend prallten sie von den gußeisernen Rohren ab und sangen als Querschläger durch die Luft. Die ganze Gasse war ein graues, regungsloses Ungeheuer, dessen riesenhafter Leib tausendfach durchbohrt werden mußte, ehe er aufhören würde zu atmen.

Aus einem Haus schrie plötzlich eine Frau gellend auf. Das Knallen der Gewehre verschluckte den Schrei. In demselben Augenblick leuchtete auf der anderen Seite, von der Reinickendorfer Straße her, ein zweiter Scheinwerfer auf. In dem zitternden Lichtkegel über der Barrikade hing der blaue Dunst von Staub und Pulver.

Die Polizei griff von beiden Seiten an. Über die Barrikade hinweg beschossen sie sich gegenseitig, ohne daß sie es in ihrer besinnungslosen Angst merkten. Jede Seite hielt die Schüsse für die Angriffe des Gegners.

Der dunkle Schatten eines Mannes lief gebückt durch das schiefe Dreieck der Barrikade. Auf einmal stand er still, knickte vornüber, riß seine Jacke vor dem Bauch auf und fiel zusammengekrümmt mit einem kurzen, gurgelnden Brüllen auf den Boden. Dann war es still.

Ganz allein lag er auf dem Asphalt zwischen den drei Barrikaden, durch die von beiden Seiten die Kugeln flogen. Nur oben, aus einem zerschossenen Fenster, hatte es jemand gesehen, aus demselben Fenster, durch das sich jetzt der vernickelte Lauf eines Trommelrevolvers schob. Ein kurzer Feuerstrahl blitzte auf. Es war der erste Schuß aus der Gasse!

Hinter dem Fenster stand Thomas, der bisher jedem die Waffe aus der Hand geschlagen hatte. Sein Gesicht war so ruhig wie immer, als er die Hand mit dem Revolver etwas zurückzog, anlegte, zielte und wieder schoß, zielte und schoß. Sechs Patronen waren drin. Dann lud er wieder mit der verbundenen Hand, ging im Nebenzimmer an das Fenster und schoß weiter. Nur ein einziges Mal drehte er sich um, als er hörte, wie jemand in das dunkle Zimmer stürzte und ihn anrief. Ein junger Arbeiter.

In demselben Augenblick griff der weiße Lichtkegel an die Wand und faßte das entsetzte Gesicht des jungen Menschen. Ein, zwei Sekunden, dann glitt er weiter. Eine wahnsinnige Angst sprang aus dem qualvoll verzerrten Mund des Jungen.

„Schießen!“ schrie Thomas. „Da – so!“ Er schoß hintereinander die Trommel durch das Fenster leer. „Da unten liegt Emil von Nummer 5! Jetzt ist es soweit . . . Wer wat hat, Jungs, der schießt! Sonst sind wa alle . . .“ An der Mauerkante vor ihm prallte kalkspritzend eine Kugel ab und schlug klatzend in die Decke . . .

Das Feuer auf die Fenster und in die Gasse wurde verstärkt. Nach oben wurde für die anstürmenden Polizisten Deckungsfeuer gegeben. Tschakos und Nickelknöpfe blitzten in dem Eingang der Gasse auf. Ununterbrochen schießend rannten sie auf die Barrikade zu. Von der anderen Seite feuerte die Polizei über die Barrikade hinweg auf die eigenen Leute. Erst als die Polizisten oben auf der Barrikade standen, stoppten sie das Feuer und liefen in die Straße hinein.

Aus den dunklen Fensterlöchern flogen Steine heraus. Schreiend und schießend sprangen die Polizisten auf die Barrikade, bereit zum Nahkampf. Die Barrikade war – leer!

Vor der „Roten Nachtigall“ rissen die Polizisten im Scheinwerferlicht die Barrikaden ab, gedeckt durch das Feuer einer besonderen Abteilung, die auf beiden Seiten der Gasse stand und ununterbrochen in die Fenster schoß. Die schwarzen Löcher in den grauen Wänden waren die unzähligen scharfen, gefährlichen Augen des großen Tiers – der roten Gasse! Immer noch atmete sie und lebte unsichtbar, unangreifbar, wie eine gewaltige, zähe Molluske, blutend aus hundert Wunden. Aber das Herz, das rote Herz des Weddings, hämmerte weiter, stärker und wilder als die bellenden Gewehre der Polizisten.

„Vorwärts“, Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, am 5. November 1930 über den Mann, der diese Arbeitermorde verantwortete, den Berliner Polizeipräsidenten Zörgiebel:

„Genosse Zörgiebel, der in den einstweiligen Rubestand tritt, gewiß aber bald einen, seinen hohen Verdiensten und Fähigkeiten entsprechenden Wirkungskreis finden wird, hat sich während der Jahre seiner Berliner Wirksamkeit in den weitesten Kreisen der Berliner Bevölkerung Achtung und Sympathie erworben. Wer sein Wirken von der nächsten Nähe zu verfolgen Gelegenheit hatte, weiß, daß Menschlichkeit und der Wille zu helfen und zu schützen stets seine leitenden Gesichtspunkte waren. Dank und beste Wünsche aller vernünftigen und anständigen Berliner werden ihn in seine neue Tätigkeit begleiten.“

MAIFEIER ERSTER KLASSE

Der Arbeitslose Emil Vogel guckt erstaunt auf die Karte, die ihm der Briefträger eben gebracht hat. „Werter Gesinnungsfreund!“ steht darauf gedruckt. „Der Herr Präsident nebst Gemahlin erlauben sich, Sie zu der heute abend stattfindenden intimen Maifeier ganz ergebenst einzuladen. Straßenanzug.“ Straßenanzug! Wie das klingt. Als hätte er noch etwas anderes anzuziehen als seine Manchesterhose und das schäbige blaue Jackett. Natürlich ist das Ganze ein Versehen. Er kennt zwar den Genossen Präsidenten noch von ganz früher her. Aber seit der Revolution im Jahre 1918 sind die Beziehungen zwischen ihnen abgebrochen worden.

Trotzdem sehen wir Emil am Abend des Ersten Mai auf dem Wege zur Wohnung des Präsidenten. Das Dienstmädchen sieht ihn erstaunt an. Solche Leute wie Emil pflegen nämlich den „Wirtschafts-Aufgang“ zu benutzen. Und dann kommen sie nicht mit leeren Händen, sondern tragen entweder einen Sack Kohlen oder sie bringen den reparierten Staubsauger.

Emil will wieder gehen. Aber da hört er die Stimme des alten Kollegen: „Iß'n los, Marie?“

Im nächsten Augenblick steht der gute Albert – im modernen Straßenanzug – auch schon vor ihm. Emil weiß nicht, ob er ihm die Hand geben soll. In seiner Verlegenheit kramt er die Karte aus der Tasche. Die Einladung an den werten Gesinnungsfreund. Der andere wird feuerrot. Aber er ist ein Gentleman. Das lernt man, wenn man so lange an verantwortlicher Stelle im öffentlichen Leben steht. „Na, komm nur rein. Leg ab.“

Emil hängt seine Mütze an die Garderobe. Die andern Gäste scheinen noch nicht da zu sein. Jedenfalls hat noch niemand etwas „abgelegt“.

Der Präsident führt Emil ins Herrenzimmer. Ein Bild des ersten Reichspräsidenten Ebert hängt da, eins von Hindenburg und eins, das man nicht erkennen kann, weil es mit dem Gesicht der Wand zugekehrt ist.

„Wann geht's denn los?“ fragt Emil.

„Das kann sehr spät werden.“ Der Präsident zieht die dichten Augenbrauen hoch. „Weißt du, eigentlich ist es gar keine richtige Maifeier. Du weißt doch, daß unsere Partei diesmal auf die offiziellen Maifeiern verzichtet hat mit Rücksicht auf den von der Reichsregierung verkündeten Mai-Burgfrieden. Ich habe bloß ein paar Freunde mit ihren Frauen eingeladen. Aus dem Ministerium und aus der Reichstagsfraktion.“

Aus dem Nebenzimmer klingt Klavierspiel. Dazu eine Stimme: „Wenn du erst in Hawaii bist / Und wenn dein Herz noch frei ist / Und wenn dann wieder Mai ist ...“

„Meine Tochter“, sagt der Präsident. „Sie übt schnell noch ein bißchen – für die Maifeier.“

Der Präsident steht auf, geht hinaus. Auf dem Korridor klingt eine Frauenstimme: „Bloß aus Spaß? Schöner Spaß! Das sind eben immer wieder mal deine Zahlabendmanieren!“

Wieder Klavier. Und die Stimme: *„Es kommt ein Tag / Im Monat Mai / Da klopft das Herz / Doch geht es nicht entzwei.“*

Der Präsident erscheint wieder. Er hat eine Flasche Kognak in der Hand. „Sieh mal, Emil“, sagt er, „weißt du was? Du fühlst dich hier nicht ganz wohl. Und da habe ich gedacht, ich gebe dir die Flasche mit, und du hebst einen – zu Hause.“

„Ich gehe schon, mich könnt ihr nicht mehr besoffen machen“, sagt Emil, „aber vorher will ich mir doch mal das Bild da ansehen.“

Emil geht an den Bildern Eberts und Hindenburgs vorbei gerade auf das dritte Bild zu, das mit dem Gesicht gegen die Wand hängt. „Um Gottes willen!“ ruft der Präsident. „Soweit ist es doch noch gar nicht!“ Aber Emil hat sich die Kehrseite schon angesehen. „Heil!“ sagt er. Und dann: „Nischt für ungut, Albert. Ich wollte mir bloß mal euer nächstes kleineres Übel ansehen.“ Er nimmt seine Mütze und geht.

Wie er aus der Tür tritt, kommen gerade die ersten „richtigen“ Gäste. In einer Maybach-Luxuslimousine. Und jetzt soll mal einer sagen, daß die besseren Genossen nichts mehr mit dem Völkermay zu tun haben wollen!

Noch eins, was Emils und eure letzten Bedenken glatt über den Haufen schmeißen wird: Nach dem Dessert – Ananas, Fürst Pückler, Frühlingstörtchen, Maibowle – verteilt der Herr Präsident eigenhändig kleine rotseidene Nelken für das Knopfloch. „Zahlabendmanieren!“ stöhnt die Frau Präsident.

Ja, trotz alledem: Präsident Albert ist eben immer noch der alte . . . Klassenkämpfer!

ÜBER DEN URSPRUNG DES ERSTEN MAI

Man wird sich erinnern, wie die jungen amerikanischen Gewerkschaften den Ersten Mai als Feiertag der Arbeit ausriefen: als eine gigantische, landweite Demonstration zur Verkürzung des Arbeitstages; wie dieser erste Erste Mai in Chicago im Blute erstickt wurde; wie die Chicagoer Polizei durch ein provoziertes Bombenattentat sich die Möglichkeit zur Verhaftung der wichtigsten Arbeiterführer verschaffte; wie diese dann in einem Schandprozeß, der heute noch als blutiger Fleck in den Annalen der amerikanischen Justiz steht, teils zum Tode und teils zu lebenslänglichem Zuchthaus ver-

urteilt wurden; und wie diese Märtyrer der Arbeiterschaft, mit den tapfersten Worten auf den Lippen, einen aufrechten Tod starben, mit Worten, die heute noch die kämpfenden amerikanischen Arbeiter anfeuern.

Ein großer Teil dieser Arbeiterführer waren Deutschamerikaner.

(Stefan Heym in Heft 2/1939 der deutschsprachigen literarischen Zeitschrift „Das Wort“, die während der Nazizeit in Moskau erschien.)

Ihr glaubt, daß all diese Vorgänge der jüngsten Zeit das Werk von Verschwörern seien. Ihr gleicht dem Kind, das sein Bild hinter dem Spiegel sucht. Was ihr seht und zu fassen trachtet, ist nur der täuschende Reflex der Kombinationen eures bösen und angsterfüllten Gewissens.

Ihr wollt die Verschwörer austampfen und die Agitatoren. Ah, so stampft nur zu: Ergreift jeden Fabrikherrn, der von der unbezahlten Arbeit seiner Sklaven Reichtümer angesammelt hat; ergreift jeden Landlord, der seine Schatzkammern mit dem abgepreßten Blutgeld seiner Opfer angefüllt hat; stampft aus jede Maschine, welche die Industrie und den Ackerbau revolutioniert, die Produktion erhöht und den Arbeiter brotlos macht, die den allgemeinen Reichtum vermehrt, derweilen der Schöpfer inmitten seiner Schätze steht und von den Tantalusqualen des Hungers gepeinigt wird! Vernichtet die Eisenbahnen, den Telegraf, das Telefon, Dampf, Dynamit – und euch selbst!

(Aus der Verteidigungsrede des angeklagten deutschamerikanischen Arbeiterführers August Spieß im Chicagoer Haymarket-Prozeß 1897.)

Euer Ehren, wenn der Sozialismus erst einmal in diesem Gemeinwesen, in diesem Lande, in der ganzen Welt richtig verstanden sein wird, dann glaube ich, daß die Welt, welche im allgemeinen ehrlich ist, trotz ihrer Vorurteile sich beeilen wird, ihn anzunehmen. Das wird eine gute Zeit, ein großartiger schöner Tag sein für die Welt, für die Menschheit. Niemals wird diese einen so gewaltigen, so großen Schritt näher zur Vollendung – wenn eine solche je erreicht werden kann – getan haben, als den Schritt, welchen sie tun wird, wenn sie die Prinzipien des Sozialismus verwirklicht. Diese Prinzipien ignorieren niemanden. Diese Prinzipien ziehen die Interessen jedes Menschen in Erwägung. Diese Prinzipien werden dem Unrecht und der Ungerechtigkeit Einhalt gebieten. Unter einer solchen Gesellschafts-Organisation werden menschliche Leiden auf das Minimum beschränkt werden.

(Aus der Verteidigungsrede des Angeklagten Samuel Fielden im Chicagoer Haymarket-Prozeß 1897.)

DIE KORREKTUR

Ein Bericht vom Aufbau des Kombinats „Schwarze Pumpe“ (1957)

Wir stellen hier eine Szenenfolge zur Diskussion, in der ein wichtiges zeitgenössisches Thema aufgegriffen ist. Die Autoren wollen, indem sie die Schwierigkeiten, Widersprüche, Konflikte darstellen, unter denen die Arbeiterklasse in der Deutschen Demokratischen Republik ihr sozialistisches Aufbauwerk vollbringt, gerade die unaufhaltsame Gesetzmäßigkeit dieses Aufbaus sichtbar machen. Der gewaltige Bauplatz des Industriekombinats „Schwarze Pumpe“, wo alle nach vorn weisenden Kräfte des Neuen besonders wirksam sind, wo aber auch unvermeidbare Hemmnisse objektiver und subjektiver Art auftreten, schien ihnen dafür besonders geeignet. Ihre Szenenfolge enthält wertvolle Elemente und Ansätze in der beabsichtigten Richtung. Wir glauben allerdings nicht, daß das reiche Material voll bewältigt ist. Uns scheint, daß die Autoren sich allzusehr darauf konzentrieren, die der Wirklichkeit innewohnenden Widersprüche herauszukehren, deren Lösung jedoch allzu summarisch, allzu skizzenhaft, allzu unkonkret behandeln. Während die Mängel, die den Verhältnissen und den Menschen noch anhaften, anschaulich und plastisch vorgeführt werden, sind die Prozesse der Wandlung, der Entwicklung, des Wachstums übersprungen. Sie werden *p o s t u l i e r t*, aber nicht *g e z e i g t*. Die Kräfte, durch welche sie hervorgerufen und gefördert werden, sind zu wenig erkennbar: Wo ist die innere Auseinandersetzung, an deren Ende Bremer seine sektiererische, undisziplinierte Haltung als falsch erkennt und überwindet? Welchen Argumenten oder Überlegungen folgt er? Im Verlauf welcher kämpferischen Auseinandersetzung stößt seine Brigade den Schädling aus, der die Entwicklung ihres sozialistischen Bewußtseins so lange gehemmt hat? Welche Rolle spielt die Betriebsparteiorganisation dabei? Diese entscheidenden Phasen des Geschehens zu übergeben, ist schon ästhetisch-dramaturgisch ein Fehler, denn es läßt den Schluß abrupt und ungenügend motiviert erscheinen. Vor allem aber hat es zur Folge, daß die Durchsetzung des Neuen nicht als notwendiger Sieg der Kräfte erscheint, die den sozialistischen Aufbau tragen, sondern fast als Autorenwillkür. Die Grundidee ist damit stark beeinträchtigt. Der hier erkennbare Fehler steht sicher in engem Zusammenhang mit dem Streben der Autoren nach einer knappen, prägnanten Diktion. Die Bemühung in diesem

Sinne ist selbstverständlich gutzuheißen. Aber man muß vor einer Fetischisierung der Knappheit warnen. Sie darf nicht zur Dürre werden. Übermäßige „Verdichtung“ kann bis zur Verflüchtigung des Inhalts führen.

Trotz dieser Einwände halten wir die Arbeit von Inge und Heiner Müller für interessant und verdienstvoll, weil hier, ähnlich wie mit Helmut Baierls „Feststellung“, literarisches Neuland erschlossen wird.

Ein Brigadier

BREMER: Bist du der Sekretär?

PARTEISEKRETÄR: Ja. Was ist?

BREMER: Ich heiße Bremer, bin Parteimitglied seit 1918, war im KZ bis 45, Funktionär bis vor acht Tagen. Die Partei hat mich in die Produktion kommandiert, weil ich einem Nazi in die Fresse geschlagen habe, der bei der Nationalen Front einen Posten hat. Und jetzt bin ich hier im Kombinat.

PARTEISEKRETÄR: Gut, Genosse Bremer. Du arbeitest im Abschnitt 6 als Brigadier. (Pause.) Du wirst Schwierigkeiten haben. Der Sozialismus wird nicht nur mit Sozialisten aufgebaut, hier nicht und woanders nicht, am wenigsten hier. Das Kombinat ist eine Großbaustelle, kein Musterbetrieb, und wir müssen schnell bauen. Unsre Industrie braucht Strom und Kohle und braucht beides schnell. Du kommst nicht durch, wenn du dich nicht an die Partei hältst.

BREMER: Hier bist du die Partei, was?

PARTEISEKRETÄR: Die Partei hat mich hier eingesetzt. Du kannst mich kritisieren, wenn ich Fehler mache. Dazu gibt es Versammlungen. Auch dazu.

Erzählung des Arbeiters Franz K.

FRANZ K.: Ich bin Bauarbeiter, rot seit 1918, seit 46 nicht mehr so. Ich habe mit der Wismut das Erzgebirge auf den Kopf gestellt, acht Stunden täglich, in Schächten ohne Sicherung, die jeden Tag absaufen konnten. Wer nicht mit dem Schacht absoff, soff ab im Schnaps. Wen der Schnaps nicht fertigmachte, den brachten die Weiber auf den Hund. Es war schwer, sich herauszuhalten: aus den Schächten, aus den Weibern, aus dem Schnaps. Jetzt hat sich das gebessert: die Schächte sind gesichert, und die Weiber sind verheiratet. Hier im Kombinat hab ich mir noch kein Bein ausgerissen. Wenn's der Bauleitung zu langsam geht, warum kommt sie nicht zu uns auf die Baustelle? Manchmal schicken sie einen Dispatcher mit Motorrad. Der kommt an in einer Staubwolke, reißt das Maul auf und fährt wieder ab in einer

Staubwolke, eh wir zu Wort gekommen sind. Aber in der Versammlung reden sie uns mit Arbeiterklasse an. Wenigstens könnten sie dafür sorgen, daß es keine Wartezeiten gibt. Wir warten auf die Zeichnungen. Wir warten auf Material. Das drückt auf den Lohn. Wir wissen, was wir wert sind, und machen nichts umsonst. Eh wir uns beschießen lassen, baun wir vor: der Lohn steigt schneller als die Mauern, die Kurve schneller als die Produktion. Die Brigadiere schreiben die Norm, die wir brauchen, und der Polier drückt beide Augen zu. Es ist nicht sein Schaden. Bremer war der erste, der das nicht mitgemacht hat. Er sagte immer wieder: Das ist Betrug. Betrug kommt nicht in Frage. Er hat nicht mitgemacht, nicht für Prügel, die er gekriegt hat, und nicht für Bier, das wir ihm angeboten haben. Er ist rot bis auf die Knochen.

Die Normenschaukel

DER „MAJOR“: Komm auf die Schaukel, Brigadier. Auf die Normenschaukel.

FRANZ K.: Er ist neu. Er kennt sich nicht aus. Klär ihn auf, Major.

MAJOR: Also paß auf, Brigadier. Du bist neu hier und kennst dich nicht aus. Hier, das ist die Norm, gemacht von einem Streber mit 6 Mann Hilfestellung, der dafür eine Prämie gekriegt hat: eine Ungerechtigkeit. Die muß ausgeglichen werden. Korrigiert. Also wird geschaukelt. Was wir auf dem Arbeitsplatz nicht schaffen, schaffen wir auf dem Papier. Den Bleistift hast du. Du mußt rechnen können, das ist alles.

HEINZ B.: Das ist die Normenschaukel. (*Lachen.*)

FRANZ K.: Die Wartezeiten drücken auf den Lohn, wir drücken dagegen. Und die Norm bleibt oben.

DER BRIGADIER: Betrug kommt nicht in Frage.

MAJOR: Betrug würd ich nicht sagen.

BRIGADIER: Was bist du für einer? Warum nennt ihr ihn Major?

FRANZ K.: Er war Hauptmann. Wir haben ihn zum Major befördert. Er ist ein Lump. Aber er hat recht mit der Norm.

BRIGADIER: Wofür arbeitet ihr eigentlich?

HEINZ B.: Für Geld. (*Gelächter.*)

BRIGADIER: Ich weiß, wofür ich arbeite.

FRANZ K.: So? Weißt du das? (*Singt:.*) Der Pole kriegt die Kohle, der T'scheche kriegt das Licht... (*Redet weiter:.*) Dafür, was?

MAJOR: Schreib zweihundert Prozent. Unter dem machen wir es nicht. Wir haben feste Preise.

BRIGADIER: Bei mir steht: hundertzwanzig. Hundertzwanzig haben wir geschafft.

FRANZ K.: Richtig. Und das ist zu wenig. Deshalb runden wir nach oben auf und schreiben zweihundert.

BRIGADIER: Wenn ihr mehr verdienen wollt, arbeitet mehr.

MAJOR: Ein Vorschlag, Brigadier: Ein Kasten Bier für einen Rechenfehler, Starkbier.

BRIGADIER: Nach Waldheim bring ich dich, du Lump.

MAJOR: Was heißt hier Waldheim? Auf dem Ohr sind wir taub. Aber die zweihundert brauchen wir. Wenn's nicht mit Bier geht, reden wir Fraktur. Wer nicht für uns ist, ist gegen uns.

BRIGADIER: Betrug kommt nicht in Frage. Nicht, solange ich hier Brigadier bin.

MAJOR: Dann laß dir gleich einen andern Posten reservieren.

Erzählung des Ingenieurs Martin E.

MARTIN E.: Das Kombinat ist eine Großbaustelle. Wenn es fertig ist, ist das größte Braunkohlenkombinat der Welt fertig. Die Steinkohle, auf der die Ruhrbarone sitzen, fehlt uns dann nicht mehr. Was man aus Braunkohle machen kann, werden wir hier machen: in Brikettfabriken, Kraftwerken und Kokereien. Vorläufig wird gebaut, mit neuen Methoden und mit alten. Hier sitzt ein Mann am Schaltbrett und lenkt eine Maschine, die hundert Arbeiter ersetzt. Zehn Schritt weiter schachten drei eine Grube aus, mit Geräten wie die alten Römer, schwitzend und schlecht bezahlt. Mancher Betrieb wird geleitet nach der Methode: mein Freund, der Plan. Das sieht so aus: Der Betrieb hat Schulden, also wird der Betrieb umbenannt; weg ist er, und weg sind die Schulden. Der Betrieb ist ja volkseigen, er gehört ja keinem, man kann mit ihm machen, was man will: der Staat schießt zu. Es gibt noch mehr Geschichten, die nicht in der Zeitung stehn. Die von dem Gewerkschaftssekretär im Frauenschlafsaal steht auch nicht drin. Das war in der ersten Zeit: der hatte Auftrag, aufzupassen, daß den Frauen nichts passiert. Jede Nacht stiegen die Kollegen ein, und das ging über die Arbeitskraft. Er konnte aber nicht die ganze Nacht aufbleiben. Also legte er sich zwischen die Frauen schlafen. Als der Sekretär einem andern Auftrag gab, auf den Aufpasser aufzupassen, schlief der auch noch dort. Das ist Bewußtsein. Oder die Geschichte von der Waldarbeit mit den Mädchen aus der Spinnerei in Spremberg. Wir hatten aus einer Spinnerei weibliche Hilfskräfte zum Roden und, weil Hochsommer war, die HO bestellt mit Selter. Die HO brachte Wein. Der Wein wurde getrunken wie Selter. Die Mädchen wurden durch den Wald gejagt. Die Bäume blieben stehn. Das war in der wilden Zeit. Jetzt ist der Wald gerodet, das Gelände planiert. Die ersten Bauten stehen:

Schornsteine, Kühltürme, das Stahlgerüst für die Montagehallen, Fundamente, und in Hoyerswerda wächst die Wohnstadt für die Arbeiter. Die Gegend sieht sich selber nicht mehr ähnlich. Beim Menschen geht der Umbau langsamer. Ich weiß, was los ist, abends in den Kneipen: Da sitzen die wandernden Goldgräber. Sie gehen immer der Nase nach. Geld riechen sie auf hundert Kilometer. Sie sind abonniert auf die Großbaustellen. Sie grinsen über Schwierigkeiten. Sie verdienen viel und trinken mehr, gehn heim und schimpfen im Vorbeigehn auf die Transparente, auf denen Sozialismus steht, und stehn früh an ihrem Platz und baun mit schwerem Schädel am Sozialismus. In den Versammlungen schimpfen sie auf die Ingenieure in der Aufbauleitung. Die Ingenieure hören es sich an. Beim Menschen geht der Umbau langsamer.

Vorschriften

INGENIEUR C. (*telefoniert*): Hier Konstruktionsbüro, Ingenieur Clausen. Bitte Abschnitt 6, die Bauleitung. – Hören Sie, Sie müssen die Arbeit an den Fundamenten sofort einstellen. – Bis auf weiteres. – Drei Tage, vierzehn Tage, was weiß ich. – Passen Sie auf, ich will Ihnen genau sagen, was passiert ist. Wir haben die Unterlagen für den Bunker vom Planbüro bekommen, wie immer. Bei einer Zeichnung ist ein Fehler unterlaufen. – Nein, nichts Kompliziertes, soweit wir feststellen konnten. Leicht zu korrigieren. Aber wir können da nichts unternehmen ohne Rücksprache mit Berlin. – Die Grundrißzeichnung muß zurückgeschickt, nachgeprüft, diskutiert und neu angefertigt werden. Wir müssen warten. – Das ist der normale Weg. – Mit den Arbeitern müssen Sie sich auseinandersetzen. – Die Leute müssen eben auch warten. – Der Plan? Der Plan muß auch warten. – Geht nicht? Was meinen Sie, was alles geht. (*Legt auf.*)

INGENIEUR E.: Das geht nicht.

INGENIEUR C.: Wie meinen Sie?

INGENIEUR E.: Ich sage, das geht nicht. Der Plan kann nicht warten.

INGENIEUR C. (*überlegt*): Gut. Sagen Sie dem Bauleiter, daß die Zeichnungen bis morgen mittag bei den Brigaden sind. Wir machen sie fertig.

INGENIEUR E.: Es ist gegen die Vorschrift.

INGENIEUR C.: Ja. Wir müssen es riskieren.

INGENIEUR E.: Bis mittag werden wir nicht fertig.

INGENIEUR C.: Wir haben noch die Nacht. Morgen mittag sind die Zeichnungen bei den Brigaden.

INGENIEUR R. (*telefoniert*): Hier Konstruktionsbüro. Bitte Abschnitt 6, die Bauleitung.

Erzählung des Arbeiters Heinz B.

HEINZ B.: Mein Vater ist im Kohlenpott krepirt. Meine Mutter ist im Kohlenpott erfroren, 47 im Winter, weil ich wegen Kohlendiebstahl saß und keine Kohlen klauen konnte. Ich hab dann ein Mädchen aus dem Osten kennengelernt. Die sagte, da gib't Arbeit, und ich bin herüber. Wir wollten heiraten, das kostet Geld. So kamen wir ins Kombinat. Sie war Schlosserin. Sie verdiente gut, mehr als ich, und kriegte Prämien für gute Arbeit. Nach drei Monaten merkte ich, daß sie auch nachts Überstunden machte. Zwei Maurer schlugen sich auf der Baustelle. Dabei kam es heraus. Der eine hatte ihr zwölf Mark geboten. Er war Brigadier, und sie hatte ihm gesagt: Fritz ist kein Brigadier und zahlt schon dreizehn; unter fünfzehn laß ich einen Brigadier nicht ran. Ich habe sie gefragt: Was bin ich schuldig, und ob ich's abzahlen kann, ich schaff es nicht auf einen Ritt bei ihrer Taxe. Jetzt ist sie, wo ich hergekommen bin, im Westen. Als Schlosserin kommt sie da nicht an, als Hure ja. Wir hatten schon eine Wohnung ausgesucht, mit Bad und Müllschlucker, in Hoyerswerda in den neuen Fertighäusern. Das Haus wer fertig, nur die Kanalisation hatten sie vergessen. Sonst wären wir eingezogen, und ich hätte sie durch den Müllschlucker gejagt. Kurz danach hab ich beim VEB gekündigt, weil unser Brigadier ein Arschloch war. Ich hatte es zu laut gesagt, und die Bauleitung kriegte mich am Arsch. Ich kam bei einer Privatfirma unter. Die Arbeiter waren mit dem Betrieb verheiratet. Ich hatte mir vorgenommen: ich heirate nie. Aber die Arbeit klappte: sie aasten nicht mit dem Material, die Termine wurden gehalten. Ich frage mich: Warum kann das beim VEB nicht auch so sein? Der Chef sagte: Wir sind eine große Familie. Das hieß: Überstunden werden nicht bezahlt. Das war ich nicht gewöhnt. Wie er mir auf die Schulter klopft und sagt: Bei mir werden Sie nicht gefragt, welcher Partei Sie angehören, frag ich ihn: Mit welcher halten Sie's denn, Chef? Das nahm er übel. Wegen der Überstunden bin ich weg, zurück zum VEB. Der neue Brigadier war ein Scharfmacher. Der Vers „Der Bleistift vom Polier / Hört auf den Kasten Bier“ paßte nicht auf ihn. Wir schlugen ihn zusammen, weil wir dachten, vielleicht hört er darauf. Er hat nicht zurückgeschlagen. Er stand auf und wischte sich das Blut ab. Er ließ sich auf nichts ein. Er sagte: Betrug kommt nicht in Frage. Wenn ihr mehr verdienen wollt, arbeitet mehr. Dann hat ihm der Major in der Bierschwemme die Ehre abgeschnitten. Er hat Franz K. den Zollstock weggenommen und dem Brigadier in die Tasche gesteckt. Es sollte aussehn, als ob der ihn weggenommen hätte. Ein Zollstock kostet rund zwei Mark, aber die Kollegen haben es geglaubt, K. zuerst. Das hat den Brigadier getroffen. Dann passierte der Skandal mit dem Fundament. Es sackte ab, weil wir den Beton nicht nachgemischt hatten. Mit dem Beton ist das so: Wir

kriegen ihn vom Mischurm. Der läuft automatisch und ist das Neueste. Aber die Spezialloren für den Transport hat die Bauleitung an einen andern Betrieb verpumpt, als bei uns Pause war. Wir haben sie nicht wiedergesehn. Also trocknet der Beton auf dem Transport aus, und wir müssen jedesmal nachmischen. Das kostet Zeit und unser Geld. Ich sagte: Er ist zu trocken. Das tritt sich fest, sagte der Major. Der Brigadier läßt uns nicht verdienen, was wir brauchen. Wir müssen sehen, wo wir bleiben. Zeit ist Geld. Franz K. sagte: Wir haben schon auf die Zeichnung warten müssen, und nicht zum erstenmal. Sollen wir draufzahlen, weil die Intelligenz Verspätung hat? Haben wir Polster unterm Hintern? Es muß ja nichts passieren, sagte er. Das mit den Zeichnungen stimmt. Normalerweise ist es so, daß in einem Stück gebaut wird: erst wenn die ganze Projektierung fertig ist. Das Kombinat wird in Scheiben geliefert: eine Scheibe Projektierung, eine Scheibe Bau. Aber wir haben den Beton nicht nachgemischt. Der Brigadier war nicht dabei. Er hat im nächsten Abschnitt die Verschalung kontrolliert. Als es passiert war, fragte er: Was habt ihr da gemacht? Der Major sagte: Genau wie sonst. Der Brigadier hatte die Verantwortung für unsre Arbeit. An ihm blieb alles hängen.

Fundamente

DER VORSITZENDE: Das Eckfundament von Halle 6 rutscht ab. Es muß herausgerissen und neu gegossen werden. Gearbeitet hat dort die Brigade Bremer. Sie hat schlecht gearbeitet. Das muß untersucht werden.

EINE ARBEITERIN: Wir verlangen, daß der Unfall an der Strecke untersucht wird. Eine Streckenwärterin ist an der Kreuzung Autostraße-Werkbahn überfahren worden. Der LKW hat auf ihr Haltesignal nicht gehalten, sie mußte zum Gleis ausweichen, und die Lok hat sie überfahren. Sie hat vier Kinder und liegt im Krankenhaus, beide Beine ab, sie stirbt, weil der LKW-Fahrer keine Zeit hatte.

EIN JUNGARBEITER: Er steht im Leistungslohn.

DIE FRAU: Einen Mord hat er geleistet.

DER JUNGE ARBEITER: Er hat Signal gegeben.

DIE FRAU: Er hat nicht gehalten.

EIN HEISERER: Wenn wir immer auf euch Weiber warten wollen, kommen wir nie zurecht.

DIE FRAU: Ich kenne euch. Wir sind das fünfte Rad, wenn es um eure Pfennige geht. Wenn ihr uns bespringen wollt, scheut ihr keine Kosten.

DER HEISERE: Dir mach ich kein Kind mehr, Prohaskan.

DIE FRAU: Ich kann mir meine Kinder selber machen. Dich brauch ich nicht dazu, du Bock. Wir verlangen, daß der Unfall untersucht wird.

ERSTER ARBEITER: Erst das Fundament.

DIE FRAU: Wir wollen gehört werden. Wir arbeiten wie ihr. Das ist auch ein Fundament.

VORSITZENDER: Das bestreiten wir nicht. Eure Forderung ist berechtigt, der Unfall wird untersucht, der LKW-Fahrer bestraft, wenn sich herausstellt, daß er schuld ist. Aber eins nach dem andern, das Wichtigste zuerst. Das müßt ihr einsehn.

DIE FRAU: Wir sind nicht wichtig, was? Warum vermauert ihr uns nicht gleich in euer Fundament?

VORSITZENDER: Weil wir das Kombinat nicht nur zum Vergnügen baun. Der verunglückten Kollegin können wir nicht helfen, wenn die Ärzte ihr nicht helfen können. Ihren Kindern helfen wir, wenn wir besser baun und schneller. Also erst das Fundament.

ZWEITER ARBEITER: Wo sind die Kinder?

DIE ARBEITERIN: Im Wochenheim.

ZWEITER ARBEITER: Hat sie Verwandte?

DIE ARBEITERIN: Nein.

ZWEITER ARBEITER: Dann müssen wir uns darum kümmern, was jetzt mit den Kindern wird.

DRITTER ARBEITER: Hier liegt noch eine Beschwerde vor. Ein sorbischer Bauer beschwert sich, daß ein Lastwagen mit Bauholz durch sein Rübenfeld gefahren ist, um den Weg abzukürzen.

VORSITZENDER: Hol ihn herein. Aber er soll es kurz machen.

(Herein ein Bauer.)

EIN BAUER: Durch mein Rübenfeld ist ein Lastwagen vom Kombinat gefahren. Ich will Schadenersatz. Ich hab schon drei Felder abgegeben für euer Kombinat. Der Russe hat sie mir gegeben. Jetzt wollt ihr sie für euren Sozialismus haben, und euer Sozialismus fährt mit dem Lastwagen durch mein einziges Rübenfeld.

ERSTER ARBEITER: Unser Sozialismus heißt Fritz Erpen. Wir haben ihn schon zweimal verwarnt. Er war zuletzt beim Zirkus. Feuerspeier. Er versäuft seinen Sprit. Der fehlt ihm dann, und er muß es am Weg einsparen.

VORSITZENDER: Ist er hier?

DER ARBEITER: Nein.

DER BAUER: Ich will Schadenersatz.

DER HEISERE: Halt uns nicht auf. Wir haben mehr zu tun, als dein Gejammer anzuhören, Pollack.

DER BAUER: Ich bin Sorbe.

DER HEISERE: Das ist dasselbe.

DER BAUER: Pollack haben die SS zu mir gesagt. Jetzt heißt es Sorbe.

DER HEISERE: Bei uns am Bunker arbeiten zwei von deinen Leuten,

Sorbe. Wer ersetzt uns den Schaden, wenn die uns die Norm hochtreiben, weil sie sich anschmeißen wollen? Ich weiß Bescheid.

VORSITZENDER: Wenn ihr halb soviel arbeiten würdet wie die sorbischen Kollegen, wären wir weiter.

DER BAUER: Die Rüben fehlen mir. Das Soll hab ich nicht festgesetzt.

VORSITZENDER: Wegen Schadenersatz geh zur Aufbauleitung. Wer durch dein Feld fährt, fliegt. Noch was?

DER BAUER: Ich renn ihm die Forke in die Reifen beim nächsten Mal. (Ab.)

VORSITZENDER: Jetzt das Fundament. Bremer, du bist der Brigadier. Ihr habt das Fundament gemacht. Was hast du zu sagen?

BREMER: Wir haben gearbeitet wie sonst. Es muß ein Fehler in der Zeichnung sein. Das kommt davon, daß sich die Intelligenz auf der Baustelle nicht sehn läßt. Wenn es passiert, weil sie sich nicht drum kümmern, geben sie den Arbeitern die Schuld.

INGENIEUR: Ich bin der verantwortliche Ingenieur. Die Zeichnung habe ich gemacht. Sie stimmt. Sie können Gift darauf nehmen. Das ist nachgeprüft. Für die Ausführung bin ich nicht verantwortlich. Wer sind Sie überhaupt? Sie sind doch neu hier.

BREMER: Ich hab acht Jahre im KZ gesessen. In der Zeit habt ihr euch den Bauch gefüllt und Bomber konstruiert für Hitler, als Spezialisten für die Rüstung. Ihr habt alles ruiniert und euch dabei gesundgestoßen. Davon profitiert ihr jetzt. Wir müssen aufbauen, was ihr kaputt gemacht habt.

VORSITZENDER: Schluß, Genosse Bremer. Zur Sache: Das Fundament. Der Ingenieur hat recht. Die Zeichnung stimmt. Für die Ausführung bist du verantwortlich.

BREMER: Ich trau keinem, der für Hitler gearbeitet hat. Das gehört zur Sache.

INGENIEUR: Das ist eine Diffamierung. Auf dieser Basis ist eine Zusammenarbeit nicht möglich. Ich verlange, daß der Mann entlassen wird. (Sich entfernend.) Ich lasse mir das nicht bieten.

STIMME: Den sind wir los.

VORSITZENDER: Genosse Bremer, du wirst dich bei dem Ingenieur entschuldigen. Er kann nicht aus seiner Haut. Was er im Kopf hat, gibt er her. Du hast kein Recht, ihn zu beleidigen.

BREMER: Ich laß mich in Stücke reißen für den Sozialismus. Aber ich krieche einem Ingenieur nicht in den Hintern.

VORSITZENDER: Auch für den Sozialismus nicht? Überleg dir schnell. Was ist mit dem Fundament?

(Pause. Unruhe.)

HEINZ B.: Brigadier, wir haben den Beton nicht nachgemischt. Das kann

es sein. Der Beton war ausgetrocknet vom Transport, weil die Spezialloren fehlen. Wir wollten Zeit sparen.

FRANZ K.: Wir hatten schon auf die Zeichnung warten müssen.

VORSITZENDER: Also: Drei Wochen Zeitverlust durch Kampf um die Minute. Von den Kosten nicht zu reden. Bremer, was sagst du jetzt? Dem Ingenieur wirfst du vor, daß er Geld kostet und sich nicht um die Brigaden kümmert. Deine Brigade hat sabotiert unter deiner Leitung. Das Fundament kostet mehr als ein Ingenieur.

BREMER: Das ist keine Brigade, das sind Lumpen.

STIMME: Du bist ein guter Brigadier, nur die Brigade taugt nichts, was?

BREMER: Im KZ hab ich gewußt, wofür ich sitze. Jetzt weiß ich's nicht mehr.

Erzählung des Parteisekretärs

PARTEISEKRETÄR: Ich kam Ende 44 aus der Sowjetunion nach Deutschland zurück, mit dem Fallschirm über Pommern abgesetzt im Auftrag der Partei. Was ich sah, war schlimmer, als wir es vorausgesehen hatten. Kleinbürgerfrauen, behängt mit den Eroberungen ihrer Männer: Kleidern aus Paris, Pelzen aus dem Osten. Mütter, die ihre Kinder in den Volkssturm jagten. Witwen in stolzer Trauer. Und in den Todeszellen die Genossen. Damals dachte ich: wir müssen jede Hand abhacken, die sich für Hitler gerührt hat. Jetzt seh ich, wie das Kombinat gebaut wird, auch mit solchen Händen. Ich hatte den Bericht gelesen über die Produktionsberatung, in der Bremer einen Ingenieur beleidigt hatte. Der Ingenieur drohte mit der Kündigung. Bremer lehnte ab, sich zu entschuldigen. Er hatte sein Leben lang für die Partei seinen Kopf hingehalten, und das ging nicht hinein. Ich mußte ihn vorladen. Es war nicht leicht für mich. Ich konnte verstehen, daß er nicht verstand, was die Partei von ihm verlangte.

Die Korrektur

PARTEISEKRETÄR: Bremer, der Ingenieur droht mit der Kündigung. Die Sache muß aus der Welt geschafft werden. Du hast ihn zu Unrecht beschuldigt. Also mußt du dich entschuldigen bei ihm. Ich versteh, daß es dir schwerfällt, aber es muß sein.

BREMER: Soweit sind wir also. Ich bin im Unrecht. Hat vielleicht der Ingenieur im KZ gesessen für die Partei, hab ich Bomber konstruiert für Hitler?

PARTEISEKRETÄR: Du hast im KZ gesessen für die Partei, der Inge-

nieur hat Bomber konstruiert für Hitler. Das bestreitet keiner. Aber wir baun das Kombinat auf. Wir brauchen den Ingenieur. Du hast als Brigadier versagt, du hast ihn vor den Kopf gestoßen ohne Grund, und die Partei verlangt von dir, daß du die Sache aus der Welt schaffst.

BREMER: Soweit sind wir also.

PARTEISEKRETÄR: Wir können es uns leisten, den Sozialismus auch mit Leuten aufzubauen, die der Sozialismus nicht interessiert. Soweit sind wir. Wir können nicht auf sie verzichten. Soweit sind wir noch nicht. Und wenn wir soweit sind, ist es nicht mehr nötig, weil sie sich interessieren werden für den Sozialismus.

BREMER: Wißt ihr überhaupt noch, wo rechts und links ist? Ich hab schon 1918 auf der Barrikade gestanden, auf der richtigen Seite. Ich weiß noch, wo der Feind steht.

PARTEISEKRETÄR: Wir brauchen keine Barrikaden, Genosse Bremer, wir brauchen Industriekombinate. Wir müssen den Kapitalismus an die Wand arbeiten. Wenn du das nicht begreifst, hast du nichts begriffen. Wir verlangen von dir, daß du dich entschuldigst.

BREMER: Ich mach mich nicht lächerlich. Die Intelligenz lacht über uns.

PARTEISEKRETÄR: Sie arbeitet für uns.

BREMER: Sie wird auch dafür bezahlt, und nicht zu knapp.

PARTEISEKRETÄR: Sie ist noch knapp.

BREMER: Also die Partei verlangt von mir, daß ich zu Kreuze krieche vor einem bürgerlichen Ingenieur.

PARTEISEKRETÄR: Daß du deinen Fehler korrigierst.

Erzählung des Ingenieurs Herbert C.

INGENIEUR C.: Es passierte mir zum erstenmal, daß ein Arbeiter sich mir gegenüber so etwas herausnahm. Ich habe immer saubere Arbeit geleistet, korrekt auch unter schwierigen Bedingungen wie hier. Was auf der Baustelle passiert, ist nicht meine Sache. Ich bin Ingenieur. Zwei Tage nach der Produktionsberatung über das verpfuschte Fundament im Abschnitt 6 führte ich eine Delegation durchs Baugelände, Studenten, Journalisten, Techniker aus der CSR. Bei den Kühltürmen kam Bremer auf uns zu. Er hatte einen Zettel in der Hand. Er sah müde aus. Er tat mir fast leid. Er gab mir den Zettel und ging weiter. Auf dem Zettel stand: Ich nehme die in der Produktionsberatung gegen den Ingenieur C. erhobene Beschuldigung zurück. Sie entspricht nicht den Tatsachen. Bremer. Einer der Journalisten fragte mich nach dem Verhältnis zwischen Arbeitern und Intelligenz im Kombinat. Gut, sagte ich.

Das Einverständnis

HEINZ B.: Ich will in die Partei eintreten, Brigadier.

BREMER: Brigadier bin ich nicht mehr.

HEINZ B.: Aber in der Partei bist du. Ich hab dem Major das Nasenbein zerschlagen. Wird das angerechnet auf die Kandidatenzeit?

BREMER: Unsre Aufgabe besteht nicht darin, Nasenbeine zu zerschlagen. Wir sind die herrschende Klasse. Unsre Waffe ist der Staat. In die Partei willst du eintreten. Weißt du, auf was du dich da einläßt? Da wird viel verlangt. Weniger Bier, mehr Arbeit. Bis an den Bauch im Dreck, wenn es sein muß. Aufstehn, wenn du fällst, und wieder aufstehn, wenn du wieder fällst. Und glaub nicht, daß dabei ein Posten abfällt. Die Partei ist kein Versorgungsinstitut. Wieviel Frauen hast du? Zähl genau. Zwei sind zuviel.

HEINZ B.: Keine.

BREMER: Das ist vielleicht zu wenig. Aber du hast Zeit. Also: Du weißt, was du machst?

HEINZ B.: Ja.

BREMER: Gut. Dann red mit dem Sekretär. Und was wird mit dem Fundament?

HEINZ B.: Das Fundament machen wir neu.

BREMER: Wenn es wieder absackt, zerbrech ich dir den Schädel. Einverstanden?

HEINZ B.: Einverstanden.

AUS DEM PROTOKOLL EINER DISKUSSION ÜBER „DIE KORREKTUR“ IM KOMBINAT „SCHWARZE PUMPE“

Betriebsfunkredakteur: Eins steht fest, in der Szenenfolge ist sehr, sehr viel Wahrheit drin. Und verschiedene Typen kennt man genau wieder. Es gibt viele Dinge, wo ich erkenne, daß sich die Kollegen nicht nur irgendwo in Berlin an den Tisch gesetzt haben, sich haben was erzählen lassen, sondern sie müssen auf der Baustelle gewesen sein, sie müssen mit den Menschen gesprochen haben, und nicht nur zwei Stunden, sondern mindestens zwei Wochen. Sonst könnten sie das nicht machen. Das, was sie gebracht haben, stimmt, ist Wahrheit. Aber man muß wenigstens so viel, wie man an Negativem gebracht hat, auch an Positivem bringen. Das fehlt. Die Szenen, die gebracht wurden, sind hundertprozentig richtig. Aber bringt auch das Positive.

FDJ-Sekretär: Also, die Sache mit dem Stundenschreiben, das wird sehr stark herausgestellt, meiner Ansicht nach ein bißchen zu stark. Es sind viele

Wahrheiten drin, das ist klar, und darüber gibt es gar keine Diskussion. Aber ich bin der Überzeugung, daß man doch eins beachten muß: dieses Hörspiel ist gedacht für die Menschen in der DDR. Wenn es nur für den Betrieb wäre, dann wäre gar nicht so viel zu bemängeln. Ich bin also der Überzeugung, daß man hier ein zu stark negatives Bild bekommt gegenüber dem, was hier bei uns schon steht. Ist nicht das Typische auf der Baustelle der Kampf der Arbeiter um die Einhaltung der Pläne? Dieses Typische, dieser Kampf kommt meiner Meinung nach zu wenig zum Ausdruck.

Betriebszeitungsredakteur: Mich hat ohne weiteres beeindruckt, daß trotz dieser – von verschiedenen Seiten wurde gesagt, zu stark negativer Seiten bei richtigem Hineindenken der Kampf, das heißt die Änderung des Bewußtseins unserer Menschen, vom Anfang des Hörspiels bis zum Schluß zum Ausdruck kommt. Jawohl, das ist eine einfache und klare Feststellung, die stimmt. So hab ich es empfunden, das muß man von vornherein sagen. Das soll ja das Ziel der Hörfolge sein, meiner Ansicht nach, aufzuzeigen, wie sich aus den negativen Elementen der Brigade der Kern herauschält, der in der Weiterentwicklung die führenden Kräfte im Kampf um die Planerfüllung hier auf der Baustelle darstellt. So hab ich das empfunden, und so hab ich das aufgenommen. Mich persönlich hat die Stelle am meisten beeindruckt, als in der Brigade diese Scheidung eintrat, daß der bewußte Kern jetzt sogar den entscheidenden Schritt getan hat und zu dem Menschen gekommen ist, den sie vorher verprügelt haben, den sie geschlagen haben, den sie trotz allem, und das kam zum Ausdruck, anerkannt haben. Sie haben gesehen, der Genosse ist standhaft, der läßt nicht ab von seiner Normerfüllung, der macht trotz Prügel keine Normenschaukelei mit. Trotz allem nicht. Und dann, daß einer aus der Brigade den Mut und die Kraft findet, zu sagen: Genosse Bremer, ich will in die Partei eintreten. Das ist auch meiner Ansicht nach sprachlich sehr gut dargestellt gewesen, weil du gemerkt hast in der Ausdrucksweise dieses Arbeiters – ich hab das gemerkt, ich bin ein junger Genosse –, der hat selbst mit sich gerungen. Du hast richtig gemerkt, wie er auf die Zähne gebissen hat und gesagt: Ich geh in die Partei, ich gehöre da rein, und der Kampf bei ihm kam in der Sprache sehr gut zum Ausdruck. Meiner Ansicht nach ist auch die Rolle des Genossen Bremer gut dargestellt, weil man dort ebenfalls erkennt, wie er mit sich ringt, und weil gezeigt wird, in wenigen Momenten, wie der Genosse Bremer durch die ruhige und sachliche, überzeugende Art des Parteisekretärs – und das ist so, wir haben auf der Baustelle ohne weiteres die führende Rolle der Partei –, wie also auch der Genosse Bremer seine Meinung ändert, wie er im Gespräch mit dem Kollegen, der in die Partei eintreten will, auch sich selber sagt: Du hast Fehler gemacht.

Bauleiter: Wenn wir zurückdenken, wenn wir nur an die Normengeschichte

denken, was das gegeben hat. Am Rohkohlebunker, wo die Brigade Roßbach, die eine gute, eine ausgezeichnete Brigade war, gesagt hat: Also wenn wir unter 180 Prozent verdienen, dann ist Sense bei uns. Das war doch kein selbster Fall. Unsere Devise ist doch im Betrieb, in allen volkseigenen Betrieben: Der Kollege bekommt das bezahlt, was er leistet. Aber es ist doch kein Geheimnis bei uns, daß im vergangenen Jahr nachweislich weit mehr Löhne gezahlt wurden, als wir wieder verrechnen konnten, und das ist doch nicht in Ordnung. Und es ist auch kein Geheimnis, daß diese Normenschaukelei durchaus gemacht wird. Ein konkretes Beispiel dafür: Es wurden aufgeführt 32 Meter Transportweg, und weil wir ja nun auch die Baustelle kennen, ist uns aufgefallen, daß das zu weit ist. Nun sind wir hin, und da waren das 16 Meter, aber man hat geschrieben: 16 Meter hin und 16 Meter her. Also man hat den Hin- und Rückweg berechnet, aber in der Norm ist das nicht drin, und dadurch ist ein völlig unreales Bild entstanden, und der Betrieb hat dafür einige Monate Lohn bezahlt, hat das so hingehen lassen, konnte es aber dem Auftraggeber nicht verrechnen. Es ist uns klar, daß einem das eigene Hemd näher liegt als dem andern sein Mantel. Aber wenn wir alles billiger haben wollen, dann kommt es darauf an, wie wir arbeiten. Und wir erreichen es nur, wenn die Organisation in unserm Betrieb und im ganzen verändert wird. Die Kumpel, wenn die Material und alles haben, daß sie zügig arbeiten können, kommen in den seltensten Fällen darauf, irgendwelchen Schwindel zu machen. Der Schwindel beginnt dann, wenn Stockungen im Arbeitsablauf eintreten, wenn sie ihren Lohn in Gefahr sehen. Dann macht der Bleistift die Norm, dann macht der Bleistift die Lohnsumme. Das ist nicht richtig, und da müssen wir alle drangehen, aber alle, und das ist gut herausgestellt worden mit dem Kasten Bier oder mit dem und jenem. Es trifft doch zu bei uns, daß Normen beim Bierkasten ausgehandelt worden sind.

Arbeiter: Ich glaube, die Kollegen haben es sehr gut verstanden, in der Diskussion um den Unfall die Frage der Gleichberechtigung der Frau her einzubringen. „Dann mauert uns doch in den Beton mit ein“, die Antwort dieser Frau, das ist gut. Und dann die Anklage dieses Sorben. „Du Pollacke“, das wird ihm an den Kopf geschmissen. Da sagt er: „Du Pollacke, das haben die Nazis zu uns gesagt, ja, ich bin Sorbe“, und das sagt er voller Stolz, auch wenn er dabei seinen Rübenacker im Kopf hat, das spielt ja keine Rolle, er sagt voller Stolz: „Ich bin Sorbe.“

Ingenieur: Wir können heute sagen, daß der größte Teil der Ingenieure, die hier auf der Baustelle, besonders in der Aufbauleitung, arbeiten, seine ganze Kraft einsetzt und auch versucht, den Kontakt mit der Baustelle zu bekommen und immer helfend einzugreifen. Daß sich mal ein Ingenieur mit dem Polier draußen in die Haare kriegt, weil frischer Beton auf alten, bereits abgebundenen aufgekippt wird, das sind natürlich Dinge, wenn mal die

Galle überläuft. Die sind aber nicht darauf zurückzuführen, weil ein Mißverhältnis ist zwischen dem Kumpel und dem Ingenieur, sondern lediglich, weil in beiden das gesunde Bestreben drinsteckt, eine gute Arbeit zu leisten.

Ingenieur: Den Ingenieur soll man suchen hier auf der Baustelle, der sagt: Das ist nicht meine Sache, was draußen passiert. Den gibt's, glaub ich, nicht bei uns. (*Zwischenruf:* Au, au!)

Staatsfunktionär: Na, Kollege W., hast du nicht einiges miterlebt vor einem halben, dreivierteil Jahr, wie sich alle hingestellt haben und jeder alles abgeschoben hat? Ich will jetzt hier nicht Historie machen, aber wir haben's doch oft gehabt, also das wirst du mir doch zugeben . . .

Ingenieur: Wir müssen eben bei diesen Dingen beachten, es ist vor einem dreivierteil Jahr. Das ist es.

Staatsfunktionär: Und gerade diese Fälle, die wahrscheinlich zur Grundlage dieses Hörspiels genommen worden sind. Wenn ich das Wort Fundamente höre . . . Also ich bin der Meinung, wir müssen immer wieder davon ausgehen, im Juni 1957, da war's so. (*Zwischenruf:* Jawohl, 1957 aufgenommen, und jetzt bringt man's.)

Schriftsteller: Ich soll ein kleines Buch schreiben über das Kombinat, und deshalb bin ich in dieser Zeit hier. Und ich glaube, wir sollten sagen, es ist viel gelungen in diesem Hörspiel. Was mir fehlt, nach meinen kurzen Erfahrungen – ich bin zehn Tage hier –: es ist etwas zu kalt, das Ganze. Es gehört mehr an Wärme herein. Es gehört mehr etwas herein, woran man spürt, das Gute, das Prachtige, das teilweise Hervorragende an den Kumpeln hier im Kombinat.

Arbeiter: Das ganze Hörspiel ist in seiner Gestaltung mal anders. Es ist doch so: Bremer kommt ins Kombinat, kommt zu einem Parteisekretär, unterhält sich mit diesem Parteisekretär, und es erscheint jetzt in der Diskussion die Frage nach der Wärme, nach dem Verhältnis zwischen den Menschen. Der Parteisekretär ist nüchtern, ganz sachlich. Ganz ruhig sagt er zu dem Genossen Bremer: Lieber Freund, du gehst zum Bauabschnitt 6, wirst dort eine Brigade übernehmen. Schluß. Aus. Damit hat sich die Diskussion zwischen diesen beiden erledigt. Und jetzt kommt der Mann hier heraus, und ich glaube, jetzt darf gar keine menschliche Wärme, kein persönlicher Kontakt erscheinen. Denn wie soll jetzt zwischen der Brigade, zu der dieser Bremer kommt, zwischen ihm und der Brigade irgendein Kontakt entstehen? Der Bremer steht tatsächlich im Moment allein. Und ich glaube, es ist so, daß eine ganze Reihe von bewährten Genossen hier auf der Baustelle am Anfang schwer zu kämpfen hatten. Nämlich mit solchen Leuten, die das Abenteuererblut von der Wismut mitgebracht und hier gesagt haben: Das, was bei der Wismut war, geht hier weiter. Und dann ging's „Hoch-die-Tassen“. Und dann ging's mit dem spitzen Bleistift: Wer schreibt, der bleibt. Und das will

Bremer bekämpfen. Da ist es selbstverständlich, daß er keinen positiven Kontakt finden kann. Sein Gegenspieler, genau das Gegenteil von Bremer, das ist der „Major“. Und als zum Schluß der Genosse sagt: Du, ich hab dem das Nasenbein zerwicht, krieg ich das auf meine Kandidatenzeit mitangerechnet?, da erscheint die Lösung des Konflikts zwischen dem „Major“ und Bremer. Der Konflikt wird nicht von Bremer selbst gelöst, sondern wird gelöst durch die Anfrage: Ich möchte Mitglied der Partei werden. Und das ist auch der Moment, wo man sagen kann, jetzt ist dieser „Major“ ausgeschaltet, jetzt ist Feierabend für ihn. Denn jetzt ist jemand mehr, der zu Bremer findet. Und hinzu kommt dann eins, ganz klein eingeblendet, die Sache mit dem Ingenieur. Der Bremer hat den Ingenieur doch beleidigt, der hat ihm doch harte Worte an den Kopf geschmissen, der hat gesagt: Du bist schuld, obwohl er nicht schuld ist. Und trotzdem sagt der Ingenieur, und dort erscheint wirklich eine sehr große menschliche Wärme, nämlich als er sagt: Er schleicht also dahin, sieht übernünftig aus, drückt mir den Zettel in die Hand. Und dann die kurze Antwort an die tschechische Delegation: Gut. Weiter nichts. Und da ist soviel Wärme drin, mehr wär zuviel.

Denn es ist eine Lüge, was die literarischen Schlafmützen behaupten, daß die Angelegenheiten des Tages keinen bleibend poetischen Wert hätten. Der Großmeister Aristophanes kann sie hierüber eines Besseren belehren.

Gottfried Keller (in einem Brief an Hermann Hettner)

BEGEGNUNG IN BITTERFELD

Wir schauten aus dem Abteil auf die Abraumfelder der Braunkohle. Über der schwarzen Wand am Rande der tiefliegenden, mit Sandkegeln bedeckten und von Grundwassertümpeln durchsetzten Sohle zeichnete sich, riesenhaft wie ein Tier der Vorzeit, ein Bagger gegen den dunstigen Himmel ab. Von den Menschen, die hier eine der wichtigsten und schwersten Arbeiten vollbrachten, und von denen es auf dem Bahnhof Bitterfeld nur so gewimmelt hatte, war nirgends etwas zu sehen. Alles war starr und leer.

„Da leben müssen – nicht geschenkt“, meinte jemand.

„Sagen Sie das nicht“, belehrte ihn eine Mitreisende. „Ich habe kürzlich in einer Zeitschrift gelesen, es sind Bemühungen im Gange, damit sich auf dem toten Revier wieder Krume festsetzt. Wenn Sie genau hinsehen, können Sie schon überall ein bißchen Grün bemerken. Das ist alles angepflanzt, mit besonders anspruchslosen Gewächsen. Wenn sich erst wieder die Humusschicht gebildet hat, ist es nur noch eine Zeitfrage. Dann, so in zehn, zwanzig Jahren, sieht es hier vielleicht besser aus als um Leipzig herum.“

„Bis dahin gibt's Leipzig doch gar nicht mehr“, erwiderte der andere schadenfroh. „Die sprengen die Kohle ja schon bei Markkleeberg.“

Da ergriff der Mann mir gegenüber das Wort.

„Liebe Freunde“, sagte er und meinte damit offenbar alle Mitreisenden, „nur keine Bange. Bis dahin ersetzt das Atom die Kohle. Und überhaupt, darauf kommt es gar nicht so an. Als ich mich hier einmal kurz aufgehalten habe, im Sommer neunundvierzig, da war alles noch trostlos, und trotzdem denke ich jedesmal, wenn ich hier durchfahre, gern daran zurück.“

Er machte eine Pause und vergewisserte sich, ob es angebracht war, ausführlicher zu werden. Tatsächlich blickten alle im Abteil auf ihn. Er war etwa Mitte der Sechzig, hatte lebhaft braune Mäusaugen, und der seidig glänzende weiße Haarkranz machte das Rosa seines Schädels beinahe leuchten.

„Das Ganze kam daher“, fing er zu erzählen an, „daß ich aus Versehen den falschen Rock anbehalten hatte. Ich lasse mir nämlich meine Anzüge immer aus demselben Stoff machen, einem grauen mit dünnen weißen Streifen. Da kann so eine Verwechslung leicht vorkommen. Kaum war der Zug aus Leipzig raus, sieht meine Frau die Fransen an den Ärmeln. „Du hast ja den Gartenrock an“, sagt sie entsetzt. Ich bekomme einen Schreck und greife in die

Tasche. Der Ausweis! Natürlich, steckt daheim im guten Rock. Nichts zu machen. Ich muß zurück, sonst komme ich nicht nach Berlin rein und raus schon gar nicht. Bitterfeld war die erste Station. Meine Frau ist gleich weitergefahren. Der nächste Zug nach Leipzig ging erst in einer Stunde. Es goß mächtig. Zum Glück hatte ich den Schirm mit. Schaust dir die Stadt an, sagte ich mir. Es war Sonntag früh. Auf der ganzen langen Hauptstraße begegnete ich nur zwei Menschen, einem Russen mit ein paar Broten unterm Arm und einem jungen Ding, es lief mit einem Milchtopf durch den Regen. Am Ende der Straße war ein Platz mit einer halbrunden Mauer aus Sandstein. Und ein Stahlhelm drauf, so groß wie eine Gulaschkanone. Es war das Kriegerdenkmal vom ersten Weltkrieg. Ich bin gerade dabei, Namen auf der verwitterten Gefallenenliste zu entziffern, da sehe ich mit einemmal abseits auf der Straße einen Jungen stehen. Mit einem Rucksack voller Kartoffeln, der war bestimmt schwerer als er. Und neben sich hat er noch einen Sack. Und der Regen rinnt ihm nur so die Haare runter übers Gesicht.

„Na, was ist mit dir los? Kannst wohl nicht mehr?“ frage ich.

„Doch“, antwortet das schmächtige Kerlchen ganz ernst. Und schon griff er nach dem Sack. Er wollte zum Bahnhof. Na, da habe ich ihm den Sack getragen. Offen gesagt, mir kam's sauer an, mit dem Kleinen Schritt zu halten, und ich habe ein paarmal verschnaufen müssen. Er war gar nicht zutraulich. Nur soviel brachte ich aus ihm heraus, daß er mit seiner Großmutter bei Verwandten war. Auf einem kleinen Bauernhof vor der Stadt. Und die Großmutter sei mit Milch und drei Eiern zum Bahnhof vorausgegangen.

Dort trafen wir sie auch. Die Eier trug sie in der Hand wie was Kostbares vor sich her. Sie waren nicht einmal eingewickelt. Aber sonst machte die Frau einen sehr ordentlichen Eindruck. Papier war halt knapp damals. Während der Fahrt stand ich mit dem Jungen auf der Plattform. Er ließ die Kartoffeln nicht aus den Augen und war noch immer nicht zum Reden aufgelegt. Nur das erfuhr ich von ihm: der Vater war Lokführer bei einer Trümmerbahn, und er, der Kleine, wollte auch Lokomotivführer werden. „Auf so einem netten Lokomotivchen, wie dein Vater eins fährt?“ fragte ich. Zum erstenmal kam Farbe in das blasse Gesicht. „Wo denken Sie hin“, sagte er, „ich fahre nur eine große Lok.“ Er sah mich ganz komisch an, ich wußte nicht, war er beleidigt oder tat ich ihm leid, weil ich so schwer von Begriff war.“

Einige der Zuhörer lachten. Der Mann aber fuhr fort:

„Liebe Leute, da gib't gar nichts zu lachen. Sie können mir's glauben oder auch nicht. Noch heute bin ich froh, daß ich damals den falschen Rock anbehalten hatte. Man weiß nie, wozu es gut ist, wenn man Pech hat. Ich war nämlich ein richtiger Griesgram geworden und konnte mir gar nicht vorstellen, wie wir aus dem Dreck jemals wieder rauskommen könnten. Sie werden es ja noch wissen: die Waggonfenster zerschlagen, der Stoff von den

Sitzen geschnitten, die Birnen rausgeschraubt, keiner traut dem anderen, und alle hamstern und schieben, statt zu arbeiten. Ich konnte ein Lied davon singen. Ich bin nämlich Bauführer. Und da begegne ich ausgerechnet in Bitterfeld diesem Bürschchen. Kartoffeln auf dem Buckel, aber im Kopf – eine große Lok. Das hat mich damals direkt in Schwung versetzt. Nur schade, daß ich mir nicht die Adresse habe geben lassen. Wüßte zu gern, was aus ihm geworden ist.“

„Hm“, meinte jemand, „das könnte doch ein jeder gewesen sein, der zu einer dieser Jugendbrigaden gehört. Sogar auf D-Zug-Lokomotiven sieht man jetzt solche Aufschriften.“

Der Alte antwortete:

„Eben. Ich schaue mir die Burschen auf den Maschinen auch jedesmal an. Aber wie soll ich wissen, wie er heute aussieht?“

Der Zug fuhr in eine Station ein. Aus dem Lautsprecher kam eine Frauenstimme. Ich verstand nur die letzten Worte: „Bitte beeilen.“

Wieder glitt Abraumgelände an uns vorüber. Diesmal aber eingeebnetes. Und schütteres Birkengebüsch belebte schon hier und dort das weißgraue Ödland.

Nach einer Weile blickte der Alte vom Fenster weg und wandte sich an die Mitreisende, die das Gespräch begonnen hatte. „Sie haben ganz recht, gute Frau“, sagte er zögernd, als überlegte er jedes Wort, „wenn man der Erde auch noch so zusetzt, wir müssen uns nur die rechte Mühe geben, dann wird sie immer wieder grün.“

DAS ATOM

Auszüge aus einem Poem

V

*Immer wieder Erinnerungen
machen die Schritte schwer.
Wir selbst mit dem Greuel der Nibelungen:
Nebel, Mythe und Mär.
Hör noch den Singsang dem Nebel enttauchen:
„Nach Osten wollen wir ziehn!“
Seitab vom Wege die Schornsteine rauchen
von Auschwitz und Lublin.
Aber das Lied versickert im Schweigen
der Ebne. Ein anderes naht.
Eisern dem Widerstand fühlst du entsteigen
den Rhythmus von Leningrad.*

*Kannst du vergessen, wie du das Leben
einst von dir warfst?
Noch ist die Stunde dir nicht gegeben,
da du vergessen darfst!*

VIII

*Noch immer brennt uns der Zauber im Blut,
der uns peinigt, der uns beglückt.
Das alte Wort: Ich bin dir gut!*

*Ach, Liebe, die uns zerstückt,
ach, Liebe, die uns zusammenfügt
vielleicht nur für eine Nacht.*

*Und der Morgen kommt, und dein Märchen lügt,
und wir haben vergebens gewacht.*

*Hinterm Fenster – spürs, wie die Nacht verrinnt.
Im Dunkel klopft unser Blut.
Wer weiß denn, was endet, wer weiß, was beginnt!
Nur selten sind wir gut.*

IX

*Auch die Zeit ist nicht gütig, nein.
Immer wieder in Übergängen
werden wir geschleudert
von Katarakt zu Katarakt.*

*Doch was sie fordert, ist einzig
ein mögliches Maß an Vernunft.*

*Versteh diese Welt, sagt sie,
darin du dich bewegst!
Versteh: du bewegst dich
auf ein Tor zu,
oder du schwimmst einem Strand entgegen,
oder du reichst einem Menschen die Hand.*

Zu einem Kuß gehören zwei Menschen.

*Immer, in all deinen Regungen,
ist auch ein anderes Wesen da,
das scheinbar ruht – oder das sich mit dir bewegt.
Du lebst in einer bewohnten Welt.*

*Von dir erschaffen: Zahlen und Figuren,
die mathematische Gleichung
und das physikalische Experiment.
Versteh!
Und brauch deine Phantasie auch,
um zu erkennen!*

*Ich bin nicht gütig,
denn ich fordere Vernunft!
Und eb ihr den breiten, rubigen Strom
des Lebens erreicht,*

*erabnt von den Dichtern,
exakt berechnet nach den Gestirnen der Weisheit,
muß ich euch schleudern
von Katarakt zu Katarakt.*

Aber ihr selber müßt steuern.

X

*„Heller als tausend Sonnen“ –
das entfesselte Atom.
So hat eine Zeit begonnen
und wird unaufhaltsam zum Strom.
Doch als das Feuer verlohte,
da war keine Sonne mehr da:
aber achtzigtausend Tote
in Hiroshima.*

*Strafen, die andre verbüßten,
von Wunden und Schwären voll,
für die verwüsteten Wüsten,
für das Bikini-Atoll:
Fragt die Fischer vergebens
nach des neuen Prometheus Raub:
da schreibt seine Chiffren tödlichen Lebens
der radioaktive Staub.*

*Von Gammastrahlen beschossen –
wir wissen um die Gefahr.
Wir haben das Leben ein wenig genossen
und altern nun Jahr um Jahr.
Wir wissen in menschlichen Händen
gewaltige Energie –
und vielleicht einst werden wir enden
mit Krebs und Leukämie.*

*„Heller als tausend Sonnen“ –
das grinst, das höhnt in die Welt.
So hat eine Zeit begonnen.
Wer weiß denn, wie sie fällt?*

*So gehn wir durch unsere Tage
und fühlen uns bedroht.
Und stellen uns endlich die Frage –
die Frage auf Leben und Tod.*

XI

*Denn auch die Liebe – wir haben sie nicht ermessen,
menschlichstes Wesen, kann sie phantastisch erheben.
Und sie kann töten. Wir habens zu oft nur vergessen,
da wir im Feuer ihrer Berührung erbeben.*

*Und so liegt auch das Glück auf der leicht erzitternden Waage.
Banal klingt der Satz: Wir müssen das Leben führen.
Aber er treibt seinen Stachel ins Fleisch unsrer Tage,
wo wir den Eishauch der Unendlichkeit spüren.*

*Welten verbergen sich hinter der menschlichen Stirne,
und wir gehen verwirrt unsre leicht überschaubare Straße.
Ungeheures dringt ein. Doch Elektronengehirne
bannen die Wirklichkeit wieder in menschliche Maße.*

*Unterm Damoklesschwert der erkannten Gefahren
gehn wir geduckt durch die Welt, wo wir unsicher wohnen.
Und wir wolln doch das Leben sicher und gütig bewahren
mit unseren Ärzten am Steuer der Kobaltkanonen.*

*Kraft, die wir schufen, kann sie uns plötzlich vernichten.
Und sie kann uns unendlich dienen auf dieser Erden.
Aber da wir erkennen, müssen wir endlich auch richten,
wolln wir nicht selber gerichtet werden.*

XII

*Als wir in die Wälder eingetaucht,
Wälder kühl und feucht –
Wie der Dunst aus den grünen Lichtungen raucht
in der frühen Sonne Geleucht!
Wie der Hang sich hebt, wie sich muldet das Tal*

*dem Auge, der fühlenden Hand!
Und: „Fluß, mein Fluß im Morgenstrahl . . .“
Es war ein seliges Land.*

*Als wir in die Städte eingezogen,
da waren die Städte breit –
Da donnert der Zug über'n Stadtbahnbogen
und wir rauschen durch die Zeit.
Wir ahnen die Trümmer die Asche nicht
und sehn nur die Stadt, wie sie steigt.
Kreisende Plätze um unser junges Gesicht
und der Straßen Maß und der Häuser Gewicht
und ein Dom, der das Wort noch verschweigt –*

*Der das Wort noch verschweigt, das uns seltsam klingt:
Heimat. Wir sagen nur: Hamburg – Spessart – Main.
Aber fühle, wie es uns durchdringt
bis in den Schlaf binein!
Nicht ausgesprochen und dennoch gesagt,
geflohen und wieder gesucht,
geflüstert, gesungen und wieder beklagt
und wie eine Schuld verflucht.*

*Städte, erhellet von tausendkerzigen Lampen,
Bodensee, Schwarzwald, Rhein:
Ach Land unterm Netz der Abschlußrampen –
du Heimat, Deutschland mein:
Da klingt dein Name wie eine Schuld
und ist doch unsre, die schreit:
unser kleiner Traum, unsre große Geduld,
und die Hoffnung, die uns wiegt und lullt –
daß der Drache kein Feuer speit.*

XIII

Das ist unsere Welt.

*Wir geben ihr unsre Gestalt
nach den Gesetzen, unter denen wir leben,
unentrinnbar.*

*Aber wir haben ein Recht der Auflehnung:
gegen die Gesetzlosigkeit,
gegen den Mythos der Unveränderlichkeit,
gegen das maßlose Spiel mit dem tödlichen Ernst,
gegen das Riesenmaul der bombastischen Drohung,
das uns angrinst in unsrer eigenen Heimat:
in unsrer Heimat,
die gespalten ist in menschliche Bemühung
und gleißende Barbarei.*

*Damit wir wieder gütig sein dürfen,
ist Entscheidung nötig
und Härte.*

*Denn das ist unsre Welt,
der wir Gestalt geben
nach unsern Gesetzen.*

XIV

*So lange das Leben wäbrt,
wird es sich bewegen nach den Gesetzen der Materie.
Und wir sind ihnen Schritt für Schritt
auf der Spur.*

*Die „Harmonie der Welt“,
Keplers mathematischer Traum,
ist eingegangen in die Utopien
von einer glücklichen Menschheit.*

*Am Riesengebäude einer vernünftigen Ordnung,
das Karl Marx exakt entworfen hat,
wird seit den Tagen Lenins
unaufhörlich gebaut.*

*Ich seh meine Hand, wie sie schreibt.
Sie möchte schreiben: LIEBE.
Oder: GLÜCK.
Und das soll gelten.
Aber es gilt noch nicht.*

*Ich seh die Hand meines Sohns.
Er rechnet:
Sieben mal sieben ist neunundvierzig.
Und meine Tochter schneidet aus Silberpapier
zärtliche Deckchen.*

*Und ich seh
deine Hände
 und deine
 und deine.*

*Deine Zeichnung, dein Werkstück,
das Haus, an dem du baust –
dein Planen und Denken –
und sogar dein Traum:
Alles deutet voraus.
Und im lenkbaren Spiel des Kindes
ist Zukünftiges schon beschlossen.*

*Immer die Tätigen
– daß wir endlich ihnen verpflichtet sind! –
leisten das Werk und brauchen das Glück und die Liebe.
Mit ihnen wollen wir teilen
der Tage Arbeit
und der Abende Freude und Frieden.*

*Und wenn ein Flugzeug draußen über den Himmel zieht,
dann wollen wir lauschen:
Das kommt aus Moskau –
oder aus Paris –
oder aus New York.
Es bringt Gäste.
Wenn wir ihnen begegnen,
wollen wir freundlich zu ihnen sein.*

*Einfach wollen wir sprechen miteinander,
verständlich, Fragen stellen
und Fragen beantworten.
Ohne Lüge und ohne Furcht.
Und das soll gelten.*

*Und dann werden wir uns ein Datum merken:
Am 27. Juni 1954
lieferte das erste Atomkraftwerk der Welt
zum erstenmal die gesteuerte Energie:
Im Lande der Arbeiter und Bauern,
im Lande Lenins.*

*Wir werden wenige Worte brauchen,
um uns zu verstehen.
Denn der Sozialismus wird sein
die verständlichste Sache der Welt.*

XV

*Noch schließt sich um uns das Zimmer,
wo ich deine Stimme versteh.
Und draußen weht noch immer
der Wind hin über den See.*

*Wenn der Wind sich legt, wenn der Regen fällt,
kann manches geschehn:
Soll dann in einer verseuchten Welt
das Leben zugrunde gehn?*

*Wir sagen einander noch Worte
und sind einander schon fern.
Der Wind an der Gartenpforte
der weiß noch: Wir hatten uns gern.*

*Wenn der Wind sich legt, wenn der Regen fällt,
wird nichts geschehn.
Nur der Frühling kommt wieder in unsere Welt.
Und das Leben wird fortbestehn.*

DENKMAL FÜR EINEN FLIEGER

Eine Musikballade

I

SPRECHER: *Wer nach Detroit kommt
Auf einen kurzen oder langen Besuch
Zur Arbeit oder zum Vergnügen,
Soll nicht versäumen
Der Stadt Sehenswürdigkeiten
Als da sind:
Die großen Automobilwerke und
Das Denkmal des unbekannten Fliegers.*

*Unter dem Bronzehelm und der Brille
Und der Atemmaske aus Bronze
Ist das bronzene Gesicht
Unerkennbar.*

*Keine Inschrift verrät
Wessen gedacht werden soll und warum.
Statt einer Tafel ist am Sockel
Ein leerer Fleck.*

GENERAL: Pilot Purkapile.

PILOT: Hier.

GENERAL: Pilot, dein General ruft dich. Ausgewählt hat er dich aus der langen Liste. Weil du ein guter Flieger bist.

PILOT: Ich werde genannt DER BUSSARD. Als Kind horchte ich abends auf den Motorenlärm, der über unsre Stadt zog. Ich sah die grünen und die roten Lichter an den Flügeln. Sie schwangen über mich hin. Sie waren mir die liebsten Sterne unter allen, die ich kannte.

GENERAL: Pilot, dein General befiehlt dich zum Flugplatz.

PILOT: In der Garage reparierte ich Motoren und lernte so sie kennen. Bei den Flugzeugwerken meldete ich mich. Sie nahmen mich an. Im Krieg wurde ich Flieger und blieb es.

GENERAL: Pilot, dein General legt dir Stillschweigen auf. Deine Aufgabe ist geheim. Das Ziel deines Fluges darf nicht bekannt werden.

PILOT: Ich überlebte Luftkämpfe und Wirbelstürme. Geflogen in Nebel und zwischen platzenden Flakgranaten. Wenn der Motor brannte, wenn das Steuer aussetzte, wenn die Ölleitung brach, war mir die Erde nah. Ich überlebte um dieses Lebens willen.

GENERAL: Pilot, dein General ruft dich zum Flugplatz. Du wirst erwartet.

PILOT: Ich komme. Ich nehme Abschied.

ROSY: Bertie, wann kommst du zurück?

PILOT: Ich weiß es nicht.

MUTTER: Sohn, wohin geht diesmal der Flug?

PILOT: Ich weiß es nicht.

LITTLE BOB: Bussard, wirst du eine große Maschine steuern?

PILOT: Ich weiß es nicht.

DIE DREI: Fürchte nicht die Einsamkeit. Wir sind bei dir. Wo du auch immer bist. Was auch immer dir wird getan. Fürchte nichts als deine Schwachheit.

II

SPRECHER: Unbeweglich wartet das Flugzeug auf den Piloten. Kalt noch die Motoren. Leer der Flugplatz. Die Fracht ist schon verladen. Sie wird schon erwartet. Am fernen Ziel fahren schon die Garden auf, mißtrauisch blicken sie um sich, Waffen in den Händen und Furcht im Genick vor der Fracht, die schon verladen ist.

PILOT: Pilot Purkapile meldet sich zur Stelle.

GENERAL: Ich gebe das Ziel bekannt. Es heißt ARP 3. Es liegt im Quadrat 17 B, früher benannt Deutschland.

PILOT: Zu Befehl.

PROFESSOR: Ich bitte um vorsichtigen Transport. Die Konstruktion ist genau berechnet, aber der Zufall ist unberechenbar.

PILOT: Zu Befehl.

GEHEIMPOLIZIST: Achtung, der Chef kommt.

CHEF: Grüße. Zwei Finger an der Krempe. Mehrere Hände geschüttelt. Keine vergessen?

GEHEIMPOLIZIST: Keine vergessen.

CHEF: Gut. Hiermit taufe ich das Unternehmen. Es soll heißen: Unternehmen Jesu. Bedeutet: Nicht umzubringen, auffahren zum Himmel, von dort aus herrschen. Eigne Idee. Händeschütteln. Mein General?

GEHEIMPOLIZIST: Witwer. Kein Kind. Sammelt Briefmarken. Liest keine Zeitung. Unverdächtig. Akte 511.

CHEF: Mein Professor?

GEHEIMPOLIZIST: Unverheiratet. Besucht Boxkämpfe. Schläft mit einer Chinesin. Unverdächtig. Akte 83.

CHEF: Mein Flieger?

GEHEIMPOLIZIST: Verheiratet. Ein Kind. Drei Orden. Zweimal verwundet. Wöchentlicher Kinobesuch. Unverdächtig. Akte 16 402.

CHEF: Hut abgenommen. Feierlich. Einige passende Worte: Unser Land, Hort der Freiheit, Schutz der kleinen Nationen. Unser Land, Waffenschmiede der bedrohten Völker, die gleich uns werden, indem sie zu unsern Waffen greifen und dafür zahlen, auf daß wir neue schmieden können. Triumph des amerikanischen Jahrhunderts, des unsrigen, des meinigen. Anfangen.

GENERAL: Pilot, dein General gibt das Zeichen zum Start.

PILOT: Die Motoren beginnen zu laufen. Das Wetter ist gut. Der Wind trägt keine Wolke.

LITTLE BOB: Von Norden zieht Regen heran.

MUTTER: Das Wetter wird schlecht.

ROSY: Jetzt startet er.

DIE DREI: Wir sind bei ihm. Stunde um Stunde.

PILOT: Ich kenne die Fracht nicht.

CHEF: Dreitausend Leute waren nötig, sie zu schaffen. In meinen Werken.

ROSY: In der Zeitung steht, sie machen sich stark für den Frieden.

PROFESSOR: Wir haben gearbeitet. Wir – Kepler, Galilei, Newton, Curie, Planck, Einstein, ich.

MUTTER: Das meint, sie sind noch zu schwach zum Krieg.

GENERAL: Starte.

LITTLE BOB: Kommt wieder Krieg?

PILOT: Es ist kein Frieden da. Al Jolson malte sich das Gesicht schwarz und ging auf die Bühne, als Neger zu singen. Er war aber keiner.

MUTTER: Wo er anlangt, wird ihm eine alte Frau begegnen, wie ich es bin. Er wird an mich denken.

PILOT: Ich kenne die Fracht nicht.

GENERAL: Wir kennen sie. Der Empfänger kennt sie. Der Telefon-draht wird nicht gefragt, ob er ein Gespräch gestattet.

ROSY: Auf einer Bank in einer breiten Avenue wird er eine junge Frau sehen, die ihn an mich erinnert. Dann wird er lächeln.

PILOT: Ich kenne die Fracht nicht.

GENERAL: Die Kugel braucht keine Erklärungen. Sie wird abgeschossen. Sie hat nur zu treffen.

LITTLE BOB: Und Kinder werden da sein, und wenn er sie sieht, wird ihm einfallen, daß er mir ein Spielzeug versprach.

GEHEIMPOLIZIST: Trotz der drei Orden. Er wird verdächtig. Ich notiere: Verdächtig, in proletarische Gewohnheit zurückzufallen, die registriert ist unter Stichwort: zweiflerische Neugier.

GENERAL: Pilot, reinige dich von dem Verdacht, dich deiner Herkunft zu erinnern. Starte.

PILOT: Ich muß gehorchen.

GEHEIMPOLIZIST, GENERAL UND PILOT:

*Wer sich auf unsre Seite stellt,
Unterstellt sich dem Befehl.
Dem Befehl folgt der Gehorsam.
Dem Gehorsam folgt die Tat.
Der Tat folgt das schlechte Gewissen.
Dem schlechten Gewissen folgt die Gleichgültigkeit.
Der Gleichgültigkeit folgt die Bereitschaft
Für den nächsten, den nächsten, den nächsten Befehl.*

PILOT: Ich gehorche.

GENERAL: Wovon man nur flüsternd spricht oder womit man durch Radios droht: der große Schrecken, da hängt er im Frachtraum.

PROFESSOR: Fünfzig Kilometer im Kreis bleibt nichts als wirbelnde Asche.

CHEF: Hunderttausend sind auf einmal abschreibbar. Unter ihnen hunderttausend überflüssige Produzenten und hunderttausend notwendige Konsumenten. Macht zweihunderttausend.

GEHEIMPOLIZIST: Hinzu kommen unter den zweihunderttausend noch zweihunderttausend Verdächtige. Sind vierhunderttausend.

PROFESSOR: Dazu vierhunderttausend unsterbliche Seelen. Summa summarum achthunderttausend.

GENERAL: Flieg und triff, Kugel.

PILOT: Ich gehorche. Wer A gesagt hat, muß B sagen. Wer unter die Wölfe geht, muß mit ihnen heulen. Wer einmal Opium rauchte, kann es nicht lassen. Wer seinen Mut verkauft, hat keinen mehr für sich. Ich starte. Geduckt hinter dem Steuerpult, den Blick auf die flimmernden Scheiben der Geräte gerichtet, sehe ich nichts mehr von der Welt. Ich fliege. Das Ohr hört Zahlen, Ziffern, Grade, und der Mund spricht Zahlen, Ziffern, Grade, und spricht nicht: Genug, genug, genug!

*(General, Professor, Chef bilden den Chor A,
Rosy, Mutter, Little Bob den Chor B.)*

CHOR A:

*Da fliegt er hin und hinaus auf die wogende See,
der wackre Held fliegt unterm Himmelszelt
und schaut von Luv nach Lee.*

CHOR B:

*Als er aufstieg, hob er sich über uns in die Höh,
und er nahm das Geld sich zum Kompaß für die Welt,
doch das Geld vergeht wie Schnee.*

CHOR A:

*Sein Bild mit dem Helm soll ein Vorbild sein,
Werdet genauso wie er und fällt es auch schwer,
stolz fühlt sich als Säule der Stein.*

CHOR B:

*Er verließ seine Klasse und ließ auch uns allein,
das ängstet uns sehr, denn es wurde schon wer
über Nacht aus Abel zu Kain.*

CHOR A:

*Ein Held wird, wer täglich tut seine Pflicht,
und was Pflicht ist hier, das bestimmen wir,
denn der Held weiß so etwas nicht.*

CHOR B:

*Dem uns Liebsten sind wir das höchste Gericht:
Er ist doch kein Tier, und ist doch wie wir,
und trägt plötzlich des Feindes Gesicht.*

MUTTER:

Er ist uns genommen.

CHOR A:

*Es schwieg der Speck in der Falle,
und es schwieg der Angelhaken an der Schnur.
Klappt jedoch die Falle zu mit lautem Knalle,
und ist angebissen worden, sag der Beute nur:
Du bist auserwählt und erhoben über alle.*

III

SPRECHER: Aus den Kopfhörern des Piloten Purkapile dringen Stimmen. In die Berechnungen mischt sich leises Flüstern. Fremd und doch lange bekannt erscheinen ihm die Stimmen, so daß er nicht weiß, sind es verirrte Kurzwellen oder sind es die Stimmen seines Gewissens.

1. STIMME: a-x-m-s-l ...

2. STIMME: 21-75-83-46-19 ...

3. STIMME: Nord-Nord-Ost. Nord-Nord-Ost.

ROSY: Wenn ich wüßte, was ich nicht weiß, und das ist sein Tun, das mich ängstet, müßte ich mich abwenden von ihm.

1. STIMME: i - z - a - h - f . . .

ROSY: Mein Mann kann nichts Schlimmes tun, aber wer Schlimmes tut, kann nicht mein Mann sein.

2. STIMME: 15 - 28 - 72 - 30 - 03 . . .

MUTTER: Eine Mutter verzeiht alles, heißt es, aber das ist eine Erfindung. Auch sie ist ein Mensch und verzeiht darum nicht, wenn gesündigt wird an ihresgleichen.

3. STIMME: Süd-Süd-Ost. Süd-Süd-Ost.

MUTTER: Besser, er bliebe in meinem Herzen unverändert, statt daß er verflucht bliebe für immer. Ich habe ihn großgezogen, daß er ein anständiger Mensch wird. Und vielleicht hoffte ich heimlich, er wird zu denen gehören, die die Welt verändern zum Guten.

1. STIMME: w - b - z - k - d . . .

LITTLE BOB: Fliege, Bussard, fliege.

1. STIMME: w - b - z - k - d . . .

SPRECHER: Die Motoren laufen gleichmäßig. Sechstausend Kilometer breit ist der Atlantik. Jeder Kilometer ist ein Gedanke, der aufsteigt und versinkt. Der Pilot fliegt. Kurz ist auf Erden seine Zeit, und die gehört nicht ihm. Seine Hand, die nach den Hebeln greift, zittert.

SPRECHER: Die Stimmen wollen nicht schweigen.

3. STIMME: Nord-Nord-Ost. Nord-Nord-Ost.

LITTLE BOB: Fliege, Bussard, fliege.

2. STIMME: 12 - 98 - 25 - 63 - 41 . . .

LITTLE BOB: Ich bin blind. Die Haut von meinem Gesicht ist fort. Meine Hand ertastet Asche. Die Asche läuft durch die Finger. Ich spiele mit ihr.

MUTTER: Ich kann mich nur langsam bewegen. Um mich Ruinen. Als die weiße Kugel aufzuckte, die falsche Sonne, stand ich abgewandt. Mein Rücken ist eine Wunde, und die schließt sich nie mehr.

ROSY: Weil ich die Hände nicht mehr bewegen kann, fällt mir das Essen schwer. Die Stirn ist vernarbt, darum kann mich keiner erkennen, und das ist gut, denn sonst zeigten sie mit den Fingern auf mich und sprächen: Seht, das ist die Frau dessen, der sich hergab, anzufangen. Die Frau dessen, der dem Befehl folgte, der die Bomben transportierte, der nichts weiter tat, als den großen Schlag vorbereiten, der auf uns zurückfiel.

1. STIMME: Nur noch dreitausend Kilometer,

2. STIMME: Bald ist das Ziel erreicht.

3. STIMME: Der Weg nimmt ab.

MUTTER: Dieser Rumpf, der da durch die Asche kriecht, ist sein Kind.

ROSY: Diese Alte ohne Rücken, die sich durch die Trümmer schleppt, ist seine Mutter.

LITTLE BOB: Diese Frau mit den verkrüppelten Händen, die wie ein Tier gefüttert wird, das ist seine Frau.

DIE DREI: Er selber ist ein Held.

GENERAL: Mein Little Bob, tapfrer Sohn des Helden, ich beglückwünsche dich zu deinem Vater. Aber Opfer müssen gebracht werden.

PROFESSOR: Die Wissenschaft gratuliert der Mutter des Helden, daß sie ihn gebar. Aber Opfer müssen gebracht werden.

CHEF: Der Frau des Helden meinen Gruß; sie stärkte ihn. Aber Opfer müssen gebracht werden.

GENERAL, PROFESSOR UND CHEF:

*Klappt die Falle zu mit lautem Knalle
und wird angebissen, sag der Beute bloß:
Das geschieht zu deinem Besten und für alle,
bring ein Opfer, laß dich fressen, Erdenkloß
und sei stolz auf dieses Los.*

ERSTE, ZWEITE UND DRITTE STIMME: Noch zweitausend Kilometer.

MUTTER: Besser, ich hätte ihn nicht geboren.

ROSY: Besser, ich hätte ihn nie gekannt.

LITTLE BOB: Besser, er hätte mich nicht gemacht.

ERSTE, ZWEITE UND DRITTE STIMME: Pilot, melde deine Position.

PILOT: Ich bin am Ende.

MUTTER: Wenn unter tausend nur hundert Mut haben.

ROSY: Wenn unter hundert nur zehn Mut haben.

LITTLE BOB: Wenn unter zehn nur einer Mut hätte.

DIE DREI: Dann ist nichts verloren, außer dem einen, der Mut hat, weil er zu den Besitzlosen gehört, die nichts weiter besitzen können als Mut.

SPRECHER: Jede Lage fordert ein Verhalten. Für jedes Verhalten gibt es Beispiele. Jedes Beispiel zeigt einen Ausweg. So oder so.

*Im Jahre 1906 geriet der Dampfer KITTY KARSON auf ein Riff,
das stieß die Eisenwand ein, und das Wasser lief ins Schiff.
Wo ist Gott auf diesem Haufen Schrott?*

*Der Rumpf sank tiefer, und die Wellen schäumten so wie Bier.
Die Mütter mit den Kindern sangen: Näher jetzt zu dir.
Wo ist Gott auf diesem Haufen Schrott?*

*Mit ernster Miene auf der Brücke stand der Kapitän,
und führte seine Hand zur Mütze wegen Untergehn.
Wo ist Gott auf diesem Haufen Schrott?*

*Da machten die Matrosen alle Boote rasch bereit;
es waren zwei, die langten für die Fahrt zur Ewigkeit.
Wo ist Gott auf diesem Haufen Schrott?*

*Und Gott erschien, doch er erschien nicht auf dem nassen Deck
und blieb im Schiffsbauch unten und verstopfte dort das Leck.
So kam Gott auf diesen Haufen Schrott.*

*Er hieß auch gar nicht Gott mit Namen, sondern bloß Tom Brown,
war Heizer, kohlschwarz und gar nicht gottgleich anzuschau'n.
Das ist Gott auf diesem Haufen Schrott.*

*Das Wasser aber war sehr kalt und legte Tom bald lahm,
da beidrehte das Schiff und noch hin bis zur Küste kam.
Das macht Gott mit diesem Haufen Schrott.*

*Doch als sie Tom ans Licht raufholten, da war er schon stumm,
und seine schwarzen Hände falteten sie ihm darum.
So starb Gott auf diesem Haufen Schrott.*

*Und in den kalten Stein ward eingemeißelt auf dem Grab:
Hier ruht sanft, der sein Leben hin für hundertfünfzig gab.
Hier liegt Gott zwischen anderm Schrott.*

1. STIMME: Pilot, melde deine Position!

2. STIMME: Pilot, gib deinen Standort!

3. STIMME: Pilot, wo befindest du dich?

SPRECHER: Die Empfangsapparate schweigen. Das Meer schweigt, und es schweigt der Wind über dem Atlantik.

1. STIMME: Keine Meldung.

2. STIMME: Kein Standort.

3. STIMME: Keine Antwort.

SPRECHER: Es schweigen die Wolken, und es schweigt der Regen, der kommt, und es schweigt der Tag, der vergeht.

DIE DREI STIMMEN: Alarm!

SPRECHER: Am Zielort marschieren die Garden ab, verschleiert die Blicke, erleichtert und mit Waffen, die leichter zu wiegen scheinen. Die Fracht wird nicht mehr erwartet.

DIE DREI STIMMEN: Alarm! Alarm! Alarm!

SPRECHER: Sechs Tage sind die Suchflugzeuge unterwegs. Sie finden nichts. Auf der weiten Wasserflut der Ölfleck ist schon zerteilt. Die dunkle Tiefe hat den Piloten aufgenommen, und kein lebendes Auge wird ihn je wiedersehen.

GENERAL: In Anbetracht der beinahe vollendeten Pflicht...

PROFESSOR: Zum Gedenken an selbstlosen Gehorsam...

CHEF: Für beispielhaften Diensteifer werden wir dem Piloten Purkapile ein Denkmal setzen. Darauf soll stehen:

PILOT:

*Ich, Bert Purkapile, war im 8. Geschwader Pilot
Und war dem Vaterland ein treuer Sohn.
In Erfüllung meiner Pflicht starb ich den Heldentod,
Als ein Vorbild für die Jugend der Nation.*

MUTTER: Lügen.

ROSY: Das ist nicht wahr.

LITTLE BOB: Das ist nicht der Bussard.

MUTTER: Wenn Sie gestatten, wir möchten, daß man etwas anderes auf die Tafel schreibt. Da soll stehen:

PILOT:

*Ich, Bert Purkapile, hatte Frau, Mutter und Kind
Und war ein Flieger, der die Bombe flog,
Die schlug meine Lieben tot und wund und blind.
Es war die Wahrheit, die mich in die Tiefe zog.*

GENERAL: Ich überhöre die Lästerung.

CHEF: Mir ist die Zigarre ausgegangen.

PROFESSOR: Halten zugute den Verlust und wollen der Mutter, der Witwe und dem Waisenkind entgegenkommen, indem die Inschrift heißen soll:

PILOT:

*Ich, Bert Purkapile, flog in die endlose Nacht;
Ich war ein Unglücksfall im Dienst der Wissenschaft.
So hält uns in der harten Hand des Schicksals Macht,
Und wir sind wehrlos vor der unbekannten Kraft.*

ROSY: Er war ja mein Mann, und ich kannte ihn wie niemand sonst, darum bitte ich, das Rechte aufzuschreiben, das heißen muß:

PILOT:

*Ich, Bert Purkapile, war wie die meisten Menschen schwach,
Und ich wagte nicht zu sagen nein vor der Gewalt,
Und nicht ja zu meinesgleichen, denn die Furcht war wach.
Um das Töten aufzuhalten, war der Tod mein Halt.*

CHEF: Wir finden keine gemeinsame Sprache. Hut gelüftet. Ich gehe.

MUTTER: Weil wir nichts miteinander gemeinsam haben.

ALLE: Wir trennen uns, denn wir gehören nicht zusammen. Wir einigen uns nicht, weil sich Feuer und Wasser nicht einigen. Wir sind zwei Klassen und müssen kämpfen gegeneinander. Die herrschen, brauchen die Beherrschten, aber die brauchen keine Herrscher mehr. Wir gehen nicht zusammen, weil unser Weg nicht der ihre ist, und der ihre nicht unser Weg. Wir verzichten auf die Inschrift.

CHEF: So wird alles verschwiegen.

ROSY: So wird alles verraten.

ALLE: Der leere Fleck am Sockel verschweigt und verrät.

SPRECHER:

*Das Denkmal des unbekannten Fliegers
Und die großen Automobilwerke
Soll nicht versäumen anzusehen,
Wer nach Detroit kommt
Auf einen kurzen oder langen Besuch
Zur Arbeit oder zum Vergnügen.*

ENTNAZIFIZIERUNG

Rot färben sich die Erdbeeren im Garten der Damen Tünchen. Dunkelgrün spreiten sich die Blätter und werfen grünliche Schatten im knallgelben Sonnenschein, der mit seiner Wärme in die dunkle Erde eindringt und sie grau und rissig macht. Fräulein Gudrun und Fräulein Sieglinde schöpfen mit kleinen Gießkannen Wasser aus dem Regenfaß und sprühen es über die Stauden der Erdbeeren, besprengen sorgsam die Stengel der Tomaten, die zu ranken beginnen, vergessen auch nicht die Rosen, die sich an der Laubenwand hinziehen und aus deren Knospen die ersten rosa und teegelben Blättchen drängen. Früher war der ganze Garten ein einziges Rosenfeld, und es duftete vom Juni bis zum September süß und durchdringend. Schweren Herzens haben sich die Damen Tünchen entschlossen, einen Teil dieser Schönheit der Nützlichkeit zu opfern, um so mehr, als noch immer nicht darüber entschieden ist, ob Fräulein Gudrun den Schuldienst wiederaufnehmen dürfe, da sie Mitglied der NS-Frauenschaft war, keiner verbrecherischen Organisation natürlich, das wurde in Nürnberg eindeutig festgestellt, aber doch einer Organisation, die immer noch anrühlich ist. Unbegreiflich, denken die Damen, und sie flüstern es auch ihren Bekannten zu, und die finden es ebenfalls unbegreiflich.

„Man sollte nicht in der Mittagsglut gießen, es schadet den Pflanzen“, sagt Fräulein Sieglinde, die sich auf derlei versteht, sorgenvoll.

„Gut, daß die Rosen nicht erfroren sind“, antwortet Fräulein Gudrun ebenso sorgenvoll, „es war ein fürchterlicher Winter.“

„Er wird sich hoffentlich nicht mehr wiederholen“, sagt Fräulein Sieglinde.

„Hoffentlich nicht“, wird ihr entgegnet, und die beiden Damen, die sich so beim Verplauschen der Zeit entdecken, eilen mit den Kännchen erneut zu der Regentonne.

Dort, während sie die Kannen eintauchen, fahren sie fort: „Hältst du es für möglich“, fragt Fräulein Sieglinde, „daß Herr Dr. Kuckerus bald zurückkehrt?“

Fräulein Gudrun seufzt. „Er hat sich ebensowenig zuschulden kommen lassen wie ich. Und Aloisa berichtete doch, daß der Herr Oberbürgermeister eine entsprechende Andeutung gemacht habe.“

„Wenn Dr. Kuckerus“, antwortet Fräulein Sieglinde und läßt die Rosenknospe zurückgleiten, „Direktor der Städtischen Gas- und Wasserwerke würde, so hätten wir im kommenden Winter keine Sorgen, selbst wenn es sehr kalt werden sollte, und so mörderisch kalt wird es wohl nicht mehr werden. Aber ich bin fast sicher, daß er uns Koks schicken würde. Ach, er hat sich immer gern bei uns aufgehalten. Und er war doch wirklich ein Hitlergegner.“

„Hitlergegner hin, Hitlergegner her“, sagt Fräulein Gudrun, die in der Frauenschaft war, kräftig, „auf jeden Fall braucht Deutschland Fachleute an den richtigen Stellen, wenn wieder alles wie früher werden soll! Es heißt, der jetzige kommissarische Direktor der Gas- und Wasserwerke ist ein ehemaliger Hausmeister, denke doch!“

„Er war während der Nazizeit Hausmeister“, berichtet Fräulein Sieglinde behutsam, „weil sie ihn aus seiner früheren Stellung herausgesetzt hatten.“

„Egal!“ Fräulein Gudrun kann energisch und hartnäckig sein, sie ist die Entschiedenste der drei Schwestern. „Jedenfalls war er Hausmeister, und wir brauchen Fachleute. Dr. Kuckerus versteht sicher etwas vom Gas, er versteht von allem etwas, und du siehst es ja: Wir würden Koks zum Heizen bekommen. Auch an der Schule werden dringend die Fachkräfte benötigt“, setzt sie hinzu und schnauft den schwachen Rosenduft verächtlich aus der Nase in ein winziges rosa Spitzentaschentuch. „Welcher Unsinn mit diesen Neulehrern. Die Kinder verkommen ja, sie lernen keine Disziplin, diese Neulehrer wissen doch selber nichts.“

„Ja, ja“, bestätigte Fräulein Sieglinde demütig, „warum kommt nur deine Entnazifizierung nicht voran? Der Herr Oberbürgermeister hat doch Aloisa selbst versichert, es werde rasch gehen und alles sei nur eine Formsache.“

„Gewiß“, sagt Fräulein Gudrun, „aber noch entscheidet ja der Herr Oberbürgermeister leider nicht allein darüber. Dieser Schorlekay hat die Sache in der Hand, ein widerwärtiger Patron, ein richtiger Prolet, ich verstehe nicht, was der Herr Oberbürgermeister an ihm findet, daß er sich so oft, wie Aloisa erzählt, mit ihm zusammen an einen Tisch setzt. Mit solchen Leuten setzt man sich doch nicht an einen Tisch!“

So tuscheln sie hin, und so tuscheln sie her, dazwischen gießen sie ihre Rosen und Erdbeeren und Tomaten, und sie träumen von jenen besseren Zeiten, da man ihnen wieder den Koks vors Haus fahren wird. Auf jeden Fall sind sie sich darüber einig, daß dieser Schorlekay keinen so guten Geruch hat wie ihre Rosen – nein, er steht in einem ausgesprochen schlechten Geruch.

Das ist der Fall, seit er Spruchkammervorsitzender ist und als solcher keine Milde walten läßt. Er übt dieses Amt ungern aus, es widert ihn an.

Jeden Morgen graut ihm davor, wiederum Menschen zu erleben, die nichts waren, die nichts getan haben, ja die sozusagen die ganzen zwölf Jahre über Winterschlaf hielten und, wenn sie zufällig aufwachten, irgend jemandem, der scheel angesehen wurde, ein gutes Zeugnis ausstellten, ihm einen Unterschlupf boten. „Deutschland muß ja“, sagte Schorlekay einmal finster zu Leopold, „mit Ausnahme der KZ und Zuchthäuser und Gefängnisse ganz leer gewesen sein, denn alle waren doch in die innere Emigration gegangen, und ich muß wohl schwerhörig gewesen sein damals, als ich den Goebbels schreien hörte: Wollt ihr den totalen Krieg? und sie grölten: Ja, wir wollen ihn!“

An diesem sehr heißen Frühlingstage, der die Erdbeeren bereits röten läßt, hockt Schorlekay wieder in der Spruchkammer. Sie ist in einem dunklen kühlen Raum des Alten Gymnasiums untergebracht. Eine schwarze Tafel klebt an der Wand, und der Schwamm in dem Behälter darunter ist völlig ausgetrocknet. Der Raum ist mit Schulbänken besetzt, und auf den Pulten sind die geheimnisvollen Runen, Zeichen und Namen vieler Jahrgänge eingeritzt und eingeschnitzt. Obwohl es auf Mittag zugeht, fällt durch die vier riesigen Bogenfenster nur wenig Licht; denn aus dem Schulhof ragen Kastanien herauf, die ihre Zweige bis dicht an die Scheiben geschoben haben.

Schorlekay starrt durch die ungeputzten grauen Scheiben auf die weißen Kerzenblüten, und er sieht aus, als denke er an ganz Entferntes und höre überhaupt nicht, was sich um ihn herum abspielt. Er sitzt übrigens hinter dem Pult, wo früher Studienrat Neumal zu sitzen pflegte.

Die Schülerbänke sind dicht besetzt. Es ist einer der seltenen Fälle, in denen die Bevölkerung an einem Verfahren Anteil nimmt; denn es geht um einen populären Mann.

Hollermann, ein wenig blaß und hager, aber aufrecht und in einem genau sitzenden, sportlichen grauen Anzug bester Qualität, erklärt: „Es ist mir unerfindlich, warum ich nicht die allgemein übliche Karte per Post als Nicht-Betroffener erhalten habe. Ich bin nicht betroffen. Ich bin nur betroffen darüber, daß man mich hier offenbar abzustempeln versucht. Ich habe das selbst von dem Herrn Vorsitzenden nicht erwartet.“

Der letzte Satz verursacht ein leises Kichern im Saal.

„Ich habe keiner Organisation angehört“, erklärt Hollermann weiter, „ich bin bereit, das durch beliebig viele Zeugen unter Eid erhärten zu lassen, falls es dem Herrn Vorsitzenden beliebt.“

Er macht eine Pause. Hinter sich hört er's in den Bänken leise raunen, das erfüllt ihn mit Genugtuung.

Er fährt fort: „Auch der Herr Oberbürgermeister hat mir erklärt, er sei bereit, mein einwandfreies Verhalten zu bezeugen. Es dürfte hierorts bekannt

sein, daß ich seinerzeit dem Herrn Oberbürgermeister in einer Situation behilflich war, die auch für mich Gefahren mit sich bringen konnte.“

Aha, denkt Schorlekay, schweigt aber immer noch.

Die Beisitzer, der Ankläger sagen gleichfalls nichts. Sie wissen auch nichts zu sagen, sie sind jetzt schon von dem überzeugt, was Hollermann ausführt.

„Ich verstehe durchaus nicht“, sagt Hollermann genau, „warum man einen angesehenen Bürger so behandelt. Man hat meine Fabrik beschlagnahmt, man hat meine Maschinen größtenteils entfernt, und die erste Handlung der Besatzungsmacht war, mich aus meinem Haus zu vertreiben. Insofern ist mir dieses öffentliche Verfahren nur willkommen; denn es wird die Rechtsgrundlage geben, auf der ich meine Sache durchfechten kann.“

Er hat offenbar nichts mehr zu sagen. Er setzt sich.

Der Ankläger blättert nervös in einem roten Aktendeckel. Hollermann erkennt von seinem Platz aus: Nichts ist darin als sein Fragebogen. Diese Tatsache befriedigt ihn sehr.

Der Ankläger fragt: „Sie waren nicht Mitglied der NSDAP?“

Hollermann ist höflich, wahrt die Würde des Gerichts, er antwortet: „Nein.“

„Sie gehörten auch keiner der anderen Organisationen an?“ fragt der Ankläger.

„Nein“, erwidert Hollermann.

Nun wendet ihm Schorlekay das erstemal das Gesicht zu und sagt gleichgültig: „In den Fragebogen, Herr Hollermann, stehen häufig ganz unwahrscheinliche Sachen.“

„Wollen Sie damit sagen“, fragt Hollermann scharf zurück, „daß ich meinen Fragebogen gefälscht habe?“

„Nein“, gibt Schorlekay gelassen zurück.

„Ja, dann . . .“, sagt der Ankläger und klappt seinerseits den roten Aktendeckel wie abschließend zu.

Hollermann erklärt ruhig: „Ich lege aber Wert darauf, daß zur Erhärtung meiner Angaben die Zeugen gehört werden – auch jene Zeugen, welche gegebenenfalls die Anklage benennen möchte. Ich weiß das nicht, ich habe auf Akteneinsicht durch den Anwalt verzichtet.“

Schorlekay nickt vor sich hin. „Beginnen wir.“

Diese Zeugen, Männer und Frauen, werden einzeln aufgerufen, und sie treten vor das Katheder, hinter dem Schorlekay sitzt, sie geben Auskunft wie Klassenerste. Es werden ihnen kaum Fragen gestellt, und sie geben ihre Meinungen und Ansichten fließend kund. Es sind gute Meinungen und Ansichten, was Hollermann betrifft.

Im übrigen beginnen die Mitglieder der Spruchkammer sowohl als auch die Zuhörer ungeduldig zu werden; denn sie bekommen Hunger.

Der Ankläger klopft leicht mit dem geschlossenen roten Aktendeckel auf das Tischchen, das vor ihm steht, er sieht sich neugierig um und hört gar nicht mehr zu. Es ist, als poche er den Takt zu der alten Melodie.

Wie einschläfernd! Aber Schorlekay schließt die Augen nicht. In ihm ist ein Widerstreit, in Wahrheit gibt es zwei Schorlekays; sie haben das gleiche Gesicht, aber sie haben zwei Herzen.

Der eine Schorlekay sieht das Wunschbild eines kleinen Häuschens mit dem knallroten Dach vor sich, er sieht es zum Greifen nahe, er brauchte nur zuzupacken – und hat er nicht bereits zugegriffen? Er sieht es um so deutlicher, je mehr er die Augen zudrückt. Doch da ist der andere Schorlekay, und der will nicht, der kann nicht die Augen zudrücken, der muß sie offenhalten und wachsam sein.

Hollermann spürt, daß die Waage längst zu seinen Gunsten ausgeschlagen hat; aber diesen Sieg will er auskosten. Er wird die Zeugen so lange erzählen lassen, wie er es für nötig hält.

Während seine Augen wach sind, träumt er: Sieht sich durch das Fabriktor der Hefamo schreiten, sieht sich dem Portier freundlich zunicken, sieht die achtungsvollen Grüße seiner Untergebenen; sieht seinen Einzug in die Villa auf der Kastanienallee, und Friedrich Theodor Brandenburg und dessen unschöne Gattin werden ihn dabei begleiten, viele Menschen werden neugierig starren, wenn er dem Major Jones, der sich ein anderes Hauptquartier suchen wird, die Hand drückt. Strich drunter, denkt er.

Strich drunter, denkt der Ankläger, denken die Zuhörer, denken die Beisitzer. Der letzte Zeuge hat geendet und wird durch ein Kopfnicken Schorlekays entlassen.

„Fragen?“ fragt Schorlekay den Ankläger.

Der schüttelt den Kopf.

„Fragen?“ fragt Schorlekay die Beisitzer.

Die schütteln die Köpfe.

„Fragen?“ fragt Schorlekay Hollermann.

Der sieht ihn grau, freundlich und überheblich an, überlegt eine Sekunde und fragt dann zurück: „Haben Sie den Wunsch, wenn Sie Ihr jetziges Amt einmal niedergelegt haben – denn ewig wird es nicht währen –, wieder in meinem Unternehmen tätig zu sein? Die Hefamo benötigt sicher wieder einen Kranführer, und ich bin gern bereit . . .“

Die letzten Worte gehen im Gelächter der Zuschauer und der Beisitzer unter, sie ertrinken im mühsam unterdrückten Lachen des Anklägers.

„Vielleicht“, antwortet Schorlekay verbindlich.

Alle sind der Ansicht, die Spruchkammer werde sich zur Beratung zurückziehen. Die Beisitzer haben sich erhoben, der Ankläger gleichfalls, er

hat den fast leeren, roten Aktendeckel untern Arm geklemmt. Die Zuhörer brechen auf mit viel scharrendem und schwatzendem Geräusch. Die meisten haben nicht die Absicht, noch länger hungrig zu bleiben, denn was kann bei der Beratung schon herauskommen? Mit Sicherheit nur: Nicht betroffen.

Da sieht Schorlekay hoch. Er sieht gerade in Hollermanns helle graue Augen. Er fragt laut: „Herr Hollermann, gestatten Sie noch eine Frage.“

Plötzlich ist es wieder ganz ruhig.

Hollermann nickt, überheblich wie zuvor.

Schorlekay fragt: „Mit der SS hatten Sie überhaupt nichts zu tun?“

Hollermann steht. Sein Gesicht ist freundlich und überheblich, seine Augen sind hellgrau und wach. Die Frage ist nicht in sein Gehirn gedrungen.

Die Frage dringt sehr langsam hinein. Da ist nicht nur der Anzug Hollermanns hellgrau, da ist auch sein Gesicht grau. Er weicht einen Schritt zurück. Dabei berühren seine Kniekehlen den Stuhl, der hinter ihm steht, und Hollermann gerät ins Wanken und sinkt auf den Stuhl, bleibt aufrecht sitzen und starrt Schorlekay grau an.

Irgend jemand hinten im Raum schreit: „Wasser!“

Einen erschöpften Eindruck macht Erwin Schneewindt. Er sitzt Captain Trial gegenüber, ähnlich wie vor einiger Zeit Franz Leupold.

Es ist ganz ungewöhnlich, daß ihn der Captain herztitiert hat, und Schneewindt muß sich gestehen, daß es nicht anders zu nennen war. Üblicherweise suchte Captain Trial den Oberbürgermeister im Rathause auf. Schneewindt besuchte die Hollermannsche Villa, das Head Quarter von Hellenstadt, lediglich zu Gesprächen mit Major Jones.

Sogar die Dogge kauert an der Seite des Captains, und sie hat die gelbe Schnauze auf die Stiefelspitze ihres Herrn gelegt.

In Schneewindt mischt sich Überheblichkeit (was hat der mir zu sagen!) mit Unsicherheit (hat der mir was zu sagen?) Diese Mischung erzeugt Unwohlsein; sein Gesicht ist bleich, und er fühlt, daß sein Magen säuert, das brennt ihn hinauf bis in die Kehle. Er schluckt immer wieder; aber er wird dieses scheußliche Brennen nicht los. Ich hätte heute früh keinen Quark essen sollen.

Captain Trial sagt: „Ich finde es erstaunlich, daß Sie als Oberbürgermeister und Landrat den Anordnungen der Militärregierung zuwider handeln.“

„Ich wußte es nicht“, wehrt sich Schneewindt.

Captain Trial erkennt die Blöße, und er schlägt drauf: „Waren Sie Nazi?“

„Ich?“ fragt Schneewindt blaß, „nein, natürlich nicht!“

„Natürlich nicht“, wiederholt Captain Trial höhnisch. Er streicht sich wohlgefällig über die pralle Brust, die in ein zu enges Khakihemd gezwängt ist, und er massiert sie geradezu. Sein rosiges Gesicht leuchtet. Er sagt: „War-

um haben Sie dann Herrn Hollermann gerade dem Schorlekay zur Entnazifizierung übergeben?“

„Schorlekay ist doch kein Nazi“, wehrt sich Schneewindt heftig, „das kann man nicht sagen.“

„Alle sind Nazis“, erklärt ihm der Captain, „die den Anordnungen der Militärregierung zuwider handeln.“

„Aber es lag keine Anordnung vor“, Schneewindt redet sehr schnell, „und außerdem waren gerade Sie mit dieser Spruchkammer einverstanden.“

„Eine Anordnung muß man lesen können, auch wenn sie nicht geschrieben wurde“, beharrt der Captain, „und bei Ihrer engen Verbindung mit Schorlekay mußte ich annehmen, daß diese Entnazifizierung reibungslos vonstatten ginge.“ Er besieht seine weißlichen Fingernägel genau, und dann reibt er sie mit gekrümmten Fingern aneinander, als bürste er sie. „Es ist nicht Herr Hollermann, um den es sich dreht“, erläutert er geduldig, „es ist eine grundsätzliche Sache. Sie haben doch politisches Verständnis?“ Er sieht ihn höhnisch an.

Schneewindt nickt niedergedrückt und bitter.

„Glauben Sie, daß es ohne Bedeutung war, wenn unser bisheriger Außenminister Byrnes zurücktrat und an seine Stelle Mister Marshall kam? Ist Ihnen nicht aufgefallen, daß die britische Regierung trotz des französischen Widerspruchs die Ruhrbergwerke und Ruhrindustrien deutschen Treuhändern übertragen will? Sollte Ihnen, Herr Schneewindt, tatsächlich entgangen sein, daß die Moskauer Friedenskonferenz scheiterte, weil alle Tagesordnungspunkte zwischen Molotow, Bidault, Bevin und Marshall umstritten waren? Und sollten Sie als Wirtschaftler nicht erkannt haben, warum alle bizonalen Wirtschaftsämter von Minden nach Frankfurt verlegt wurden, und daß zwischen Oberbefehlshaber Clay und General Robertson die Gründung des Zweizonen-Wirtschaftsrates vereinbart wurde, der, mit Zustimmung der beiden Militärregierungen, in seinem Aufgabenbereich Gesetze erlassen darf? Haben Sie das alles nicht bemerkt?“

Er beugt sich zur Seite und kraut der Dogge die Nackenhaare. Der Hund blinzelt wohligh dreimal mit den Augen, schnauft und rührt sich nicht.

Captain Trial spricht zur Dogge: „Mein liebes Hündchen, die Russen haben eine Viermächteverwaltung an der Ruhr vorgeschlagen; aber das wollen wir nicht. Sie wollen den Ruhrbesitz staatlichen demokratischen Körperschaften übertragen wissen, damit meinen sie die Gewerkschaften, aber das wollen wir nicht. Die Wahlen in der britischen Zone haben eine Zunahme der Stimmen der SPD und der KPD gebracht; aber das wollen wir auch nicht.“ Er richtet sich wieder auf und spricht zu Schneewindt: „Wir wollen ganz einfach deutsche Partner haben, mit denen sich gut verhandeln läßt. Wir wollen Herrn Hollermann haben.“

Schwach wehrt Schneewindt ab: „Ich habe keinen Einfluß auf die Spruchkammer.“

„Sie haben Einfluß auf Herrn Schorlekay“, widerspricht der Captain, „was ist das anderes.“ Er überlegt. „Was verlangt Herr Schorlekay für den Persilschein?“ Er sagt Persilschein, obwohl er nicht weiß, was Persil ist; aber alle sagen es so.

„Ein Häuschen“, antwortet Schneewindt mechanisch.

„Ach, ein Häuschen“, wundert sich der Captain und lacht mit dem lippenlosen Mund, „sieh da, ein Häuschen, wie gemütlich!“ Er hört auf zu lachen und befiehlt: „Also geben Sie ihm das Häuschen!“

„Ich habe kein Häuschen“, antwortet Schneewindt wütend und kläglich.

„Dann bauen Sie ihm ein Häuschen“, befiehlt Captain Trial.

Kann ich ein Häuschen aus der Erde stampfen? fährt es durch Schneewindts Hirn, und er weiß, er kann es nicht. Soll das doch der Captain machen, wenn er so an Hollermann interessiert ist. Seine bläßlichen Wangen färben sich leicht; er wehrt sich: „Ich werde das Major Jones vortragen.“

„Hallo!“ ruft Captain Trial leise; es ist das gleiche „Hällau“, mit dem die GIs ihre Fräuleins zu begrüßen pflegen. Die Dogge springt auf, sie ist hellwach, sie ist neben Schneewindt und grunzt ihn an. „Mister Byrnes ist gegangen“, sagt Captain Trial scheinbar zusammenhanglos.

Aber Schneewindt ist es plötzlich zu viel. Er steht straff auf. Im gleichen Augenblick hängt die Dogge an seinem linken Arm, sie hat ihre Zähne in den Stoff geschlagen, sie zerrt daran, ihre Vorderpfoten baumeln frei in der Luft, sie knurrt, und sie versucht, besser zuzupacken. Captain Trials Pfiff kommt eine Sekunde zu spät. Zwar huscht die Dogge wutvoll an seine Seite zurück und glotzt nur noch mit trübroten Augen auf Schneewindt und knurrt nur noch guttural und bedrohlich; aber aus dem linken Jackenärmel ist ein großes Stück Stoff herausgefetzt.

„Sorry“, sagt Captain Trial gramvoll und ist zum erstenmal nervös. Man erkennt es an der leicht zittrigen Hand, mit der er die Härchen auf seinem weißen Schädel glättet. „Sorry.“

Schneewindt ist beim Ansprung des Tieres zwar zusammengefahren und einen halben Schritt zurückgewichen; er ist noch blasser geworden; aber er hielt danach stand. Er beantwortete die karge Entschuldigung nicht, er besieht aufmerksam den angerichteten Schaden und versucht, den Stoffetzen in die alte Lage zurückzubringen; aber wie gut man das auch vernähen mag, man wird es sehen, es sei denn, die Sache werde kunstgestopft.

Er kneift die Augen zusammen, er sagt: „Der Schaden, den Sie angerichtet haben... Ich könnte es selbst bezahlen, aber ich will nicht. Nein, ich verlange keinen neuen Anzug; aber Sie werden das Loch kunststopfen lassen.“

„Was ist ‚kunststopfen‘?“ fragt Captain Trial und ist verwirrt.

Schneewindt bleibt stehen und erklärt es ihm.

„Ah!“ sagt Captain Trial und sein Gesicht erhellt sich. „Ich verstehe! Das will auch Mr. Marshall!“

Seltsame Dinge gehen bei Schorlekay vor.

Nachdem die Hollermann-Verhandlung abgebrochen worden war, kam Leupold zu ihm in die wurmenge, dunkle Stube mit der verblichenen, morschen Tapete, streckte ihm die Hand hin und sagte: „Danke, danke, Schorlekay! Da bekommt man wieder Hoffnung. Großartig hast du das gemacht!“

Dabei strahlte sein blasses Beamten Gesicht, und, wahrhaftig, sogar seine Brille warf einen blendenden Funken, als ein verspäteter Sonnenstrahl hineinspiegelte.

Schorlekay begriff des andern Freude gar nicht. Er sah ihn mit steinern-grauem Gesicht an, bot ihm nicht einmal einen Stuhl, sondern fragte hilflos: „Was ist denn da großartig?“

Er mißtraute Leupold; er fürchtete einen Hinterhalt, er konnte das Gefühl nicht loswerden, jener wolle ihn verjagen, wolle seinen Platz einnehmen. Trotzdem: Obgleich es seinem starren Gesicht nicht anzumerken war, glänzte in ihm etwas auf, vielleicht Stolz, vielleicht Genugtuung, auf jeden Fall Freude.

Leupold wird verlegen. Er sieht sich im Zimmer um; sein Blick bleibt auf dem Photo eines Soldaten liegen, an dem schmalen braunen Rahmen hängt ein schwarzer Flor; er ist lange nicht berührt worden, denn eine kaum wahrnehmbare Staubspur ist daran festzustellen.

Leupold seufzt. Leicht hat es Schorlekay nicht. Er sagt: „Ich will es offen aussprechen, Schorlekay. Ich habe wirklich lange Zeit geglaubt, nein, ich war davon überzeugt, du seiest auf die andere Seite übergegangen, du hieltest uns zum Narren, du suchtest deinen eigenen Vorteil und du verrietest uns.“ Er hält kurz inne und sieht mit seinen kleinen Augen Schorlekays starres Gesicht tapfer an. „Ich war immer überzeugt, daß mit der Sache damals Schober nichts zu tun hatte, daß du ihn zu Unrecht beschuldigtest. Aber ich war auch überzeugt davon, daß du uns verraten und verkauft hattest.“

Er hält wieder inne, als erwarte er eine Antwort. Doch Schorlekay sieht ihn nur immer an und verbirgt seine Gedanken.

Leupold fährt sich über die Stirn. „Na ja“, fährt er fort, „ich meinte, du würdest auch jetzt Schneewindt einen Gefallen tun und Hollermann schützen. Übrigens hätte ich es dir nicht übelnehmen können, denn wer hätte das gedacht, und wenn es wer gedacht hätte, wer hätte es da gewußt? Und

wenn du es wußtest, so brauchtest du nicht danach zu fragen, niemand hätte es erfahren.“

Damit spielte er auf jene Spruchkammerverhandlung an. Kaum hatte damals Schorlekay seine verhängnisvolle Frage gestellt, kaum war Hollermann einen halben Schritt zurückgewichen, da trat im Saal völlige Stille ein. Die Beisitzer, der Ankläger, die Zuhörer ließen sich lautlos auf ihre Plätze gleiten.

Hollermann hatte kein Wasser gebraucht. Er hatte mit der Zunge seine plötzlich trockenen Lippen befeuchtet, war wieder aufgestanden und hatte zurückgefragt: „Was sollte ich mit der SS zu tun gehabt haben?“

Schorlekays Worte tropften in den lautlosen Saal: „Das ist die Frage, die ich Ihnen stelle.“

Jedermann begriff in diesem Augenblick, daß Hollermanns Verteidigung schwach war, obgleich er noch nicht angegriffen schien. Die großhändigen Blätter der Bäume vorm Fenster bewegten sich langsam, als winkten sie in das Schweigen hinein.

Hollermann zögerte noch immer; dieses Zögern verriet ihn. Schorlekay hob die linke Augenbraue, sein Gesicht bleibt sonst ungerührt. Er sagte: „Wir möchten diesen Fall zu einem Abschluß bringen, Herr Hollermann, und es ist gewiß die letzte Frage, die Sie zu beantworten haben.“

„Ich war nicht Mitglied der SS“, sagte Hollermann kurz.

Der Saal atmete auf, und Schorlekay schien durch ein Nicken seines vier-eckigen, weißhaarumwehten Schädels dieses Aufatmen zu bestätigen. Um so überraschender war es, als er sagte: „Ich habe das nicht behauptet, ich habe das auch nicht gefragt. Ich wünsche eine genaue Beantwortung meiner Frage.“

Aus Hollermann sprudelte es: „Ich war nicht Mitglied, das wissen Sie, das weiß jeder hier, und ich glaube, das könnte auch nachgewiesen werden, nur ist es doch wohl ungewöhnlich, daß ein Angeklagter seine Unschuld nachzuweisen hat, sondern im Gegenteil ist es Aufgabe eines ordentlichen Gerichts, und wir leben in einem Rechtsstaat oder sollten wenigstens wieder dahin kommen, in einem Rechtsstaat zu leben, es ist also Aufgabe des Gerichts und meines Erachtens auch einer Spruchkammer, dem Angeklagten die Schuld nachzuweisen. Es wäre also an Ihnen, Herr Vorsitzender, oder an Ihnen, Herr Ankläger, mir die Mitgliedschaft bei der SS oder was sie sonst wollen, nachzuweisen.“

Der Ankläger blickte ganz ratlos, und der rote Aktendeckel entglitt seinen Fingern, segelte auf den Fußboden, rutschte da entlang, schlug sich auf und entblößte seinen einzigen kärglichen Inhalt, den Fragebogen!

Schorlekay beachtete das nicht. Er sagte: „Nun gut, wie Sie wollen, Herr Hollermann. Ich behaupte keineswegs, daß Sie Mitglied der SS waren. Sie

waren aber eines der sogenannten fördernden Mitglieder der SS, und als solches zahlten Sie einen Monatsbeitrag von zwölfhundertundfünfzig Reichsmark.“

„Unerhört“, murmelte eine Stimme unterdrückt und laut zugleich.

Es rauschte im Saal; die Menschen gerieten in eine heftigere Bewegung als die Blätter draußen an den Bäumen. Die Beisitzer steckten die Köpfe zusammen und murmelten. Der Ankläger erhob sich und sagte unsicher: „Das ist ein ganz neues...“

Er konnte nicht aussprechen. Hollermann, aus dessen Augen die Hefamo in eine weite Ferne entschwand, so weit wie seine Gattin vielleicht, fuhr dazwischen: „Das ist eine Behauptung. Es bedarf eines Beweises.“

Er stand jetzt, ging ganz dicht zu dem Pult, senkte die Stirn vor, auf Schorlekay zu, der sich ebenfalls erhob und nun sehr groß dastand.

Schorlekay griff in die Brusttasche, zog ein vierfach zusammengelegtes Blatt hervor, entfaltete es und reichte es Hollermann, der es gemessen – seine Beherrschung war zu bewundern – ergriff und las. Er las es aufmerksam, er studierte es geradezu, während er von allen Seiten die Blicke auf sich gerichtet fühlte. Nur Schorlekay sah aus dem Fenster. Hollermann brauchte für die viereinhalb Zeilen lange Zeit und Schorlekay dachte: Den Text muß der doch schon auswendig kennen.

„Vielen Dank“, sagte in diesem Augenblick Hollermann und gab das Schreiben Schorlekay zurück. Er sagte: „Ich bedaure, dazu keine Stellung nehmen zu können. Sie haben diese Auskunft von keiner amtlichen Stelle erhalten, Herr Schorlekay, weder von einer Stelle der Militärregierungen noch der deutschen Regierungen noch sonst einer offiziell mit Ermittlungen solcher Art beauftragten Organisation. Die Auskunft stammt vielmehr von einem, hm, privaten Verein, dessen Mitglieder übrigens nicht sämtlich einwandfrei waren. Es sind einige Fälle bekannt, wo sich angeblich Verfolgte des Nationalsozialismus unberechtigte Vorteile zu verschaffen gewußt haben. Ich lehne es ab, die Auskunft einer solchen Vereinigung anzuerkennen.“

Schorlekays Kopf lief rot an; das Gesicht stach seltsam scharf von der weißen Haarmähne ab. Seine ungefügen Baggerführerhände machten die Bewegung des Zupackens; aber sie ergriffen nichts als Luft, die zwischen den Fingern hindurchrann, sie griffen ins Leere. Schorlekay meisterte sich nur mühsam. „Sie werden den Nachweis führen müssen, daß diese Auskunft nicht stimmt“, sagte er, „im übrigen haben gerade Sie keinen Grund, Beleidigungen irgendwelcher Art auszusprechen“, seine Stimme wurde heiser, „gerade Sie nicht, Sie, mit ihren zwölfhundertfünfzig Mark freiwilliger Spende für diese Verbrecher, nein, Sie nicht, Sie nicht...“ Er erschöpfte sich. Er wußte selbst, daß es schlecht war, so viel zu reden, und er wußte auch,

daß der andere wenige Sekunden zuvor der Unterlegene war, daß aber jetzt er, Schorlekay, in Gefahr geriet zu unterliegen.

Er hatte dieses Schreiben geheimgehalten, auch vor Franz Leupold, auch vor Erwin Schneewindt. Er hatte es wie einen Schatz in der Brusttasche geborgen. Anfangs, als ihm dieser Fall übertragen wurde, hatte er allerdings wenig Hoffnung gehabt, diesen Hollermann schlagen zu können: Das sind zu gewandte Füchse, die begeben sich nicht aufs Parkett! Keuchend war er des Nachts, schlaflos, aufgestanden und war ans Fenster getreten. Mit blinden Augen hatte er in die Dunkelheit hinausgeblickt, und er hatte nichts und vieles gesehen, er hatte vor allem das gesehen, was niemand mehr sehen wollte: das KZ. Er stöhnte auf, leise und unterdrückt, damit seine Frau nicht erwache; aber er stöhnte, denn er spürte die Schläge über den Rücken, und er mußte sie ohne Gegenwehr dulden. Er begriff in diesen Nächten, daß er darüber schweigen sollte; mehr wurde von ihm nicht verlangt, und es war Erwin Schneewindt, der es von ihm verlangte, freilich nur als ein Sprachrohr. Für dieses Schweigen wollten sie ihm ein rotes Dach schenken und zwei kleine Fenster in der Giebelwand und einen traulichen blauen Rauch aus dem Schornstein; für dieses Schweigen wollten sie ihn aus den bedrängenden, verschossenen und lädierten Tapeten der krummgetretenen winzigen Wohnung erlösen, die er nur über eine außen angebrachte Holzterrasse erreichen konnte. Er sollte die Wohnung eines Kranführers und Rebellen eintauschen dürfen gegen ein kleines Häuschen.

Er fuhr sich verzweifelt durch die gestäubten weißen Haare: Hatte er nicht bereits in diesen Tausch eingewilligt?

In die Straßen der Stadt hatte sich eine bedrängende Hitze eingeklemmt, die auch nachts nicht weichen wollte. Sie trieb ihm den Schweiß aus dem Körper. Er trug ein langes weißes Hemd, und er spürte, wie es ihm auf dem breiten Rücken festklebte. Er sehnte sich nach Kühlung, aber es war keine Kühlung zu erwarten.

Habe ich mich verkauft? fragte er sich, und er antwortete sich: Ich habe mich verkauft. Freilich habe ich den Preis nicht gewußt, das Schweigen. Ich habe mich verkauft aus Ekel an der Gleichgültigkeit der Mitmenschen, aus Widerwillen gegen das, was geschieht, ich habe mich verkauft, weil ich es einfach satt hatte.

Der Schweiß treibt stärker aus seinem Körper, als er daran denkt, wie er sich selbst erniedrigte, als er den vergrämen Heinz Schober einer Tat bezichtigte, von der er ganz genau wußte, daß er sie nicht begangen hatte. Er stöhnte: Ich bin doch nicht zu dem Major Jones hingegangen, ich bin doch nicht zu dem Captain Trial hingegangen, ich habe doch nicht verraten. Aber zugleich wußte er: Das war auch der Wein, damals, der mich zu Schneewindt davon reden ließ, und als ich Schober beschuldigte, wußte ich ganz genau,

daß es Schneewindt war, der meine Berichte weitergetragen hatte, der sie sorgsam in seinem Hirn aufbewahrte und dann dieses Hirn auf einem fremden Schreibtisch ausschüttete.

Aber er war eigensinnig gewesen, engstirnig; er wollte sich selbst nicht gestehen, geschweige denn anderen.

Dann hatte man ihn aufgefordert, sich dieses Hollermanns anzunehmen – und er erinnerte sich so gut an die Hefamo, er erinnerte sich manches Triumphes über Hollermann, und er wußte, wie mißtrauisch er war, als er vor Jahren erfuhr: Hollermann ist nicht Mitglied der NSDAP. Woher bekommt er dann seine Aufträge?

Persil bleibt Persil! Deutschland soll Deutschland bleiben. Deshalb hat man ihm den Fall Hollermann anvertraut. Schorlekay schwitzt, er sieht sein rotes Häuschendach wegfliegen, er muß es in den Schornstein schreiben, der nie ihm gehören wird!

Weiß glotzte der Mond in die hitzedurchstockte Straße. Schorlekay öffnete ein Fenster; es klirrte leise, und er erschrak, weil er befürchtete, seine Frau werde erwachen. Aber sie schlief fest und zufrieden, und er machte sich Vorwürfe, denn möglicherweise träumte sie gerade in diesen Augenblicken von einem kleinen Häuschen, und er war dabei, es abzubrennen . . .

Plötzlich wußte er bitter: Ich bin ein Einzelgänger, und eigentlich bin ich immer ein Einzelgänger gewesen. Ich hätte Leupold fragen müssen und die anderen, vielleicht hätten sie mir wegen Hollermann einen Rat geben können. Dabei wußte er jedoch, daß ihnen auch kein Rat eingefallen wäre.

Es fiel ihm schwer, sich zu entscheiden. Doch tat er es in diesen Nächten. Der Brief, den er wegschickte, war nicht auf der Maschine geschrieben, sondern mit der Hand, mit seiner ungefügen, klobigen Kranführerhand, und auch die Sätze waren klobig und unbehauen.

Trotzdem verstanden ihn die Empfänger; sie bemühten sich, und er barg jene Antwort in der Brusttasche, und jetzt hat er seine Karten auf den Tisch gelegt, der Zorn hat ihn ob der Überheblichkeit Hollermanns überkommen, und er weiß, daß er dabei ist, diese Partie zu verlieren.

Hollermann sagt mit seiner angenehmen Stimme leise: „Warum erregen Sie sich, Herr Vorsitzender?“ Er ist blaß, aber er beherrscht sich, weil er spürt, wie die Zuhörer hinter ihm den Atem angespannt anhalten. Er sagt: „Unter den gegebenen Umständen bedarf ich der Unterstützung eines Anwalts; wir steuern auf einen Rechtsstaat zu, und ich bin überzeugt, daß ich mein Recht erhalten werde.“

Schorlekay versucht sich zu beherrschen. „Es kommt nicht auf *Ihr* Recht an“, erwidert er, „es kommt auf *das* Recht an, und das werden Sie bekommen.“

Hollermann, so unruhig er ist, hat seine Maske wiedergefunden. Mit einer überheblichen Handbewegung erklärt er: „Ich habe keineswegs die Absicht, mit Ihnen, Herr Vorsitzender, über juristische Fragen zu streiten. Mir scheint, wenn ich das bemerken darf, daß ein früherer Kranführer dafür nicht kompetent genug ist; aber das ist meine persönliche Ansicht. Übergeordnete Instanzen werden sich mit solchen Grundfragen zu befassen haben. Ich darf jetzt bitten, die Verhandlung abzuschließen und die weitere Beweisaufnahme zu vertagen.“

„Jawohl“, entgegnet Schorlekay grimmig und fügt hinzu, „ich werde dafür sorgen, daß auch Sie früh um acht Uhr vor der town hall mit ihren Kame-raden aus der Vergangenheit antreten, um den Schutt wegzuräumen, den Sie hinterlassen haben.“

Jetzt lächelt Hollermann. Er dreht sich halb zum Auditorium um. „Wo der Haß diktiert, gibt es kein Recht. Die Besatzungsmacht ist dabei, den Haß als Leitstern fallenzulassen, und bei einer Sternschnuppe kann man sich was wünschen. Ich wünsche mir dabei, daß auch unsere deutschen Brüder und Schwestern den Haß fallenlassen.“

Während er diese Sätze spricht, ist Schorlekay aufgestanden, hat dem Öffentlichen Ankläger und den Beisitzern zugenickt und an ihrer Spitze den Raum verlassen. So findet sich Hollermann allein, als er seinen Wunsch dem Auditorium vorpriestert. Vielleicht ist auch das günstig; denn dieses Auditorium, siehe da, applaudiert ihm laut, man eilt auf Hollermann zu und drückt ihm beide Hände, viel, daß man ihn nicht auf die Schultern hebt und hinausträgt wie einen Boxchampion, – und es ist kein Vorsitzender und es ist kein Gericht da, das sich solche Kundgebungen verbitten könnte . . .

EIN ALTER JUDE AN SEINEN ENKEL

„Meiner Meinung nach sind in den Konzentrationslagern des Dritten Reiches viel zuwenig Juden vergast worden“, äußerte ein in Westdeutschland amtierender Studienrat namens Zind im Jahre 1957.

*Geh vom Fenster weg! Es möcht sonst wer
– sieht er dich – erzürnt sein. Auf die Zeiten
denkend, wo die Messer sie zu mehr
brauchen durften als zum Brotabschneiden,
laufen heute noch genug herum.
Und vielleicht ist's besser gar am Ende,
unsereins siebt sich beizeiten um,
wo er notfalls sich verbergen könnte.*

*Deshalb leg den Hut dir griffbereit.
Tu es jetzt! Sonst wirst du barhaupt gehen.
Schlägt's erst an die Tür, ist nicht die Zeit,
sich nach seiner Habe umzusehen.
Halte deinen Koffer stets gepackt.
Die da kommen möchten in den Nächten,
sind vielleicht schon unterwegs. Und nackt
fliebt, wer denkt, daß sie's nicht fertigbrächten.*

*Gebst du aus dem Hause früh am Tag
nimm erst Abschied noch von deinem Zimmer:
Weißt du, wie's am Abend aussehn mag?
Und auf deine Rückkehr baue nimmer.
Sag beim Gehn Aufwiedersehn auch nie,
möcht's dich noch so sehr danach verlangen.
Sage lieber: Komm gut durch! Und sieh,
wie du lebst! Und daß sie dich nicht fangen!*

*Hör auf mich! Im Haar blieb mir der Schnee
vieler Winter haften. Tiefer nieder
beugt mein Haupt sich nimmer. Zu viel Web
war da. Meines Volkes bleiche Brüder
sah ich zahllos welken aus dem Licht.
Wolle drum Gehorsam mir erzeugen!
Müßt ich dich beweinen, trüg ich's nicht.
Und mein Haupt kann sich nicht tiefer beugen.*

CARL VON OSSIETZKY

Am 4. Mai jährt sich der Todestag Carl von Ossietzkys zum zwanzigstenmal. Aus Anlaß der zehnten Wiederkehr des Todestages schrieb Heinrich Mann, der damals in den Vereinigten Staaten lebte, die folgenden Gedenkworte nieder:

Als Ossietzky in der Gewalt seiner Feinde, aber am Leben war, sammelte sich um seinen Namen der erste Widerstand gegen die damaligen Drohungen. Das waren: Überfall auf Spanien, auf Europa, Untergang des Rechtes und der Gesittung, Aberkennung der Menschenwürde, der Krieg als Rest.

Ossietzky hat dieses alles bekämpft; er wurde stumm gemacht, blieb aber unbezähmbar, wie nur der Mann, der innerlich abgeschlossen, sich dargebracht hat ohne Vorbehalt. Ein internationaler Ansturm ging damals vor sich, gegen das Gefängnis des Dulders. Noch wurden eingekerkerte Friedensfreunde nicht für Kommunisten erklärt und allein gelassen.

Ganz Europa, das die deutsche Schande sonst geschehen ließ, widersetzte sich im Fall Ossietzky. Der Ansturm hat ihn nicht befreit. Wenigstens ist ihm der Friedenspreis erkämpft worden. Der vorsätzliche Angreifer auf Europa hat sich von dem Erfolg eines Sterbenden keineswegs warnen lassen. Man kann nicht sagen, daß die Kämpfer für Frieden und Recht in den folgenden zehn Jahren gesiegt haben, gleichviel wer den Krieg gewann.

Aber wenigen Figuren war eine gleich bedeutende Rolle zugewiesen im Zug der Zeit, wie diesem Kämpfer und Dulder. Zu seiner Stunde hat er das Gewissen Europas verkörpert.

SIZILIANISCHES TAGEBUCH

Es war im Frühling 1946. Achtzehn Monate lebten wir bereits als Kriegsgefangene in einem Lager bei Catania. Eines Tages wurde uns mitgeteilt, daß Signore Rivetti, einer der größten Großgrundbesitzer Siziliens, 150 Kriegsgefangene als Landarbeiter auf seinen Latifundien beschäftigen wolle. Um der Trostlosigkeit des Lagers zu entgehen, meldete auch ich mich zum Arbeitseinsatz. Was ich an Freude und Schmerz, Trostlosigkeit und Hoffnung erlebt habe, schildert nun dieses Tagebuch. H. C.

7. Juni 1946. Seit einigen Tagen arbeiten wir Schulter an Schulter mit den landlosen Bauern des Dorfes. Barfuß stehen sie da. Ihre Gesichter gleichen dem gerodeten Land in seiner grauen staubigen Farbe. Die Sonne drückt schwer auf ihre Schultern. Selbst die Frauen des Dorfes müssen unter der brennenden Tagesbläue zwölf Stunden harte Arbeit leisten. Die Röcke zwischen die Beine geklemmt, knien sie in weit auseinandergezogenen Reihen auf dem Boden. In ihren Händen glänzen kurzstielige Hacken. Nur selten hält die eine oder andere für einen Augenblick inne, um sich ihr schwarzes Haar aus der Stirn zu streichen. Sie alle sind eingehüllt in einen herben Schweißgeruch, der mir des Abends die Besinnung raubt.

Mitten unter den Frauen arbeitet ein alter Mann. Es ist Josefo, der Vorsteher des Dorfes. Er trägt eine dunkelblaue zerfetzte Hose, die er an den Hüften mit einem alten Strick zusammengebunden hat. Über der Hose hängt ein graues zerschlissenes Soldatenhemd. Der Kragen ist abgetrennt. Die Knöpfe auf der Hemdenbrust fehlen. Seine Gestalt hat aus der Ferne etwas Hoffnungsloses. Als ich näher an ihn herantrat, erkannte ich ein ausdrucksvolles Greisengesicht. Seine Haare waren weiß wie die Schneefelder des Ätna. Sein Blick aber war ruhig und gelöst, als sähe er bereits in ein anderes Land.

Als die Glocken der Dorfkirche den Mittag einläuteten, legten wir uns unter einen breitschattenden Feigenbaum. Ein Stück weiter saßen die Frauen des Dorfes. Sie wickelten aus ihrem geblühten Sacktuch ein Stück Käse und aßen trübselig vor sich hin blickend den Maiskuchen. Auf ihren Gesichtern stand die unverkennbare Schrift des Elends. Nur in dem Augenblick, wo

sie den Steinkrug an die Lippen setzten, schienen sie ihr Schicksal vergessen zu haben und tranken in langen Zügen den kühlen erdigen Wein.

14. *Juni.* Es war sieben Uhr früh, als ich an die steinerne Hütte klopfte, die mir als Schreibstube zugewiesen war. Ich hörte ein paar schwere Schritte auf den Steinfliesen knirschen, dann wurde die Tür geöffnet. Vor mir stand eine große kräftige Frau. Auf ihrem schweren Körper, der eine vitale Kraft ausströmte, saß ein breiter eckiger Kopf mit rabenschwarzen Haaren, die in der Mitte gescheitelt waren. Ihre Stirn war senkrecht, ihre Nase lang und schmal. Ihr Mund hatte volle fleischige Lippen. Das ganze Gesicht aber wurde beherrscht von zwei schwarzen mandelförmigen Augen. Die Brauen über den Augen waren buschig und glichen den dunklen Konturen der Berge. Ihre Haut hatte die graugelbe Farbe der Malariakranken.

Ohne ein Wort der Begrüßung führte sie mich durch die Küche in einen kleinen dürrtigen Raum. Unter dem Fenster stand ein aufgeschlagenes Feldbett, hart und schmal. Neben dem Bett stand ein dunkler wurmstichiger Schrank und ein selbstgefertigtes Holzregal. Auf dem Regal lag eine Bibel, ein zerlesenes Traumbuch und ein paar alte vergilbte Zeitungen. Am Fußende des Bettes stand ein Waschtisch mit einem angeschlagenen Wasserkrug. Auf dem Tisch lag eine weiße Papierdecke und darauf stand eine Glaskugel, unter der eine bunte Figur zu sehen war. Es war der heilige Antonius. An der Wand hingen unter einem altmodisch gewölbten Glas eine Reihe bunter Ansichtskarten aus Neapel. Die Rahmen der Bilder waren aus blinden Holzperlen angefertigt. Etwas unendlich Wehmütiges und Verlorenes sprach aus dieser Umrahmung. Nachdem die Frau das Zimmer verlassen hatte, begann ich mich einzurichten. Die wenigen Bücher, die ich mir durch die Gefangenschaft hindurch gerettet hatte, legte ich auf den Tisch. Hemden, Unterhosen und Socken wurden in eine alte Truhe gepackt und der leere Rucksack unter das Bett geschoben. Dann ging ich ans Fenster und öffnete beide Flügel. Vor dem Fenster hingen braune Feigenzöpfe, schwarz von Fliegen. Kränze aus weißem Knoblauch schaukelten im Wind. Der Blick aus dem Fenster ging hinaus auf die Berge. Plötzlich drang unter dem eintönigen Summen der Fliegen die ungeheure Stille der Landschaft auf mich ein. War ich für einige Monate wieder heimgekehrt? Und langsam tastete ich mich vorwärts, halb zögernd, halb hoffnungsvoll.

17. *Juni.* Es ist Abend geworden. Ich sitze auf einem Fels und beobachte, wie sich das Land im letzten Licht verwandelt.

In Deutschland liegt der Schatten der Bäume schwer und wuchtig auf dem Boden. In Sizilien ist ihr Schatten zart und leicht, so leicht wie ein Vogel. In Deutschland werden des Abends die Konturen der Berge schwächer, sie treten zurück, und aus den wasserreichen Tälern steigt ein grauer feuchter Nebel. In Sizilien werden die Konturen der abendlichen

Berge scharf und hart. Die trockene Luft schenkt ihnen Klarheit und Dichte. Ganz anders sind auch die Wälder und die Gewässer meiner Heimat. Wo die Wasser unsrer Berge erregen, beglücken die sizilianischen Quellen und beruhigen. Wo der Blick über die Wälder meiner Heimat Sehnsüchte weckt, da bringt er hier Erfüllung und schließt ab.

Erschreckend sind in diesem Land die Vollmondnächte. Wenn der Mond über den Wäldern meiner Heimat aufsteigt, vernimmt man immer noch den Pulsschlag des Lebens. Hier ist die Landschaft wie aus Stein. Hier ist kein Schlaf. Alles ist erstarrt. Das ist der Tod. Und die Zypressen stehen einsam und streng wie ein Priester im schwarzen Talar.

21. Juni. Heute abend lud mich meine Wirtin zum Abendbrot ein. Ihr Bruder Antonio Roverdo war nach vielen Jahren wieder heimgekehrt.

Als ich in die Küche trat, sah ich einen älteren Mann auf einem dreibeinigen Schemel sitzen. Sein Gesicht war von einem schwarzen Stoppelbart eingerahmt. Sein Haar war wild durcheinander gewachsen. Als ich dicht an ihn herantrat und er mir die Hand zum Gruß entgegenstreckte, sah ich, daß er bis auf die Knochen abgemagert war. An den Schlüsselbeinen hatte er zwei Gruben mit dunkelblauen Schatten. Er trug ein paar graue Drillhosen und ein altes Hemd ohne Kragen. Seine Füße waren staubig und nackt.

Schweigend rückte er mir einen Stuhl an den Tisch, nahm seine Feldflasche von der Wand und schraubte den Metalldeckel ab. Zwischen den Rillen knirschte der Sand. Nachdem der Mann mit einem bunten Handtuch den Schmutz aus den Rillen entfernt hatte, holte er zwei Wassergläser und füllte sie bis an den Rand mit Aromatique.

Seine Schwester hatte in der Zwischenzeit einen wunderbaren Salat aus Tomaten und reifen Oliven zubereitet. Hoch aufgerichtet ging sie durch die Küche, und die Fülle ihrer Oberschenkel, die sich unter dem dünnen Katunkleid abhoben, strömten eine tierhafte Kraft aus. Wenn ihr Gesicht auch von den Beilieben der Jahre zerfurcht war, so erkannte man doch noch das alte Gleichmaß der Züge. Ihre Lippen waren immer ein wenig geöffnet.

Antonio redete an diesem Abend nicht viel. Aus seinen wenigen Sätzen habe ich erfahren, daß er von ganz weit herkam. Sein letzter Aufenthaltsort war das verfluchte Niemandsland zwischen Calabrien und Apulien. Im Sommer brannte die Sonne betäubend auf die schattenlosen Kalksteinberge, im Winter stürzte wochenlang der Regen zu Tal. Ein graues Niemandsland, wo die Menschen von der Malaria ausgezehrt und die einsamen Hütten wie Aussätzige auf den Bergrücken thronen. Kein Staat, keine Kirche kümmert sich um diesen Landstrich. Zivilisation und Kultur haben kaum in diesen Höhen Wurzel geschlagen, und die Zeit wird lediglich nach den abbröckelnden Felswänden berechnet. Aus diesem Landstrich kam Antonio. Es war der faschistische Verbannungsort für Andersdenkende.

Neun Jahre lang lag er Nacht für Nacht auf einer schmalen hölzernen Pritsche und malte sich seine Heimkehr immer wieder von neuem aus. Damals wußte er noch nicht, daß ihn seine Frau betrog, daß sie mit einem Vorarbeiter nach Belpasso gezogen war. Neun Jahre sind eine lange Zeit, besonders wenn man sein eigenes Leben nicht mehr leben darf. Tausend Nächte suchte er Schlaf. Frierend zog er im Winter seine Füße ein und verkroch sich tiefer ins Stroh. Doch in den Sommernächten, wenn die warmen Winde durch die verkrüppelten Pinien strichen, blickte er fragend zu den Sternen. Sie aber blieben stumm und kalt wie die Menschen.

23. *Juni.* Die Berge Siziliens sind nackt und kahl. Abgesehen von den tiefer liegenden Hängen, wo die schiefergraue Olive wächst und der Wein sich stufenförmig mit der Ebene verbindet, ragen gegen den Horizont hin immer nur die kahlen heißen Gipfel in den dunkelblauen Himmel. Imperatoren haben vor zweitausend Jahren die reichbewaldeten Hänge in Grund und Boden gewirtschaftet. Sie haben aus den Wäldern ihre Flotten gebaut. Für den heutigen Betrachter aber sind die Berge von einer herben, unbeschreiblichen Schönheit. Ein heißer seidiger Glanz liegt auf ihren Hängen. Mit gläserner Schärfe heben sich ihre Konturen gegen den Himmel ab. Wunderbar ist auch der Kontrast der Farben. Am Fuße der Berge das kräftige Grün der Orangenhaine, dann kommt das Silbergrau der Olivenwälder, der dunkle Waldgürtel der Kastanien, und schließlich steigen die kahlen nackten Hänge in den Himmel, die der abendlichen Luft in Sizilien die zartbraune Tönung geben. Über allem aber steht der Ätna in einer fast drohenden Färbung. Seit gestern abend ist er in ein dunkles Violett getaucht.

27. *Juni.* Eine brütende Hitze lag über dem Verpflegungslager in Catania, als ich mit Arnold Brecha die Rationen für die kommende Woche entgegennahm.

Das Verpflegungslager liegt im Schatten einer herrlichen Parkanlage, Palmen, Kakteen und Bananen. Herrliche Beete, weiß, rot, gelb und blau, überraschend gut gepflegt. Eine breite Allee zerschneidet den Park vom Meer her nach dem Westen. Beschattet von zwei Reihen hochgewachsener Platanen stehen links und rechts weißgestrichene Bänke. Durch die Alleen aber spazieren die Nachkriegsreichen von Catania. An ihren Armen gehen junge elegante Weiber. Viele von ihnen sind knabenhaft gekleidet, dreiviertellange Keilhose, busenlos, kurzgeschnittenes Haar. Andere wieder tragen ganz enge Röcke aus reiner Seide. Bei jedem Schritt kann man ihre Schenkel sehen, und die Gedanken zeichnen das Unsichtbare nach. Plötzlich warf ein heftiger Windstoß den Staub der Straße in die Luft, Papierfetzen flogen hoch. Er jagte die Staubwolken quer durch die Allee, bis sie vom Mauerwerk einer neu erbauten Kirche aufgefangen wurden.

Als wir die schweren Säcke mit Mehl und Graupen auf die Straße schlepp-

ten, um sie im Auto zu verladen, sahen wir uns plötzlich einer Frau gegenüber, die uns in gebrochenem Deutsch anredete. Sie war von einer dunklen verbrauchten Schönheit. Als Rock trug sie einen alten gefärbten Jutesack, an ihren Hüften zusammengehalten mit ein paar großen Sicherheitsnadeln. Um den Oberkörper hatte sie ein sacktuchförmiges Schultertuch geworfen, das sie mit der linken Hand ängstlich über der Brust zusammenhielt. In ihren Augen aber stand der Hunger. Es war eine polnische Jüdin.

Schon wollten wir uns mit ein paar harten Worten von ihr abwenden, da sah ich, wie ihre Augen mit einem leisen Vorwurf auf unsre Hände blickten, die Brot für Brot in den Wagen schoben. Und plötzlich, ich weiß nicht, wie es kam, sah ich vor meinen Augen die Vergangenheit ihrer Geschlechter an mir vorüberziehen. Ich dachte an die Gefangenen in Babylon, an den Hungermarsch durch Ägypten, ich dachte an ihre Schwestern in Auschwitz und Birkenau. Ein dumpfes Gefühl der Schuld stieg in mir auf. Fragend sah ich Brecha an. Er blickte zum Lagertor, wo ein amerikanischer Feldwebel Wache stand. Dann griff er in eine Kiste und drückte der Frau drei Päckchen Tabak in die Hand. Ehe wir es verhindern konnten, legte sie uns als Dank ein kleines Medaillon aus Blech auf die schmutzigen Bretter des LKW. Dann huschte sie durch die Menschenmenge hindurch, den Tabak fest an sich gepreßt. Wir sahen, wie ihre nackten Füße über eine kleine Brücke glitten, dann war sie im Strom der Menschen untergetaucht. Als wir das Medaillon aufhoben, blickte uns die schwarze Muttergottes von Tschenschou entgegen.

Ein Stück weiter stand eine prächtige Kirche. Sie erhob sich stolz aus den schattigen Alleen. Einige Kinder hüpfen von Pflasterstein zu Pflasterstein und stießen dabei mit ihren nackten Zehen kleine Glasscherben vor sich her. Im Schatten der Bäume aber saßen einige Priester, wohlgepflegt. Sie kannten weder Hunger noch Not. Gelassen lasen sie ihre Zeitungen. Nur hin und wieder streifte ihre Hand den Rosenkranz entlang, so als wollten sie sich vergewissern, ob Christus auch wirklich noch an ihrer Seite stehe.

Nachtrag. Die Sonne peitschte mit ihren Strahlen die Erde, als wir um die Mittagsstunde Catania verließen. Kaum hatten wir den letzten Vorort im Rücken, rollten uns auf der breiten Asphaltstraße zwölf zweirädrige Karren entgegen. Die Wagen waren mit Säcken und Bündel beladen. Rauchgeschwärzte Kessel und Pfannen baumelten an der Seite. Auswanderer waren es. Auswanderer, die ihr letztes Hab und Gut zum Trödler fuhren. Auswanderer, die das fruchtbare Sizilien nicht mehr ernähren konnte. Man sah es den Männern und Frauen an, daß sie auf der Flucht vor ihrer eigenen Heimat waren. Der Hunger saß ihnen im Nacken, die Not schwang ihre Peitsche. Sie waren auf der Flucht vor dem unerbittlichen Eigentum der Großgrundbesitzer.

Einige Kilometer vor Belpasso sahen wir im Straßengraben eine Frau. Sie duckte sich in das verdorrte Gras, als unser Wagen anhielt.

„Willst du ins nächste Dorf?“ fragte Arnold Brecha.

Sie hockte da und schwieg.

„Wir nehmen dich mit“, sagte Brecha.

Sie hockte da und schwieg.

Brecha öffnete die Wagentür und machte mit seiner Hand eine einladende Bewegung. Sie schüttelte den Kopf. Dann sah sie uns an. Sie hatte ein altes verwittertes Bauerngesicht. Sie mußte geweint haben. Tränenspuren hatten sich in ihrem verstaubten Gesicht festgesetzt.

„Dort!“ murmelte sie und zeigte dabei auf die längst verschwundene Kolonne. „Meine eigenen Kinder haben mich zurückgelassen. Ich habe keine Hütte, kein Feld. Ich muß auf dieser Straße sterben.“

Dieser Klage war keiner mehr von uns gewachsen. Wir suchten unsre letzten Zigaretten zusammen und warfen sie der Alten in den Schoß. Dann trat Brecha mit hartem Fuß auf den Gashebel.

Als ich mich in der nächsten Kehre umblickte, hockte sie noch immer im Straßengraben. Sie hatte ihren Kopf über den Schoß geneigt. Sie blickte uns nicht nach.

1. Juli. Heute nacht hörte ich meinen toten Freund nach mir rufen, laut und dringend. Er liegt auf einem verlassenen Bergfriedhof, wo auch um diese Stunde der kühle Morgenwind in den Kronen der Palmen flappt.

Noch erinnere ich mich genau an jenen furchtbaren Tag. Es war im Sommer 1943. Wir lagen unweit von Centuripe. Das Land trägt in dieser Gegend afrikanischen Charakter, Steine, Sand und Lehm. Die Bäume ragen wie verdorrte Hände in den Himmel. Die Zypressen stehen des Abends wie aus schwarzem Marmor gemeißelt in der Einsamkeit der Berge. Die Häuser hängen wie Schwalbennester an den steinigen Hängen. So viel Armut hatte ich noch nirgends gesehen. Im Sommer war hier der Himmel wie schmelzendes Blei. In den Bergen lagen die Schwefelgruben wie Totenknochen so weiß. An jenem Tag aber stand der Himmel in erhabener Gleichmut über der Landschaft, und die Raubvögel kamen aus den Bergen, um sich auf den Dächern der Armut auszuruhen.

Wir lagen in der vordersten Linie und erwarteten den Angriff der Alliierten. Durch das Fernglas konnten wir den Anmarsch ihrer Sturmtruppen verfolgen. Da tauchten am Horizont zwölf doppelrumpfige Kampfflugzeuge auf und rasten im Tiefflug auf uns zu. Stichflammen loderten auf. Ununterbrochen hämmerten unsre Vierlinge. Zwei Maschinen flatterten mit einer schwarzen Rauchfahne ab. Neben mir stieg plötzlich eine Sandfontäne hoch. Sprengstücke heulten über mich hinweg. Ich wollte aufspringen und ins Deckungsloch laufen. Da rauschte es vor mir auf. Ein Blindgänger. Zwei

Sekunden später warf mich der Luftdruck einer anderen Bombe aufs Gesicht. Ich sah noch, wie mein Freund seinen Vierlingen eine andere Schußrichtung geben wollte. Da sackte er lautlos zusammen. Aus seinem Mund sprudelte hellrotes Blut. Ein Bordgeschoß hatte seine Brust zerrissen.

Diese wenigen Minuten genügten, um die nackte Furcht kennenzulernen. Der Tod richtete sich vor uns auf, groß und gewaltig. Mitten in den krepierenden Bomben und Bordgeschossen waren wir von einer lautlosen Angst umgeben. Wir waren fortgerissen von den Dingen des Lebens. Wie ein Blatt wirbelte unser Herz durch die Zeit. Kein Ufer. In diesen Sekunden fühlte ich die Leere in mir aufsteigen. Wie eine Schnecke, träg und langsam, bewegte sie sich fort.

Nach fünf Minuten war alles vorbei. Gestürzte Vierlinge, Tropenhelme, Karabiner, alles lag verstreut im Sand. Eine Rauchwolke stieg kerzengerade in den Himmel.

5. Juli. Jeden Morgen sitze ich am Fenster, nehme den Homer aus meinem Rucksack und beginne zu lesen. Den Hebungen und Senkungen des Hexameters folgend, spreche ich die einzelnen Teile der Dichtung halblaut vor mich hin. Immer wieder begeistert mich die Melodie dieser Sprache, diese innere Festigkeit, dieses heitere Schwingen. Manchmal lege ich das Buch aus der Hand. Dann glaubt mein Ohr, das Steigen und Sinken der fernen Meereswellen zu hören, diesen Hexameter der Natur, der bei Homer zu schwarzen Lettern erstarrt ist. Jeden Tag lese ich einige Seiten und lerne dabei ganze Bruchstücke auswendig. Nach einer Stunde klappe ich das Buch zu und beginne mit der Aufrechnung der Verpflegungssätze.

Es war kurz vor dem Mittagessen. Ich hatte meinen Tisch vom Fenster weggerückt, weil die Sonne mit aller Kraft auf das Papier brannte, als ein kleiner Stein durch das Fenster flog. Ich stand auf und schaute hinaus. Vor dem Fenster stand Don Lorenzo. Er trug einen grauen schmutzigen Strohhut, ein altes Arbeitshemd und ein paar hochgekrempelte Leinenhosen. In seinen Händen hielt er Hacke und Spaten. Er kam vom Friedhof, wo er neue Gräber ausgehoben hatte.

Mit leiser, aber erregter Stimme erzählte er mir, daß ganz Süditalien vom Fieber befallen sei. Bauernunruhen in Calabrien und Apulien. Dorf für Dorf ziehen die Bauern aus und brechen ein in das jahrhundertealte Brachland der Barone. Überall ergreifen sie von der verwilderten und verdorrten Erde Besitz. Ganze Gemeinden soll der Marsch erfaßt haben. Die Straße von Messina aber sei nicht so breit, daß der Bergwind den Funken nicht von der einen zur anderen Seite trüge.

In dieser Nacht lag ich lange wach und lauschte hinaus in das Land. Alles blieb still. Nur das Wasser plätscherte durch die Kanäle, und der Wind trug den feuchten Geruch bis in mein Zimmer. Manchmal vermischte sich das

ferne Murmeln mit dem schlaftrunkenen Zirpen einer Grille. Dann wurde es still. Nur die silbernen Wolken zogen über die Weinberge. Noch einmal war das Land zurückgesunken in die weite nächtliche Stille und wartete auf den großen Aufbruch der Sterne.

7. Juli. Über dem ganzen Dorf lag eine heiße, spannungsgeladene Dunkelheit. Den ganzen Abend sah ich die Frauen des Dorfes hinter ihren Fenstern erregt auf und ab gehen.

In dieser Nacht, als die letzten Schritte in der Dorfstraße verhallt waren und nur ab und zu das Rollen eines Lastkraftwagens aus der Ferne her über die Felder tönte, pochte es zuerst ganz leise, dann immer lauter an die einzelnen Türen der landlosen Bauern. Eine seltsame Nachricht ging von Haus zu Haus. Manche Männer waren bereits von den ersten leisen Klopfgeräuschen an der Nachbartür aufgewacht. Sie warteten mit verhaltenem Atem auf ihren Strohsäcken, bis die Nachricht auch an ihre Türen pochte. Viele Männer bangten, daß die Hunde anschlagen und die Hüter des Gesetzes aus ihrem leichten Schlaf erwachen könnten. Aber alles blieb still. Nur ein einziges Mal stand die Nachricht vor einer verschlossenen Tür. Diese Tür gehörte zur Osteria. In allen anderen Hütten fand sie ein offenes Ohr. Über den Dächern aber lag die nächtliche Stille. Der Mond zog seine Bahn, und die Sterne leuchteten in südlicher Pracht. Als die Nachricht das letzte Haus am Dorfrand erreicht hatte, fielen vom Kirchturm zwei metallene Schläge. Die ersten Hähne schüttelten die Nacht aus ihrem Gefieder. Die Menschen aber schliefen an diesem Morgen noch einmal ein. Nur die Nachricht stand groß und stumm in den Hütten und hielt an den Betten Wache.

8. Juli. Es war sieben Uhr früh. Das ganze Dorf hatte sich am Dorfbrunnen eingefunden. Die Männer standen in dichten Haufen beieinander und redeten leise auf ihre Frauen ein. Hin und wieder streckte Antonio Roverdo seinen Arm nach dem Westen, wo das Brachland von Signore Rivetti lag. Neben den Frauen standen die Kinder und blickten mit ihren großen schwarzen Augen zu ihren Vätern auf. Ein Stück abseits hockten die Greise und zeichneten mit ihrem Stock die seltsamsten Muster in den Staub der Straße. An den Bergen hingen die Morgennebel, zart und grau.

Dieser Morgen war entscheidend für mein ganzes Leben. Von allen Bergen sah ich sie herabkommen. Sie versammelten sich auf den Plätzen von Belpasso und wanderten mit nackten Füßen durch die Straßen von Centuripe. Es waren Frauen und Männer, Greise und Kinder. Sie alle kamen aus den Dörfern, wo die Gesichter der Menschen verlöschen, wo die Kinder am Rande des Grabes geboren werden. Aber der Wille zu einem menschlichen Leben war wie das Gesetz der Bibel auch in ihren Herzen verankert.

Da fielen vom nahen Kirchturm acht blanke Schläge. Wie auf einen unsichtbaren Befehl hin ordneten sich die Männer, Frauen, Kinder und Greise.

Langsam setzte sich das Dorf in Bewegung. Mit schweren Schritten gingen sie durch die engen staubigen Gassen. Noch schien mir, als suchte Antonio Roverdo mit seinen Augen die neue Bergstraße, die in breiten Serpentinien hinauf zur Villa von Signore Rivetti führt. Rein und weiß schwebte sie zwischen den silbergrauen Oliven, hoch über dem Tal. Da hörte ich aus der Ferne das harte Zuschlagen von Autotüren. Einige Männer hoben den Kopf und witterten gegen den Wind. Noch begriff ich nicht. Auch sie marschierten ruhig weiter. Am Ausgang des Dorfes aber sahen sich die Männer ganz plötzlich einer dunklen uniformierten Wand gegenüber. Die Schritte der Frauen wurden unsicher. Der ganze Marschblock geriet ins Stocken. Eine unheimliche Stille war eingetreten. Ich hörte den Wind durch die verstaubten Akazien gehen. Wie zwei Gewitter am Morgen- und am Abendhimmel, so standen die beiden Gruppen einander gegenüber.

Keiner sprach ein Wort. Die Gesichter der Polizisten waren starr wie Masken, ihre Blicke hart wie Marmor. In ihren Augen aber sah ich den Haß aufflackern. Und ehe ich begriff, wie es dazu kam, drehten achtundvierzig Männerfäuste ihre Gewehrkolben nach vorn. Wie erstarrt blieben die Frauen an Ort und Stelle stehen. Plötzlich erschien mir das ganze Land so unbegreiflich in seiner ganzen Schönheit wie noch nie. Ich sah nur noch eine Mauer aus dunklen Uniformen und blinkenden Karabinern. Schritt für Schritt wichen die Bauern mit ihren Frauen ins Dorf zurück. Schon waren sie am Dorfbrunnen angelangt. Da schrie eine Mutter auf und beugte sich über ihr Kind. Ein Gewehrkolben hatte es zu Boden geschlagen. In diesem Augenblick überstürzten sich die Ereignisse. Keiner wußte, welche Hand zuerst nach den Steinen griff. Von allen Seiten fielen faustgroße Stücke auf die Polizisten nieder. Sie duckten sich und wichen einige Schritte zurück. Plötzlich wurde in ihren Reihen ein kurzer Befehl gegeben. Drei harte trockene Schüsse peitschten durch die Luft. Mir war, als würde der Schlag meines Herzens in den rotierenden Flug der Kugeln hineingerissen. Ich sah die Mütter und ihre Kinder um die Ecke laufen. Die Männer drückten sich an die Häuserwände. Das Echo der Schüsse sprang quer über die Straße, kletterte am Kirchturm hoch und verhallte leise im Glockengestühl der Kirche.

Als die grauen Wolken aus Staub, die hundert flüchtende Füße aufgewirbelt hatten, haineinwärts zogen und die ganze Dorfstraße wieder regungslos im steilen Licht der Sonne dalag, klopfte mein Herz noch immer bis an den Hals. Meine Augen aber blieben wie gebannt auf den Dorfbrunnen gerichtet. Im hellen Viereck der Pflastersteine lag regungslos ein alter Mann. Es war Josefo, der Vorsteher des Dorfes. Mir aber schien es, als ob der Tote alle Luft, die am Dorfplatz vorhanden war, für sich beansprucht hätte, so atemlos standen die Männer vor dem Ermordeten. Und ehe ich mir bewußt wurde, was hier geschehen war, stürzte aus dem Schatten einer Häuserwand

eine Frau. Sie lief mit vorgebeugtem Oberkörper, so als schlugen hundert unsichtbare Speißruten auf ihren Rücken ein. Am Brunnen angekommen, brach sie mit einem dumpfen Klagelaut über dem Körper des alten Mannes zusammen. Ihre Hände begannen an seinen Schultern zu rütteln. Doch die Augen des Toten blieben starr in den Himmel gerichtet. Und dann begann sie zu weinen, ganz langsam. Ihr Kind, das ihr nachgelaufen war, blieb neben ihr stehen und betrachtete sie mit ängstlichen Augen. Als das Kind sah, wie die Schultern der Mutter zitterten, begannen auch seine Lippen und Nasenflügel zu beben. Erst als Don Lorenzo kam und mit beruhigenden Worten auf die Frau einsprach und das Weinen der Mutter leiser wurde, ging auch durch das Kind ein tiefer erlösender Atem.

Als ich in den Nachmittagsstunden die steile Bergstraße hinauf ging, sah ich an der zerbröckelnden Straßenmauer tausend Kakteenblüten. Sie hingen herab wie schwere dunkelrote Blutstropfen.

10. Juli. Ich versuche zu arbeiten. Das geringste Geräusch vor meinem Fenster lenkt mich ab. Jedes Wort der landlosen Bauern wird mir zum Ruf. Ein mahnender Ruf, den ich mein ganzes Leben nie wieder vergessen werde.

Es wird nicht einfach sein, einen neuen Standpunkt zu gewinnen. Aber das Leben kommt mir mit Riesenschritten entgegen. Ein helles Brausen liegt in der Luft. Zwar liebe ich noch immer den Wind, der blau um die Pinien streicht. Aber nicht die Verzauberungen der Landschaft sind es, die mein Herz bewegen. Es gibt Dinge, die wichtiger sind als die Tränen, die Persephone geweint. Wie ein Grind löst sich das Alte und schuppt sich ab. Das Leben greift tiefer als alles Gelernte.

FRANK WEDEKINDS POLITISCHE GEDICHTE

Franks Wedekind, der vor vierzig Jahren starb, ist dem Bewußtsein der Gegenwart relativ fern gerückt. Die Älteren unter uns erinnern sich seiner vielleicht noch als eines vieldiskutierten Dramatikers, dessen rebellisch vorgetragene Auffassungen im Gegensatz zur herrschenden Moral standen. Den Jüngeren hat das faschistische Jahrzwölft (das literarisch schon mitten in den „opulenten“ zwanziger Jahren vorbereitet wurde) das lebendige Verhältnis zur deutschen Literatur zerstört. Sie kennen Wedekind kaum dem Namen nach. Bürgerliche Literaturhistoriker und Kritiker haben in diesem Dichter – unter Vernachlässigung der gesellschaftlichen Inhalte seines Werks – vor allem den „wilden Mann“ der „Moderne“ gesehen, einen Enkel großer ungezügelter Ahnen wie Lenz, Grabbe, Büchner, einen verstiegenen Sexualpathetiker, der das „Fleisch“ heiliger pries als den „Geist“. Der marxistischen Literaturbetrachtung liegt hier ein ungenügend bebautes Feld vor, ein Feld voll wildwuchernder Werturteile, die – alles in allem genommen – dem tragischen Außenseiter der Gesellschaft nicht gerecht werden.

Hier sei vor allem des Lyrikers Wedekind gedacht, genauer: seiner politischen Gedichte in ihrer Beziehung zur gesellschaftlichen Wirklichkeit jener Zeit. Dabei dürften sich manche landläufigen Urteile und Vourteile verschieben. Ein neues Bild bietet sich dar. Der frech-zynische Chansonnier, Idol aller Bohemiens zwischen München und Berlin, der grotesk-elegische Bänkelsänger, der seine Verse mit ausdrucksstarker Mimik zur Laute vortrug, belächelter Spaßmacher für die Snobs der „tonangebenden Gesellschaft“, ein „Schwein“ für den Kleinbürger, erweist sich bei näherem Hinsehen als eminent gesellschaftskritischer Dichter, dessen Werk zwar nicht im Kampf um eine neue, wohl aber im Kampf gegen die absterbende alte Gesellschaftsordnung eine bedeutende Rolle spielte. Diese Seite des Wedekindschen Schaffens ist in sämtlichen Literaturhistorien bürgerlicher Observanz unterschlagen. Dort ist der Dichter, wo er über den Bezirk zwischen Knie und Nabel hinausgeht, kaum existent. Und innerhalb dieses Bezirks ist er verurteilt, ein Filou zu bleiben. Denn einen Filou verdaut die Bougeoisie besser als einen „Politischen“.

Frank Wedekind hat nie den Anschluß an die progressiv-zukunftsbecken-

nenden Kräfte seiner Zeit gefunden. Aber aus seiner Welt- und Lebensauffassung sprach ein romantisch-revoltierender Antikapitalismus. Gerade dieser revoltierende Grundzug ist es, der den Dichter – ungeachtet seiner ideologischen Begrenztheit – von der Mehrzahl seiner Zeitgenossen, den naturalistischen Photographen sozialen Elends oder den neuromantischen Virtuosen spätbürgerlicher Dekadenkunst unterscheidet. Bei Alfred Kerr kann man lesen, Wedekind habe „die nacktärstigsten Gedichte in Deutschland verfaßt“. Geben wir dem also Charakterisierten selbst das Wort:

*Ob die Menschheit mich begrabe
Häuptlings, bei lebendigem Leib,
Gilt mir doch ein schlanker Knabe
Schöner als ein dickes Weib.*

*Dies Geständnis auszusprechen
Konnt' ich mich nicht mehr entbrechen,
Wenn auch alle alten Huren
Wütend aus dem Häuschen fuhren.*

*Jeder preist mit stolzem Munde
Schöne Weiber, Pferde, Hunde,
Schöne Blumen, schöne Blätter,
Schöne Gegend, schönes Wetter.*

*Ja, man darf sich unterwinden,
Sogar Schweine schön zu finden,
Wenn man viel dafür bezahlt hat,
Weil sie Liebermann gemalt hat.*

Wer hier wen provoziert, gegen wessen Kulturlosigkeit und Oberflächenmoral sich diese gewiß angriffslustigen Verse richten, bedarf keines Kommentars. Aber wir wollen hier das Hauptgewicht unserer Darlegung auf die eigentlich politischen Gedichte legen. Sie wurden zum größten Teil erst 1918 aus dem Nachlaß geborgen (Heinrich Mann und Erich Mühsam hatten, neben anderen, Anteil an dessen Betreuung). Die Edition erfolgte 1919. Inzwischen war ein Kaiserreich zusammengebrochen, hatte sich eine Revolution in Deutschland ereignet, begann sich die Weimarer Republik zu konstituieren. Das bürgerliche Publikum, krisengeschüttelt, war „wedekindreif“ geworden. Diese Veränderungen und Umlagerungen im Sozialen wie im Ideologischen vorbereitet zu haben, ist auch ein Verdienst des „Simplizissimus“, des satirischen Sprachrohrs der kritischen und fortschrittlichen Kräfte im deutschen Bürgertum der wilhelminischen Periode. Frank Wedekind war

zwei Jahre lang (1896–1898) politischer Mitarbeiter dieser berühmten Zeitschrift. Verse, die er dafür schrieb, brachten ihn vor Gericht und wegen „Majestätsbeleidigung“ für Monate in Festungshaft.

Die im „Simpl“ veröffentlichten Gedichte Wedekinds, formal zumeist an Kortums „Jobsiade“ und deren meisterhaft gehandhabten Knittelvers anknüpfend, erschienen unter dem Pseudonym Hieronymus Jobs. Es sind witzig versifizierte Glossen zu Zeitereignissen. Allesamt zeigen sie eine individualistische Frontstellung gegen die wilhelminische Ära. Die Grundlage dieses Individualismus aber ist hier wesentlich plebejisch. Es ist die Stimme eines Vaganten und Außenseiters der Gesellschaft, der in seiner ideologischen Position keinerlei bewußte Verbindung zur Ideologie der Arbeiterklasse erkennen läßt, der aber – als Narr, als Nachtwächter, als tumber Einfaltspinsel drapiert – vom Standpunkt des „normalen Menschen“, des „kleinen Mannes“, unter dem Gesichtspunkt gesunder und förderlicher Vernunft der Weisheit des Volkes naiven Ausdruck gibt. Zugleich jedoch bewirkt die kritisch ablehnende Haltung des Verfassers zu den gesellschaftlichen Erscheinungen seiner Zeit, daß Jobs recht oft über den eigenen Horizont hinauswächst. Seine Kritik wird zu einer überzeugenden Entlarvung der kleinbürgerlichen Gepflogenheiten und Vorstellungen, zur Verhöhnung des deutschen Spießers und seines karrieristischen Illusionismus. So glossiert Wedekind-Jobs zum Beispiel einen seinerzeit von der Bourgeoisie propagierten deutsch-amerikanischen Handelsvertrag:

*Geebrtes Fräulein Schriftleitung! Ich besitze
Außer einem schon lang verbrauchten Witze
Und einem bedeutenden Mangel an Geld,
Der mit wahrhaft deutscher Treue zu mir hält,*

*Für politische Begebenheiten und Taten
Weit mehr noch als unsere großen Diplomaten
Eine ganz eminente Verständnislosigkeit,
Welche lauter denn je nach Betätigung schreibt.*

*Deshalb bitte ich, Ew. Jungfräulichkeit möge geruben,
Mir recht viel Geld in meinen Beutel zu tunen
Und mich zu entsenden nach Amerika,
Denn es erwachsen uns jetzt große Vorteile da.*

*Mit dem reichsten amerikanischen Schweineschlächter
Schließe ich dann als geborner politischer Nachtwächter
Einen Handelsvertrag ab, nach dessen erstem Artikel
Er mir seine Tochter gibt zum ehelichen Gemubl.*

*Verehrtes Fräulein Schriftleitung! Mit diesem Vertrage
Wird dann Deutschland mit einem Schlage
In bezug auf Anarchistenriecherei und Polizeispion
In Amerika die meistbegünstigte Nation.*

*Versehen Sie mich deshalb in möglichster Bälde
Für meine Amerikafahrt mit dem nötigen Gelde.
Dann ersterbe ich vor Ihnen in Anbetung,
O Sie hochgeehrtes Fräulein Schriftleitung.*

*Ich bitte Sie, auch ja nicht zu vergessen,
Daß ich seit drei Tagen nichts Warmes gegessen
Außer einem kleinen Königsberger Klops –
Hochachtungsvollst und ergebenst*

Hieronymus Jobs.

Wedekinds Aktualität erweist sich, mehr als ein halbes Jahrhundert später, nach wie vor lebendig, treffend, wirksam. Warum? Weil der Dichter es verstand, einen kleinen Ausschnitt kapitalistischer Entwicklung kritisch-realistisch zu spiegeln, am Einzelfall das Typische zu erfassen. Als „vom Rheine bis an die Panke“ das aufputschende Geschrei der „Nationalmiserablen“ nach dem chinesischen Hafen Kiautschou erschalle, dem begehrten Stützpunkt im Fernen Osten, und die Flotte des Kaisers die Bucht besetzte, besang Jobs diese „neueste Heldentat“:

*Man erobert die Bucht wie Robinson seine Insel,
Ein ganzer Matrose kam ums Leben dabei,
Und es erstirbt der Chinesen kläglich Gewinsel
In tausendstimmigem deutschen Siegesgeschrei.*

Solche „Heldentaten“ aber, bemerkt der Verfasser ironisch,

*... haben nicht etwa zum Zwecke
Die Füllung einiger großer Pfeffersäcke,
Sondern lediglich den Ruhm
Des Vaterlandes sowie auch das Christentum.*

*Deshalb wird auch den Chinesen geraten,
Als Revanche für derartige Heldentaten
Ihre Arbeiter zu exportieren ins Deutsche Reich;
Wie werden die Sozialisten windelweich!*

Andere, zum Beispiel die Inder, würden „das gleiche erfahren“; die christliche Kultur verstünde es, „mit Schnaps, mit Kanonen und Bibeln / Den aufrührerischen Geist der Hindus zu zwiebeln“.

Nicht immer freilich gelingen Wedekind solche gesellschaftlichen Einsichten, oft bleibt seine Kritik gegen die „Krämerseelen“ und das „Diplomatengeliichter“ an der Oberfläche. Sein individualistischer Versuch, Freiheit, Menschenwürde und Seelenfrieden *außerhalb* der Bestimmungssphäre des Kapitals zu erringen, mußte erfolglos bleiben. Seine abstrakte Erkenntnis des Amboß-oder-Hammer-Seins, ohne Ahnung von der Funktion antagonistischer Klassenkräfte, verdichtet sich zu einer individuellen „Lebensregel“, die er, gleichzeitig die verlogene kapitalistische Siegermoral persiflierend, „von der Wiege bis zur Bahre“ zu beherzigen rät:

*„Der Besiegte hat die Ehre
Den Sieger ehrt die Habe.“*

Die sich unterordnende „Weltweisheit“ des Philisters, der je nach Alter, Konstitution und Stimmung abwechselnd als Stoiker, Epikureer oder Pessimist auftritt, verachtet Wedekind; seine Anpassungsmoral sei verabscheuungswürdig, genau wie die politische Kehrseite, die etwa so aussieht:

*Ich bin ein treuer deutscher Monarchist
Und weiß, wann mein Monarch geboren ist.
An jenem Tage hänge ich sein Wappen
Im Fenster aus als braver Biedermann;
Das macht beliebt und lockt die Kunden an,
Und wundersam rentiert sich solch ein Lappen.*

Wedekinds Patriotismus ist anderer Art als der Verbalismus der „Vaterländischen“. Germania, die von den Apologeten allen Schlages besungene hehre Jungfrau, ist für ihm bar aller jungfräulichen Unschuld: Tag für Tag wird sie vom aggressionslüsternen preußischen Militarismus vergewaltigt und bald völlig „unter die Haube gebracht . . ., und zwar unter die Pickelhaube“. Die „deutsche Ordnung“ im Innern, mittels der Polizei aufrecht-erhalten, ist dem Satiriker Wedekind ein ständiger Stein des Anstoßes. Weit gründlicher, meint Jobs, als die dazu berufene Staatskirche kläre der Polizist die „unteren Volksklassen“ auf:

*Er unterweist mit dem blanken Säbel
Das Volk in Darwin, in Lassalle und in Bebel.*

Zur Wahrung der intellektuellen „Ordnung“ treibt die Zensur ihr Wesen. Die Münchner Zensoren vergreifen sich sogar an Lessing, und Wedekind singt über diesen Kulturskandal:

*Jüngst ward durch einen
Grausamen roten
Zensurstrich Minna
Von Barnhelm verboten.*

*Denn alles, um das sich
Dies Schandstück dreht,
Ist heillose, freche
Perversität.*

Von einem „Professor für geistige Angelegenheit“ heißt es:

*Trefflich bewandert in höfischen Sitten
Und in Disziplinarverfahren beritten
Wie ein Rhinoceros reitet er prompt
Nieder, was ihm geistig in den Weg kommt.*

Von Schiller (dessen idealem Pathos sich der ernste Moralist Wedekind verbunden fühlt) sagt Jobs:

*Gott sei Dank, herrscht er im Reiche der Toten,
Heute wär ihm das Dichten verboten,
Denn er dichtet ohne jeden Respekt;
Vielleicht würde er auch eingesteckt,*

*Wenn er noch einmal seine „Kabale und Liebe“
Oder eventuell seine „Räuber“ schriebe,
Denn es herrscht in diesen Stücken ein Ton,
Der schreit allem Polizeiwesen Hohn.*

Immer wieder wurde der „Simplizissimus“ verboten oder beschlagnahmt. Die Vorwürfe, die man gegen ihn erhob, „Mangel an Königstreue“, „Entwürdigung der idealen Güter des Lebens“, „Erregung von Neid und Haß unter den Angehörigen des Staates“, „Überreizung der Sinnlichkeit“ sind für Wedekind nur Anlaß zur Persiflage. Er weiß, das Publikum verlangt nach den sozialkritischen Illustrationen Thomas Theodor Heines, und es „leht nach Hieronymus Jobsen“. Dieser Jobs ist sich im klaren, daß Gefängnisse und Untersuchungshaft zu den „redaktionellen Naturereignissen“ gehören. In einem „Reaktion“ betitelten Gedicht, das entstand, als (immer mal wieder) die Berliner Eisenbahnbehörden den Verkauf der Zeitschrift in ihren Kiosken untersagten, findet der Zorn des Dichters, nun jenseits aller sonst zur Schau getragenen „Narren“-Naivität seinen schärfsten Ausdruck:

*Maulkorb, Maulkorb über alles;
Wenn der Maulkorb richtig sitzt,
Wird man immer schlimmstenfalles
Noch als Hofpoet benützt.*

*Aber glaubt nur nicht, ich rede
Hier von preußischer Dressur!
Nein, bei Gott, ich meine jede
So im allgemeinen nur.*

*Heilig halt' ich unser Preußen
Mit der Losung Bum-bum-bum;
Deutschlands Glück zusammenschweißen
Ist sein Evangelium.*

*Wer das freie Wort nicht ohne
Zittern mehr vernehmen kann,
Stellt sich hinter die Kanone
Und davor den Untertan.*

Die antimilitaristische Haltung des „Simplizissimus“ drückt sich auch später in Wedekinds politischer Lyrik aus. Mit beißendem Sarkasmus und echter Besorgnis verfolgt der Dichter die zunehmende Militarisierung Deutschlands:

*Menschen gibt's dann nirgends mehr,
Überall nur Militär!
Ach, wie schön ist's in der Welt!
Wo man binspuckt, sitzt ein Held.*

Gerhart Hauptmann etwa wäre als wirklicher Hauptmann den militaristischen Berliner Kreisen sympathischer denn als Dichter – seine Helden zeigten nicht einmal „schneidige Haltung“:

*Weder Kollega Crampton noch der junge Vockerat
Legen die Hand an die Hosennacht.*

Im Gegensatz zu den protestierenden humanistischen Dichtern, die gegen den ersten imperialistischen Weltkrieg Stellung nahmen (so Heinrich Mann, Leonhard Frank, Johannes R. Becher), zog Wedekind sich damals zurück. Aber sein Freund Erich Mühsam schreibt in seinen Erinnerungen: „Ich bin überzeugt, daß Wedekind unter dem Kriegsunglück seelisch furchtbar litt, ja ich glaube, daß seine körperliche Widerstandskraft unter diesem seelischen

Leid sank und daß er ohne die seelischen Erschütterungen, die er, immer bestrebt, seinen wahren Menschen hinter einer Maske verborgen zu halten, in der Unterhaltung verleugnete, der Krankheit nicht so früh unterlegen wäre.“ Resignierend-elegische Töne sind dem alternden Dichter nicht fremd. Ziemlich kopflos geworden, glaubt er das „Ende“ zu schauen: wie Krupp den Erdball in die „dicke Berta“ stopft! Den Antreibern und Regisseuren des Krieges aber wirft er Eigennutz und Gleichgültigkeit vor:

*Alle, die tot auf dem Schlachtfeld liegen,
Hatten ein Leben nur zu verlieren,
Und doch ist es stets wieder ein Vergnügen,
Europas Grenzen zu korrigieren.
Der Diplomat brummt verächtlich: Ach!
Die Menschen? Die wachsen rasch wieder nach.*

*

Die im ersten Weltkrieg, besonders aber seit dem Großen Oktober offensichtlich gewordene, allgemeine Krise des Kapitalismus erwies nachträglich und schlüssig: die „gute alte Zeit“ war eine Schimäre. Diese in Wahrheit sehr ungute alte Zeit nach besten Kräften entlarvt und angeklagt zu haben, ist auch ein Verdienst Wedekinds. In einem Lied über „Germanias Ehestand“ spürte er den demokratischen Traditionen der deutschen Nation nach. Das Scheitern der achtundvierziger Revolution habe, heißt es, alle verheißungsvollen Ansätze erstickt. Nun „schüttelt sich das Volk in Angst und Bangen“, und die Besten wissen: „Mit dem wonnigen Idealismus hat es ein Ende.“ Die „gefesselten Hände“ des Bräutchens Germania arbeiten bereits „an seinem zukünftigen Zwangs- und Hochzeitskleid“. In einem Neujahrslied wünscht der Dichter der vielzitierten Germania:

*Es werde Deinen Kindern
Im künftigen Jahre nicht vor Hunger schwach.*

Er fleht die inzwischen krieglerisch gewordene Jungfrau an: „Steck ein Dein Schwert, auf daß es friedlich rostet.“ Er wolle „auch zum Himmel beten“, daß „nicht auf Deutschlands Universitäten / Justitias stramme Zucht von Menschenschindern / Zu Volkstribunen werde . . .“ In einem Gedicht an die korruptierte „öffentliche Meinung“ bricht der Dichter, befragt nach Deutschlands Zukunft, in Kassandrarufo aus und verhüllt düster sein Haupt:

*„Deutschlands Zukunft sitzt bekanntlich auf der Festung;
Ach, sie atmet nicht mehr freie Himmelsluft!“*

Das schrieb einer, der, wie der Held in der Tragikomödie „Der Marquis von Keith“ uns versichert, „in bürgerlicher Atmosphäre nicht atmen“ konnte.

Auch Wedekinds rebellierende, mit eigenartiger Mischung von eiskalter Sachlichkeit und leidenschaftlicher Expression geformte Dramatik und ebenfalls die erotische Lyrik des Dichters sind in gewisser Hinsicht ein Ausdruck des Protestes. Der Bürger Wedekind sah unter dem fragwürdigen Gewand bürgerlicher Zivilisation vor allem den moralischen Verfall der Gesellschaft. Eine erstarrte, verkrüppelte Konvention schien ihm alle menschlichen Triebe zu erdrücken. Das Triebhafte sieht er als das Entscheidende für den Menschen an. Das Moralische wird auf das der „menschlichen Natur“ Gemäße reduziert, wobei die bewußte Orientierung auf das gesellschaftlich Wirksame, Nützliche, Progressive in den Hintergrund rückt. Aber auch die Triebe und Leidenschaften allein können sich unter den obwaltenden Bedingungen nicht entfalten. Der Rebell Wedekind zieht also (aus moralischen Gründen) gegen die herrschende Moral der herrschenden Klasse zu Felde. Dieser subjektiv ehrliche Ausfall muß indessen zwangsläufig im Abwegigen enden. Denn für wen schreibt, auf wen stützt sich Wedekind, wenn er seine Moral der Vitalität, Schönheit und wahren Leidenschaft proklamiert? Aus outrierter Gegensätzlichkeit zum „normalen“ Bürger (und seinem „offiziellen“ Liebesleben) stellt er diesem eine Welt des „fünften Standes“ entgegen, die Welt des „fahrenden Volkes“ mit seinen „animalischen“ Instinkten. Leute, die „ihr Glück versuchen ohne Ring und Standesamt“, die „in allen Sätteln gerecht, mit allen Wassern gewaschen, von allen Hunden gehetzt“ sind; Deklassierte und Lumpenproletarier, libertinistische Intellektuelle und Künstler, internationale Hochstapler und Mädchenhändler, Prostituierte und Abenteurer, die nach Zirkus oder Zuchthaus riechen, sind die bewegenden Gestalten in seinem Werk. Man sieht: Wedekind – er war in seiner Jugend selbst Zirkuskünstler – spricht für die außerhalb bürgerlicher Moralkodexe und Verhaltensnormen lebenden Schichten, die zum Teil ein soziales Abfallprodukt der Ausbeuterklasse sind. Auf die ausgebeutete und einzige produktive Klasse vermag er sich nicht zu stützen. Der Unterschied zwischen Proletarier und Bourgeois wird für den Dichter, dessen neue Moral im Dschungel kapitalistischer Produktionsverhältnisse vor allem „Elastizität“ erfordert, durch den konstruierten Unterschied zwischen dem sogenannten „Hopp-hopp“- und dem „Etepetete“-Menschen verschleiert. Als verächtliche Bezugnahme auf die lauwarme Praxis des bürgerlichen „Heldenlebens“ sind Verse wie die folgenden zu verstehen:

*Bei dem allgemeinen Mangel
Idealer Seelenglut
Treffet ihr nur im Tingel-Tangel,
Was das Herz erheben tut.*

Wedekinds eigenwillige, sich auf nichts festlegende politische Haltung reflektiert am besten ein Gedicht des Hieronymus Jobs, in dem er die „Jungfer Muse“ bittet („um nun das politische Artikelschreiben / So trefflich als möglich zu betreiben“), sie solle ihm diejenige Partei nennen, bei der am meisten Geld zu verdienen sei. So legt die Muse ihm zum Beispiel nahe:

*Östlich der Elbe haben die Junker
Großen Bedarf an patriotischem Geflunker;
Schreibe doch nur Artikel für sie,
Dann machst du noch eine feine Partie.*

*Der Heiratskontrakt ist sofort im reinen,
Schreibst du nur gegen die Einfuhr von Schweinen
Und kämpfst für das vaterländische Schwein;
Das wird auch für dich von Vorteil sein.*

Jobs gibt darauf die Antwort:

*Ich entsage jeglicher Schweinerei;
Nenne mir doch eine andere Partei!*

Darauf gibt die Muse ihm zu bedenken:

*Läßt du die Sozialdemokraten
In der tiefsten Hölle schmoren und braten,
Dann baut dir die deutsche Großindustrie
Ein Schloß am Rhein...*

Der Angesprochene aber lehnt ab. Weder für Lutheraner noch für Jesuiten mag er schreiben, sowohl die Bismarckianer wie die Antisemiten verspottet er. Schließlich schlägt die Muse ihm vor, für die Sozialdemokraten, die „ohne jedes Taktgefühl“ streikten, und für die es „gar kein Mittel“ gäbe, jedenfalls „nicht Militär, noch Richter, noch Polizeibüttel“ („höchstens noch Religiosität“!), zu arbeiten. Aber sie muß gestehen, daß an Honoraren nicht viel zu holen ist. Darauf Jobs:

*Hierauf entgegne ich: Halde Muse, ich begreife
Die Sozialdemokratie, aber ich pfeife
Ebenfalls auf übersinnliches Honorar.
Welche Partei bezahlt denn bar?*

Und die Muse:

*Viel zu holen ist bei keiner von diesen Parteien,
Soll dir hingegen deine Begeisterung gedeihen,
Dann geh mit der Regierung durch dick und dünn
Und schöpfe daraus deinen Gewinn.*

*Folge der Regierung durch alle Labyrinth,
Durch die höchsten Höhen und die dickste Tinte,
Dann erfüllt sich früher dein Ideal
Und du wirst Finanzminister oder Oberpostgeneral*

*Oder Intendant patriotischer Festspiele
Oder Bevollmächtigter vaterländischer Gefühle . . .*

*Aber vor allem unterlaß deine faulen Witze,
Sie sind in der Diplomatie nichts nütze;
Lieber zeige dich möglichst dumm
Als ganz devoten Hieronymum.*

So muß in dem folgenden „politischen Lied“ Hieronymus Jobs, auf sich allein gestellt, ironisch-klagend vermerken:

*All meine Bittschriften und Postulate,
Worinnen ich um gute Versorgung bate,
Sowie mein Bublen um der Parteien Gunst,
Alles dies ist geblieben umsonst.
Weder die Regierung noch die Sozialdemokraten,
Weder die Lakaïen noch die Potentaten,
Weder der Leutnant noch das Mädchen vom Ballett
Hat für mich einen Platz im Bett.*

Und er beschließt, wieder Nachtwächter zu werden. Man sieht, die Sozialdemokratie, obwohl Wedekind sie zu „begreifen“ vorgibt, ist für ihn nur eine unter vielen Parteien. Er glaubt nicht an die revolutionäre Kraft der Massen, sondern sieht im reformistischen Bonzen den Vertreter der Arbeiterbewegung. Andererseits kritisiert er bestimmte Erscheinungen innerhalb der sozialdemokratischen Partei sehr treffend; ihr Mangel an Elan, der zunehmende Bürokratismus, das öde, wirkungslose Parlamentsgeschwätz sind ihm zuwider:

*Denn eine Größe kann nicht gedeihen
Bei Schmerbauchpolitik und parlamentarischem Schreien.*

Frank Wedekinds Tragik, die er selbst empfand, lag zu einem großen Teil in seiner Isoliertheit. Es war die Isoliertheit des radikal opponierenden bürgerlichen Intellektuellen: seine absolute Negation des Alten blieb ohne Beziehung zur Praxis und Ideologie der revolutionären Arbeiterbewegung. So offenbart uns Wedekinds Satire in hohem Maße kleinbürgerlich-individualistische und anarchische Züge. Die vitale Rebellion an Stelle der sozialen

Revolution mußte in eine Sackgasse führen. Der von seiner moralischen, kritisch-humanistischen Mission überzeugte Idealist Wedekind hatte von vornherein das Spiel verloren – ein zwischen den Klassen irrender Einzelgänger stand im Kampf gegen die ganze alte Klasse auf verlorenem Posten. Ohne die Siegesgewißheit haben zu können, die sein geniales Vorbild Heinrich Heine im großen Freiheitskrieg der Menschheit gerade auch aus schmerzlicher Erfahrung geschöpft hatte, mußte Wedekind voll Bitterkeit bekennen:

*Die Tage verblassen, die Stunden zergerben,
Die Waffen rasten und rosten;
Ich bin von vorn und von hinten beseht,
Ein armer verlorener Posten.*

Die Ahnung vom Übergangscharakter seiner Zeit, einer Epoche verschärfter Klassenkämpfe und proletarisch-revolutionärer Aktionen, findet mit forciert heiterem Zynismus Ausdruck: „Heute mit den Fürstenkindern / Morgen mit den Bürstenbindern!“ Zu den „Fürstenkindern“ hat Wedekind nie gehört, andererseits aber hat er kaum je daran gedacht, sich mit den „Bürstenbindern“ zu solidarisieren. Zwar erfaßte er oftmals spontan den Entwicklungsprozeß der Geschichte, wußte aber keine Antwort auf die Grundfragen, wie es sich in dem folgenden Gedicht zeigt:

*Es lehrt die Geschichte der Welt
Und die der heutigen Tage:
Das Neue siegt und das Alte fällt;
Es ist immer die nämliche Frage.*

*Erst die Frage nach Brot, dann die Frage nach Macht
Das ist nun der ewige Reigen.
Und wenn der Erball unter uns kracht,
Wer wird sinken und wer wird steigen?*

Heute, vierzig Jahre nach seinem Tod, hat die Arbeiterklasse dieses „Wer“ bündiger und eindrucksvoller beantwortet als sie es zu des Dichters Lebzeiten tat. Noch tiefer gesunken ist dagegen die Klasse, der Frank Wedekind entstammte, die er aber aus dem Grunde seines Herzens verachtete. Sein opponierendes Werk war ein ideologiegeschichtlich bedeutsamer und in seinen besten, kritisch-realistischen Teilen wesentlicher Beitrag zur deutschen Literatur im Zeitalter des Imperialismus und am Vorabend der sozialistischen Revolution.

DREI IN EINER KAJÜTE

Hat es an Bord eines Ozeandampfers jemals drei Kajütengenossen gegeben, die schlecht zu einander paßten, so waren es Odette, Miss Corcoran und ich. Wir fuhren im August 1947 dritter Klasse von New York nach Cherbourg.

Odette, neunzehn Jahre alt und aus Belgien, war ein Flederwisch von einem Mädchen mit einem Säuglingsmund; während des Krieges war sie von einem amerikanischen Soldaten sozusagen aus der Wiege geraubt worden und fuhr jetzt mit genau fünfundzwanzig Dollar Taschengeld und tausend französischen Franken zurück, um ihre Eltern in Lüttich zu besuchen. Sie hatte das untere Bett gegenüber dem meinen.

Miss Corcoran war eine fromme, gebrechliche alte Jungfer von fünfundfünfzig Jahren mit einer jämmerlichen Sammlung verblichener Pappköfferchen, die ihre sämtlichen irdischen Güter enthielten; sie hatte sich aus ihrer New-Yorker Einsiedelei losgerissen und wollte nun bei einer verheirateten Schwester in der Schweiz leben. Sie hatte das obere Bett über Odette.

Und ich war eine deftige Frau in den besten Jahren, die sich in der Welt zurecht fand; und das war ein Glück, denn vor mir lag eine schwere Zeit. Mein Reiseziel war das besetzte Deutschland, und ich hatte weder ein Einreisevisum noch auch nur eine Ahnung, wie ich mir eines beschaffen könnte. Das State Department hatte mir glatt erklärt, dies werde mir niemals gelingen. Das Geld in meiner Tasche reichte gerade für drei Wochen. Und darüber hinaus hatte ich noch Odette und Miss Corcoran.

Ich weiß nicht recht, wie ich sie mir eigentlich angeschafft hatte. Schließlich gibt es ja keine Vorschrift, die einen zwingt, sich seine Kajütengenossen anzuschaffen.

Miss Corcoran gab anfangs keinerlei Grund zu Kopfschmerzen. Seekrank war sie nicht, aber sie fürchtete, seekrank zu werden, und lag daher die meiste Zeit über so still wie eine große Stoffpuppe auf dem Bett. Odette aber war unfähig, ohne Gesellschaft und ohne Hilfe zu leben. Sie war ganz aufgereggt und stolz, von ihrem wachsamen Ehemann und ihren wachsamen Schwiegereltern losgekommen zu sein, aber sie fürchtete sich auch.

„Man kann mir nichts anvertrauen“, erzählte sie mir besorgt, „darum haben sie mir nur fünfundzwanzig Dollar mitgegeben.“

Sie hängte sich an mich; es war unmöglich, sie loszuwerden. Ich mußte an Deck mit ihr spazierengehen und meinen Liegestuhl neben den ihren stellen, mußte mit ihr zusammen essen und mir tagaus, tagein ihr kindisches Geschwätz anhören. Sie war ein hübsches Geschöpf und glich genau Corots Porträt der Octavie Sennegon, nur war sie blond – ihr Gesichtchen ein weiches, naiv wirkendes Oval mit großen Augen unter erstaunt hochgezogenen Brauen; das zurückgekämmte Haar ließ eine runde Stirn und reizende kleine Ohren frei; es endete in seidigen Locken, die ihr den Nacken hinabwehten.

Zumindest kann sie mich ein wenig französische Konversation lehren, dachte ich, und methodisch nützte ich die Stunden aus, wo wir in unseren Liegestühlen auf dem geizig bemessenen überdachten Stück Deck lagen, das den Passagieren der dritten Klasse vorbehalten war. Odette aber schmollte.

„Ich hab's satt, französisch mit dir zu sprechen. Du wirst es nie lernen!“

„Doch, ich lerne es. Ich muß es ja, bevor wir nach Paris kommen. Wozu hat dich der liebe Gott denn sonst in meine Kabine geschickt?“

„Ich hab's aber *satt*, französisch zu sprechen“, erwiderte sie unmutig.

„*Je m'en fiche*.“

„Doch nicht fiesch, fiesch! Ach, was für eine Aussprache!“

„Dann geh weg und laß mich mein Buch lesen.“

„Och, ich langweile mich! Weshalb gibt es eigentlich auf diesem ollen Schiff keine Tanzveranstaltungen?“

„Die gibt es wahrscheinlich – oben.“

„Ach, ich möchte zu gern nach oben gehen!“

„Das dürfen wir nicht, Herzchen.“

Sie seufzte, summte vor sich hin, räusperte sich und warf ihren kleinen Hintern im Liegestuhl umher. „Ich will nach oben gehen!“

„Viel Vergügen“, sagte ich und blickte auf die Buchseite.

„Aber ich kann doch nicht *allein* gehen“, jammerte sie, und das hatte ich im voraus gewußt.

Nachdem ich noch ein Weilchen länger zugehört hatte, wie sie vor sich hin summte, sich räusperte und sich umherwarf, sagte ich: „Nach dem Essen werde ich den netten westindischen Steward bitten, uns im Fahrstuhl für das Personal hinaufzubringen.“

Odette stürzte in die Kabine und verbrachte die restliche Zeit vor dem Abendessen mit dem Ankleiden. Ich fand sie in einem rosa Nachmittagskleid aus Chiffon, wie sie sich zweifelnd im Spiegel betrachtete.

„Für die erste Klasse ist's nicht gut genug“, stellte sie aufgeregt fest. Die Feststellung war eine Frage.

„Viel zu gut ist's. Vielleicht werden wir hinausgeworfen.“

Ich glaubte nicht eine Minute lang, daß irgend jemand Odette hinaus-

werfen werde, ich war nur gehässig. Der Gedanke, in der ersten Klasse herumzuschnüffeln, war mir widerlich, und ich tat nichts, um mich fein zu machen. Ich trug ein anständiges rostbraunes Wollkostüm, das ich in einem guten Modegeschäft gekauft hatte, eine schwarze Seidenbluse und schwarze Pumps, und wenn das den oberen Klassen nicht gefiel, so mochten sie *allez-vous foutre*.

Aus dem Fahrstuhl für das Personal traten wir in eine dunkelglänzende schwarzblaue Bar, in der geleckte Weiber, die bessere Frisöre aufgesucht hatten, als es der meine war, in kostbaren Abendkleidern umherschlangelten. Sie starrten uns mit ungläubiger Verachtung an. Sogleich kam uns ein hübscher, intelligent aussehender Vierziger mit angegrautem Haar entgegen, der einen Anzug aus gutem englischem Tweed trug, und lud uns mit scharmantem Lächeln ein, an der Bar ein Gläschen zu trinken. Ungeheuer erleichtert setzte ich mich auf einen Barstuhl und bestellte einen schottischen Whisky. Die boshafte Neugier und die Eifersucht der anderen Frauen waren geradezu greifbar. Ich hatte das Gefühl, im ganzen Raum winde es sich und zischele es.

„Ich nehme nur einen Old Fashioned“, sagte Odette, alles vergessend außer ihrer eigenen reizenden Person und der Gegenwart eines männlichen Beschützers. Ich hatte sie zwischen uns sitzen lassen; ich fühlte mich wie eine alternde Anstandsdame und ärgerte mich darüber.

Seinen Familiennamen habe ich vergessen, obwohl der zu jener Zeit noch vom Glanz seines Ruhms als Kriegsberichterstatte umgeben war. Mit Vornamen hieß er Ralph. In wenigen Minuten schätzten wir einander ab. Es belustigte ihn, die Frauen, mit denen er für gewöhnlich schlief, vor den Kopf zu stoßen, indem er uns seinen Schutz anbot; es war jedoch sein Schicksal, sie vorzuziehen. Die Tatsache, daß ich versuchte, in die Hölle Nachkriegsdeutschland zu gelangen, um mit einem deutschen Antifaschisten zu leben, weckte ungewollte Anteilnahme in ihm. Ritterlich tanzte er mit jeder von uns, aber in dieser Atmosphäre stinkiger Vornehmteurei fühlte ich mich so unglücklich, daß ich dem armen Mann andauernd auf die Füße trat. Zu seiner Verteidigung schlug er einen Spaziergang an Deck vor.

Odette war voller Spannung. Sie hatte gehört, das Deck der ersten Klasse sei ringsherum drei Meilen lang. Mir war völlig klar, daß Ralph gern ein wenig mit Odette getändelt hätte, mir fiel aber kein anmutiger Fluchtwort ein. Und was schlimmer und dümmer war: Ich fühlte mich für sie verantwortlich. So trottete ich also mit, hin und her, und blickte zuweilen nach der Uhr, bis ich mich schließlich offen in die Rolle der Anstandsdame stürzte und sagte: „Odette muß jetzt gehen.“

„O-o-o-oh“, seufzte sie wie ein Kind; in ihrem Seufzer aber lag zufriedene Ergebenheit.

Ralph hatte ebenfalls genug und begleitete uns mit munterer Bereitwilligkeit zum Fahrstuhl für das Personal. Während er klingelte, musterten mich seine klugen blauen Augen mit ironischer Achtung. „Ich hoffe, Sie kommen durch“, sagte er.

„Ich komme schon durch.“

„Schreiben Sie mir an die Associated Press nach Paris, wenn Sie's schaffen: Das wäre eine Geschichte.“

„Besten Dank für die Bewirtung.“

„Wir haben uns *glänzend* unterhalten“, plapperte Odette.

Als wir leise in die Kabine schlichen, fanden wir sie zu unserer Überraschung schwach erleuchtet. Miss Corcoran hatte das kleine Licht neben ihrem Bett angeknipst und lag flach auf dem Rücken; ihre Lippen bewegten sich, und ihre Handflächen waren im rechten Winkel zu ihrer platten Brust fest zusammengepreßt, wobei die Finger zur Decke wiesen. Unter taktvollem Schweigen zogen wir uns aus und gingen zu Bett.

„Gute Nacht, Odette. Gute Nacht, Miss Corcoran“, sagte ich.

„Gute Nacht“, erwiderte Odette und war gleich darauf eingeschlafen.

„In zwei Tagen landen wir“, meinte Miss Corcoran kläglich und ließ die Hände sinken.

„Ja, das stimmt.“

„Ach, du liebe Güte, ich mache mir solche Sorgen.“

„Aber weswegen denn nur?“

„Ich weiß nicht, wie ich nach Paris kommen soll. Ich kann kein Wort Französisch, und ich muß nach Paris, um in die Schweiz zu gelangen. Das weiß ich. Zuerst muß ich nach Paris. Aber wenn ich aus dem Dampfer steige, weiß ich nicht, in welcher Richtung ich gehen soll.“

„Alle fahren ja nach Paris – wir gehen doch alle in dieselbe Richtung.“

„Nicht möglich! Alle? Sie auch?“

„Gewiß.“

„Oh, Gott sei Dank! Gott sei Dank!“

„Darüber brauchen Sie sich doch keine Sorgen zu machen, Miss Corcoran. Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

Am nächsten Morgen aber betete Miss Corcoran von neuem. Wieviel Zeit sie betend verbrachte, kann ich nicht genau sagen, denn größtenteils hielt ich mich außerhalb der Kabine auf. Jedesmal aber, wenn ich zurückkam, betete sie. Sobald sie mich erblickte, hörte sie damit auf und vertraute mir ihre neuesten Sorgen an, die sich in rascher Folge vermehrten.

„Ob ich wohl wage, die Nylonstrümpfe anzugeben, die ich für meine Schwester gekauft habe?“ fragte sie mit zitternder Stimme. „Ich habe gehört, diese französischen Zollbeamten sollen schrecklich streng sein!“

„Wieso, wieviel Paar haben Sie denn mit?“

„Zwei“, flüsterte sie.

„Aber Miss Corcoran! Um zwei Paar werden sie sich doch nicht kümmern!“

„Oh doch, ganz sicher! Ganz sicher!“ stöhnte sie und faltete krampfhaft die Hände. „Ach, wäre es nicht *besser*, sie anzugeben?“

Wenn Sie sich so ernsthaft Sorgen machen, so waschen Sie sie doch, dann können die Zollbeamten kein Wort sagen – dann sind es ja gebrauchte Strümpfe.“

„Ach, ich würde meiner Schwester doch nicht gern etwas *Gebrauchtes* schenken!“

„Miss Corcoran, die werden sich *ganz bestimmt nicht* um zwei Paar Nylonstrümpfe kümmern.“

„Ach, *hoffentlich* haben Sie recht!“

Am Abend vor der Landung befand sie sich in einem furchtbaren Zustand. Sie ging nicht einmal zum Essen, und während des ganzen Abends betete sie ununterbrochen. Als Odette und ich in die Kabine zurückkehrten, murmelte sie hastig ihr „Amen“ und stöhnte: „Sicher ist es doch besser, alles anzugeben.“

„Haben Sie denn die Strümpfe nicht gewaschen?“

Sie schüttelte den Kopf, und gepreßt, als sei ihr die Kehle ausgetrocknet, stieß sie hervor: „Es sind ja nicht nur die Strümpfe. Die Schürze ist's. Ich hab meiner Schwester eine Schürze aus Plaststoff gekauft.“

Ich stritt mit ihr, ich flehte sie an, ich bestürmte sie. Nichts konnte Miss Corcoran davon überzeugen, daß die französischen Zollbeamten nicht blindwütig in ausgebleichenen Pappköfferchen nach Plastschürzen suchten. Nach langer Unterhaltung wurde sie ruhiger und fragte: „Werden Sie bei mir bleiben, wenn wir durch den Zoll gehen?“

„Jawohl, wenn es möglich ist“, versprach ich.

Früh am nächsten Morgen aßen Odette und ich ein gutes Frühstück; von dem, was übriggeblieben war, machte ich ein paar Schnitten zurecht und füllte meine Manteltaschen mit sämtlichen Apfelsinen und Äpfeln, die ich auf den benachbarten Tischen fand. Odette war verzweifelt über dieses Benehmen und rang tatsächlich die Hände; als wir aber in die Kabine zurückge-
langt waren, erklärte sie sich bereit, ein paar von den Schnitten und Früchten in ihre Manteltaschen zu stecken, um die meinen vor dem Zerreißen zu bewahren.

Ich sah mich in der Kabine um und überzeugte mich, daß alles, was ich besaß, eingepackt war. Von jetzt ab mußte ich sehr wachsam sein. Die Schreibmaschine: die durfte ich niemals aus den Händen lassen. Das Toilettenköfferchen. Den großen Handkoffer. Mein ganz großer Koffer befand sich

im Frachtraum, und wie Miss Corcoran konnte ich nur beten, daß ich ihn eines Tages widersähe.

Miss Corcoran saß in völliger Ergebenheit auf Odettes Bett, ihre drei Kofferchen auf dem Fußboden neben sich. Sie trug einen dünnen schwarzen Mantel, einen runden schwarzen Strohhut und schwarze Baumwollhandschuhe; ihre und Odettes Augen waren geduldig auf mich gerichtet.

„Ist das alles, was Sie mitgebracht haben, Miss Corcoran?“ fragte ich. „Odette, hast du alles beisammen?“

Beide nickten gehorsam. Sie waren offensichtlich bereit, mir bis zum Ende der Welt zu folgen. Ich klingelte dem freundlichen westindischen Steward; als er aber versuchte, Miss Corcorans Koffer zu nehmen, sprang sie auf und fragte in wilder Erregung: „Oh, wohin bringt er sie denn?“

„Sie finden sie auf der Mole wieder“, sagte er. Ein Kofferchen hielt er unter dem Arm und eins in jeder Hand; eben wollte er meinen und Odettes Handkoffer aufnehmen, als sich Miss Corcoran fast auf ihn warf und „Nein, nein, nein!“ schrie. Er setzte das Gepäck ab und blickte mich an.

„Wie wollen Sie denn drei Koffer allein vom Schiff schaffen?“ fragte ich.

Beinah unter Tränen sah sie mich vorwurfsvoll an. „*Diesen* hier darf er nicht nehmen“, sagte sie. „Die anderen kann er meinetwegen haben. Aber wo werden sie denn stehen?“

Endlich befanden wir uns auf dem Landungsboot und fuhren in der dunkelblauen Morgendämmerung landwärts. Über uns waren Wolken, aber mit erschreckender Deutlichkeit zeichnete sich die Silhouette des zerstörten Cherbourg vom Himmel ab. Es war völlig dem Boden gleichgemacht worden, nur ein paar schmale schwarze Gemäuer stachen wie Knochen empor.

„Ich habe mein ganzes Französisch vergessen“, klagte plötzlich Odette mit ängstlichen Augen.

Es schien auch tatsächlich wahr zu sein. Als wir die überdachte Werft mit all ihrem Getriebe und ihrem Wirrwarr erreichten und begannen, unsere Koffer zu suchen, war Odette zu gar nichts nütze. Als ich sie vorwärts stieß, damit sie einem Dockarbeiter in loser blauer Arbeitskleidung befragte, stotterte und stammelte sie nur, bis er sie anschnauzte und davoneilte. Meine Schreibmaschine und mein Toilettenkofferchen fest umklammernd, machte ich mich auf, um nach unseren Sachen Ausschau zu halten, und Odette tappte hinter mir her.

„Verlassen Sie mich nicht!“ rief die arme Miss Corcoran.

„Bleiben Sie hier stehen, rühren Sie sich nicht vom Fleck, ich komme gleich wieder!“

„Ach, sehen Sie doch zu, daß Sie meine Koffer auch gleich finden!“

„Ja, ja, ja!“

Es gab keine geregelte Gepäckanordnung, keine große Buchstabentafel, wo

man das Gepäck einer Miss Anderson bequem unter dem Buchstaben A hätte finden können. Es gab nur ein Chaos. Endlich entdeckte ich drei oder vier unordentliche, unsortierte Berge von Gepäck, umgeben von Dutzenden Passagieren, die den Kopf verloren hatten und alle wild durcheinander wimmelten, gleichgültig, ob sie in der ersten oder in der dritten Klasse gereist waren. Irgendwie hatte die Nachricht die Runde gemacht, die reservierten Zugplätze, für die wir in New York bezahlt hatten, seien gar nicht mehr reserviert. Von weitem sah ich, wie unser Freund, der Kriegsberichterstatter, seelenruhig die Werft verließ und zur Eisenbahn hinüberging; er trug zwei Gepäckstücke, von irgendwelchen Bekannten aber war er unbelastet. Mit einem heftigen Ruck zog ich meinen großen Handkoffer unter einem eleganten hellblauen Koffer aus der ersten Klasse hervor, der eine Tonne wog, und sah zu meiner Erleichterung, daß auch Odette den ihren gefunden hatte. Nicht ein Gepäckträger war in Sicht. Falls irgendwelche der Leute hier Touristen waren, so hatten sie sich eine recht seltsame Zeit ausgesucht, nach Europa zu kommen.

„Wir müssen uns unbedingt Sitzplätze im Zug sichern“, sagte ich. „Wir suchen uns welche und stellen unser Gepäck darauf; dann setzt du dich quer drüber und verteidigst sie, während ich zurückgehe und nach Miss Corcoran sehe.“

Im allerletzten Wagen fanden wir wie durch ein Wunder ein Abteil, das nicht vollbesetzt war. Eine ganze Bank für drei Personen war leer. Ich belud sie mit Koffern und setzte Odette in die Mitte dazwischen, meine Schreibmaschine auf ihren Schoß.

„Und laß sie nicht etwa los, sonst bringe ich dich unter Garantie um!“ sagte ich.

Miss Corcoran stand genau an der Stelle, an der ich sie verlassen hatte. „Haben Sie meine Koffer gefunden?“ fragte sie ganz zuversichtlich. Ich schwitzte in der Augenthitze und war nervös wegen meiner Schreibmaschine, die sich in der Hand der leichtsinnigen Odette befand.

„Los“, sagte ich. Es war nicht schwer, Miss Corcorans andere beiden Köfferchen zu finden. Ganz mutterseelenallein lagen sie da, auf ihren schäbigen Rücken. Die Mole war verlassen. Ich schnappte die Köfferchen, flehte Miss Corcoran an, sich zu beeilen und rannte vorweg.

„Oh, ich kann das nicht tragen – das ist viel zu schwer!“ verwahrte sich Miss Corcoran, während sie mit ihrer Schmuggelware hinter mir her stolperte. Ich setzte die anderen beiden Gepäckstücke ab, gab ihr das leichtere und packte das schwere, wobei ich mir beinahe die Schulter ausrenkte.

Weshalb tue ich das bloß, fragte ich mich. Bin ich denn verrückt? Wir rannten, schwankten, stolperten zum letzten Wagen des Zuges. Genau was ich gefürchtet hatte, war geschehen. Meine Schreibmaschine befand sich, Gott

sei gelobt, noch immer auf Odettes Schoß; die Koffer aber standen aufrecht auf dem Boden, und drei weitere Leute mit aggressiven Hintern drängten sich auf den übrigen Teil der Bank.

„Ich hab's nicht ändern können“, sagte Odette ziemlich schnippisch.

„Na schön; steh auf und überlaß deinen Platz Miss Corcoran.“

Mit einem haßerfüllten Blick auf diese gehorchte Odette.

„Ach du meine Güte, wie schade“, meinte Miss Corcoran, und mit einem Seufzer setzte sie sich zufrieden hin.

„Haben Sie irgend etwas zu essen, Miss Corcoran?“

„Ach du liebe Güte, nein, daran habe ich überhaupt nicht gedacht!“

Ich gab ihr eine Apfelsine, einen Apfel und eine Schnitte.

„Komm, Odette. Vielleicht können wir vorn Sitzplätze finden.“ Wir waren beim erstenmal nicht durch alle Wagen gegangen. „Passen Sie auf unsere Koffer auf, Miss Corcoran.“

„Denken Sie nur, meine Liebe, es sind überhaupt keine Zollbeamten da gewesen“, meinte Miss Corcoran mit strahlendem Lächeln und biß in ihren Apfel. Mir kam zum Bewußtsein, daß dies die erste Nahrung war, die sie seit ungefähr sechzehn Stunden zu sich nahm. Nicht allzu gnädig rückte ich eine zweite Schnitte und noch einen Apfel heraus. Meine Schreibmaschine fest in der Hand, machte ich mich auf den Weg durch den Zug, gefolgt von Odette. Selbstverständlich war alles besetzt, und in vielen Abteilen standen die Leute oder saßen auf Gepäckstücken.

Im vordersten Wagen entdeckten wir ein völlig leeres Abteil. Selten ist mir ein Raum so weit, so luftig und einladend vorgekommen wie dieses Abteil. Die grünen Plüschsitze schienen sogar sauber zu sein. Auf die Scheibe der Glastür war jenes Wort gemalt, das Miss Corcoran so fürchtete – DOUANIERS. Nun, was Schneewittchen tun konnte, konnte ich schon lange. Ich öffnete die Tür und trat ein, und hinter mir Odette. Fest schloß ich sie wieder und blickte streng drein. Andere Fahrgäste, die gleichfalls nach Sitzplätzen suchten, starrten uns an, und wir starrten zurück.

Nach einer halben Stunde kamen zwei freundliche, wohlerzogene Zollbeamte mittleren Alters herein, blickten Odette milde an und sagten, wir könnten dort bleiben. Wir gaben jedem eine Apfelsine, und schon trabten sie wie die sieben Zwerge davon. Wir gingen zurück, um unsere Koffer aus Miss Corcorans Abteil zu holen und fanden die arglose Seele in friedlichem Schlummer, den Kopf auf die schmale Brust gesunken. Aus irgendeinem Grunde platzte Odette bei dem Anblick fast heraus. Ich glaube, sie dachte, wir würden Miss Corcoran los.

Es war eine lange, heiße Fahrt voller Hunger und Durst. Wir konnten das Fenster des Abteils nicht aufbekommen. Um elf Uhr verschlangen wir unsere Schnitten – es stellte sich heraus, daß wir nur noch zwei übrig

hatten –, und im Lauf des Nachmittags entdeckten wir, daß unser überwältigender Obstvorrat auf eine Apfelsine und einen Apfel für jede zusammengeschrumpft war. Wir fanden uns in unser Schicksal und aßen sie auf. Danach rauchten wir, saßen schaukelnd und von der schlechten Luft halb betäubt da und beobachteten, wie die fremdartige französische Landschaft vorbeischlich.

Wir schliefen, wir wachten auf, wir schliefen. Die gastfreundlichen Zollbeamten kamen erst bei Anbruch der Dämmerung wieder, eine Viertelstunde, bevor wir in Paris anlangten, und sie waren ebenso müde wie wir. Nachdem sie uns höflich begrüßt hatten, rauchten sie, schwatzten ruhig miteinander und dachten überhaupt nicht daran, unsere Koffer zu untersuchen.

Odette und ich hatten beschlossen, die Nacht über zusammenzubleiben. Sie schwor, sie kenne sich in der Umgebung des Gare St. Lazare gut aus und werde uns ein billiges Hotelzimmer finden.

„Mein Französisch kommt zurück“, erklärte sie kleinlaut.

Odette hätte die phantastischste Behauptung aufgestellt, nur, um mich bei sich zu behalten. Ihr Zug nach Belgien fuhr erst am nächsten Morgen, und sie fürchtete sich entsetzlich, die Nacht allein in Paris zu verbringen. Ich ebenfalls – um die Wahrheit zu sagen. Als sie aber sah, daß ich beabsichtigte, Miss Corcoran aus dem Zug zu helfen, wurde sie böse. „Für Miss Corcoran spreche ich *kein* Französisch!“

„Wir setzen die Ärmste nur eben in ein Taxi“, meinte ich. „Sie muß zum Gare de l’Est. Du brauchst nichts weiter zu tun, als das Taxi zu rufen.“

„Ich kann aber kein Taxi rufen“, erklärte sie schrill. „Ich weiß nicht, wie ich das machen soll!“

Wir standen auf dem Bahnsteig; zwischen unseren Zähnen knirschte Staub, und wir waren schwach vor Hunger.

„Bleib beim Gepäck und halt meine Schreibmaschine fest“, befahl ich und ging Miss Corcoran suchen. Mit unendlichem Vertrauen saß diese noch immer ganz allein im Abteil und wartete auf mich.

„Ich kann meinen Koffer nicht mehr zubekommen“, verkündete sie. „Jedes Stück haben sie rausgenommen. Aber“, fügte sie kichernd hinzu, „die Plastschürze haben sie überhaupt nicht bemerkt, und dabei hat einer seine Hand genau darauf gehalten! Aber einen schönen Schrecken haben sie mir eingejagt, zu kommen, nachdem ich schon gedacht habe, wir hätten sie verfehlt!“

Sie versuchte gar nicht erst, ihren Koffer zu schließen, sondern saß einfach da und wartete gelassen. Ich packte die Sachen um und schloß den Koffer. Wenn diese dünnen Pappwände noch weitere vierundzwanzig Stunden eines solchen inneren Drucks überlebten, hatte sie Glück.

Odette warf ihr einen wütenden Blick zu und wandte sich ab.

„Miss Corcoran bleibt jetzt mit unseren Koffern und unseren Toiletten-

köfferchen hier stehen und wartet auf uns; wir beide geben unsere Handkoffer bei der Gepäckaufbewahrung ab, kommen zurück und holen Miss Corcoran. Dann setzen wir sie in ein Taxi. Zum Gare de l'Est“, sagte ich.

Miss Corcoran versuchte Einspruch zu erheben, aber die Zeit verging, ich hatte keine Ahnung, wo wir die Nacht verbringen wollten, und so fiel ich ihr ins Wort. „Odette, wie sagt man ‚Gepäckaufbewahrung‘ auf französisch?“

„Ich weiß nicht“, schmolte sie. „Consigne.“

„Dann los“, sagte ich, ohne von Miss Corcorans Protestrufen Notiz zu nehmen, und wir schleppten unsere Handkoffer sowie meine Schreibmaschine zur Consigne. Auf der Gare St. Lazare gab es Gepäckträger, und einige kamen auf uns zugeeilt; ich schüttelte jedoch den Kopf. Dies war wirklich nicht der geeignete Augenblick meines Lebens, mir auch nur den winzigsten Luxus zu leisten. Als treffe mich ein Schlag ins Genick, war ich mir plötzlich meiner Lage und der Tatsache bewußt geworden, daß ich entsetzlich arm und allein in einem Lande war, dessen Sprache ich kaum verstand.

Da uns Miss Corcoran zurückkehren sah, rief sie, als wir noch mehrere Schritte von ihr entfernt waren, in einiger Erregung aus: „Es hat gar keinen Zweck, daß ich jetzt zum Gare de l'Est fahre. Der Zug fährt erst morgen. Das weiß ich genau!“

„Nun, wohin wollen Sie denn gehen, Miss Corcoran?“

„Wohin gehen denn *Sie*?“

„Ich habe nicht die blasseste Ahnung“, sagte ich. Zu einem aber war ich fest entschlossen: Von Miss Corcoran wollte ich mich auf dem Gare St. Lazare trennen – jetzt gleich und für immer.

Ich nahm den schwersten von ihren Koffern auf (mein Toilettenköfferchen hielt ich in der anderen Hand), winkte Odette, einen zweiten zu nehmen und eilte voraus, um jede weitere Diskussion zu vermeiden.

Vor dem Bahnhof blieb ich stehen und blickte mich enttäuscht und verwirrt um. Das war also Paris? Es sah aus wie Brooklyn in der Nähe der Hoyt Street. Autos sausten vorbei. In der zunehmenden Dunkelheit erkannte ich hier und da ein Taxi. Odette und Miss Corcoran traten erschöpft aus dem Bahnhofsgebäude.

„Wohin gehe ich denn?“ fragte mich Miss Corcoran.

„Wir setzen Sie in ein Taxi, und Sie fahren zur amerikanischen Gesandtschaft“, erwiderte ich. „Dort hilft man Ihnen gewiß.“

Bei dieser Eingebung hellte sich ihre Miene auf. „Oh ja“, stimmte sie mir zu. „Das ist ein prächtiger Gedanke! Aber was wird denn ein Taxi kosten?“ fragte sie nervös. „Habe ich auch genügend Franken?“

„Odette wird sich vom Chauffeur im voraus den Preis sagen lassen. Ruf ein Taxi, Odette, und tu, als sei es für dich!“ befahl ich. Plötzlich fiel mir ein, daß es wahrscheinlich für die Gesandtschaft zu spät war – schon nach

achtzehn Uhr. Als aber Odette zu jammern begann: „Ich weiß nicht, wie“, steuerte ich sie zum Bordstein; beschämten Gesichts und mit halbem Herzen brachte sie es fertig, einen Taxifahrer zu interessieren. Ich feuerte sie immerfort an: „Frag ihn, was es zur Gesandtschaft kostet – willst du ihn wohl fragen!“ zischte ich.

Ich öffnete die Tür und begann, Miss Corcorans Koffer so schnell ich konnte einzuladen. Odette murmelte unhörbar in stammelndem Französisch; es war jedoch besser, als ich es gekonnt hätte. Der Preis wurde vereinbart, und ich half Miss Corcoran beim Einsteigen.

„Vielen Dank – vielen Dank, Mädels!“ rief sie mit zitternder Stimme. Sie begann soeben sich bewußt zu werden, daß wir uns niemals mehr wiedersehen, und war verwirrt und von Bedauern erfüllt. Mein Gewissen hatte, ebenso wie die Gesandtschaft, für heute geschlossen und bemerkte nur sotto voce, es gebe dort wahrscheinlich einen Nachtwächter, und der könne unmöglich so müde sein wie ich.

„Keine Ursache, Miss Corcoran! Auf Wiedersehen! Gute Reise! Viel Glück!“ Ich winkte, sie winkte, Odette sah eigensinnig zur anderen Seite, und das Taxi verschwand im Straßengewühl.

Odette wandte sich mit einem listigen Blick zu mir um und bemerkte: „Die Gesandtschaft ist jetzt nie im Leben mehr offen!“

„Du merkst auch alles, Odette!“ sagte ich. „Jetzt suchen wir uns ein Hotel. Du behauptest ja, du kennst Paris. Wo ist denn das nächste und billigste?“

„Da hinunter“, sagte sie und wies irgendwohin. Der Ton, in dem sie es sagte, klang völlig zuversichtlich, leider aber log sie.

Nun begann eine Wanderung, die einem Alpdruck glich. Paris litt unter Strommangel; wir wußten nicht, wohin wir gingen, und sehen konnten wir es auch nicht. Nachdem vier verschiedene Hotels schreckenerregende Preise für das billigste Doppelzimmer genannt hatten, ließ mich irgendein vertraut aussehender Stein in der Dunkelheit, irgendein Torweg, ein flüchtiger Widerschein von einem Fenster erkennen, daß wir eine Straße hinuntergingen, die wir bereits erforscht hatten. Das füllte mich mit panischem Schrecken, als habe ich mich in einem Dschungel verirrt, und ich sagte zu Odette, im erstbesten Hotel wollten wir bleiben, was es kostete.

Eine grauhaarige Dame, die am Hotelschalter unter einer einzigen schwachen elektrischen Birne kaum zu sehen war, teilte uns freundlich mit, sie habe ein Doppelzimmer zu 485 Franken, und der Fahrstuhl sei kaputt. Wir stiegen die Treppe hinauf, hinauf, hinauf. Unmittelbar unter dem Dach kamen wir an einem offenen WC vorbei, das ein Geräusch von sich gab, als sei es gerade benutzt worden, und wurden in ein wild aussehendes rotgelbes Zimmer geführt, in dessen Mitte ein Doppelbett stand. Riesige rote Räder mit senfgelben Speichen sausten auf der Tapete vorbei, als wären wir

auf einem Sechstagerennen. Ganz schwindelig versuchte ich, etwas Rastendes anzusehen und erblickte das Bidet.

„Was ist denn das?“ fragte ich Odette.

Sie kicherte.

Ungefähr begriff ich; zweifelnd, daß ich so etwas jemals gebrauchen könnte, hielt ich nach einem mir vertrauten Becken Umschau und wusch mir die Hände. Dann machten wir uns auf den Weg, um ein billiges Restaurant zu suchen, von dem die grauhaarige Dame gesagt hatte, es liege ganz in der Nähe des Hotels in einer Seitenstraße gerade vor dem Rex-theater. Es war ein endloser, qualvoller Weg, auf dem wir von vielfacher Ungewißheit geplagt wurden. Waren wir nicht in der verkehrten Richtung gegangen? Konnten wir uns das Restaurant überhaupt leisten, vorausgesetzt, daß wir es fanden? Was mochte der morgige Tag bringen? Geld . . . Geld . . .

Das bescheidene, nur von Kerzen beleuchtete Bistro hatte eine kurze Speisekarte, die aber erschreckend hohe Preise aufwies. Alles, was wir zu bestellen wagten, war ein Filet. Es war köstlich und ein wenig größer als ein Schreibmaschinenradiergummi. Dazu gab es nichts als ein paar zierlich geordnete Pommes frites – sechs bis acht. Mechanisch schritten wir den weiten Weg zurück und hieften unsere leeren Mägen die Treppe hinauf. Das WC machte noch immer lärmend für sich Reklame. Ich ging hinein, benutzte es und riß mehrmals heftig an der Kette, bis es aufhörte zu plärren und zu wimmern begann.

In unserem trübe beleuchteten Zimmer starrte ich auf das Bett und versuchte, mir auszurechnen, wie wir wohl beide darin schlafen könnten. Es war so gebaut, daß nur ein erfahrener Reiter sich darauf hätte halten können.

Es stand auf dramatische Weise allein im Zimmer, als seien alle übrigen Möbel entsetzt vor ihm zurückgewichen. Der Länge nach war dieses Monstrum in der Mitte hochgewölbt, als habe es Rückgratverkrümmung, und an den Seiten fiel es gegen den Fußboden hin ab. Es sah aus, als sei es achtzehn Jahre lang von einem Ehepaar benutzt worden, das sich haßte. Natürlich war es in der Mitte so tief eingesunken gewesen, daß der sparsame Hauswirt den Federboden umgewendet und jener großen Gleichmacherin, der Liebe, vertraut hatte, ihm seine ursprüngliche Form zurückzugeben; ich befand mich aber im Augenblick nicht in der Verfassung, das zu begreifen.

Ich zog die gelbe Plüschdecke fort; Odette und ich hatten beide den gleichen Gedanken und prüften eingehend die Laken.

„Pfui!“ sagte Odette.

„In diesem Licht läßt es sich wirklich nicht genau sagen“, meinte ich.

Wir krochen hinein und klammerten uns an den Seiten der Lagerstätte fest, um nicht hinauszurutschen. Ich zog die Schnur über dem Bett und löschte das Licht. „Gute Nacht, Odette!“

„Den Gare du Nord werde ich bestimmt nie allein finden!“

„Ich bringe dich hin.“

Der Schlaf wollte sich nicht einstellen. Das Zimmer war stickig hinter seinen gelben Plüschvorhängen, die Gefahr, aus dem Bett zu fallen, machte es unmöglich, sich zu entspannen, und wir waren nervös und übermüdet. Mit einem Schrei sprang Odette plötzlich auf.

„Mich hat etwas gestochen!“

„Ach, du lieber Gott!“

Wir standen auf und machten Licht. Und richtig, auf Odettes anmutig gerundetem Arm war eine kleine rosa Schwellung zu sehen. Grimmig entschlossen zog ich alle Betttücher ab, hielt jede Ecke jedes Lakens ans Licht, wendete die Kissenbezüge nach außen, untersuchte die staubigen Vertiefungen in der Matratze, spähte unter diese auf die Bettstelle, legte mich auf die Knie und ließ meine Hand über den Fußboden und über jedes Bein des Betts gleiten. Währenddem stand Odette barfuß in ihrem ärmellosen, gekräuselten rosa Nachthemd da, blickte jämmerlich drein und tat nichts.

„Ich kann nichts finden“, sagte ich.

„Aber es ist doch da!“

„Na schön, dann sieh du nach.“

„Ich hab Angst.“

„Es ist aber nichts da. Es muß eine Mücke gewesen sein.“

Ich wusch mir die Hände, und Odette half mir das Bett wieder machen. Dann stieg sie hinein und legte sich nieder, während ich sitzen blieb, um die Mücke zu jagen, deren Summen ich jetzt leise hören konnte.

Als ich nun dort, umgeben von jenen riesigen rasenden Fahrrädern, unter der deprimierenden Fünfundzwanzig-Watt-Birne saß und darauf wartete, daß eine Mücke in die richtige Entfernung glitte, um sich klatschen zu lassen – falls sie sich jemals dazu bereit fände –, wurde mir plötzlich bewußt, daß wohl allein eine Wahnsinnige getan hätte, was ich hier tat. In was für ein Unternehmen hatte ich mich da nur eingelassen? Die Tante, die die Paßabteilung des State Departments leitete – sie sah tatsächlich so aus, als sei sie jemandes Tante, die irgendwo im Mittleren Westen auf einer Veranda saß und schaukelte, schaukelte –, hatte mir mit boshafter Freude gesagt, es gebe kein Mauselloch, durch das ich ins besetzte Deutschland gelangen könne. Sie kenne meinen Mann, sagte sie. Er sei Kommunist! Und nun, auf die ungefähre Mitteilung eines Freundes hin, war ich hier, um sie innerhalb von drei Wochen Lügen zu strafen – aber abgesehen von der Übereiltheit eines solchen Vorhabens konnte mein Geld niemals drei Wochen reichen, wenn mich ein Bett zweihundertundvierzig Franken und ein Beefsteak dreihundertundfünfzig kostete. Ich hatte alle Brücken hinter mir abgebrochen – hatte meine Wohnung abgegeben, meine Möbel verkauft, um die Herfahrt zu bezahlen, hatte meine

Freunde und meine Familie verlassen, hatte mich ins Nichts hinausgeschleudert! Ach, wie konnte ich nur so etwas tun? Wer sollte mich jetzt retten? Das einzige Wesen, das ich in der Welt hatte, war diese unnütze Närrin hier!

Verzweiflung und Selbstmordgedanken durchwirbelten mich. Bevor ich noch wußte, was mir geschah, wurde ich von Schluchzen geschüttelt. Nichts vermochte es aufzuhalten; in langen, herzerreißenden Schnaufern bahnte es sich den Weg aus meinem Busen. Meine Wangen waren tränennaß, und ich konnte mich heulen hören: „Huu, huul!“ wie ein kleines Kind. Jetzt war ich endgültig gescheitert: „Uu, huu, huul!“

Rosa Ärmchen schlangen sich um meinen Hals. „Aber Edith! Alles wird doch gut werden! Bestimmt! Du bekommst Arbeit – du findest Freunde – ganz bestimmt! Morgen hast du doch Tageslicht und eine Menge Zeit! Da findest du ein billiges Hotel. Irgend jemand wird dir schon helfen. Weine doch nicht, Edith!“

Die Welt rückte wieder gerade. Durch meine Tränen sah ich, wie die Mücke schwerelos ins Blickfeld segelte. Ich zerklatschte sie zwischen meinen Händen, legte mich ins Bett und schlief sogleich ein.

Am Morgen nahmen wir ein Taxi zum Gare du Nord. Auf dem Bahnsteig öffnete Odette ihr Toilettenkofferchen und nahm einen großen, mit Bindfaden verschnürten Schuhkarton heraus. „Das hier sind dicke Mürbeteigplätzchen, die meine Schwiegermutter gebacken hat. Sie halten sich. Nimm sie.“ Das gute Kind hatte sie während unserer ganzen Eisenbahnfahrt und nach unserem jämmerlichen Essen von gestern abend gehütet, nur um mir jetzt alle zu geben.

„Du hast doch aber noch eine Reise vor dir“, sagte ich.

„Ich kann Plätzchen nicht ausstehen!“

Zum Abschied küßten wir einander mit echter Zärtlichkeit und versprochen zu schreiben. Ich fand eine Stellung – ich fand drei Stellungen – und arbeitete tags, nachts und während meiner Mittagspause; ich verdiente gerade genug, um zwei Mahlzeiten am Tag und eine Bodenkammer zu hundertachtzig Franken zu bezahlen. Odette antwortete niemals auf meinen Brief, die Plätzchen ihrer Schwiegermutter aber bildeten, vorsichtig auf täglich zwei bemessen, noch viele Wochen lang den gediegenen Bestandteil meines Frühstücks.

Eva Strittmatter

Die praktikable Wahrheit

Sie halten für Wahrheit nur, was schön klingt. Ist die Wahrheit etwas Zahlenmäßiges, Trockenes, Faktisches, etwas, was zu finden Mühe macht und Studium verlangt, dann ist es keine Wahrheit für sie, nichts, was sie in Rausch versetzt. Sie haben nur das äußere Gehaben derer, die die Wahrheit sagen. Das Elend mit ihnen ist: sie wissen die Wahrheit nicht.

(Brecht, „Fünf Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit“)

Gegen Ende des Jahres 1956 erzählte uns ein junger Berliner Schriftsteller, eine entfernte Verwandte, Bewirtschafterin eines Neubauernhofes, habe ihn besucht. Die Verwandte habe ihm verraten, daß „die Lage auf dem Lande und die Stimmung draußen“ katastrophal seien. „Sie ist eine verlässliche Person, ich glaube ihr aufs Wort. Aber kann ich schreiben, was sie erzählt hat? Darf man die Wahrheit schreiben?“

Zwei Tage später kamen wir auf ein Volksgut (ein kleines, abgelegenes Gut). Die Arbeiter dort verrichteten ruhig ihr Tagewerk; ihre Stimmung war keineswegs „katastrophal“; ihre Lage sah so aus:

Sie lebten noch in den alten Gesindehäusern; aber die Wohnungen waren renoviert, die Dächer gedeckt, Öfen waren gesetzt worden. Neue Häuser mit städtischem Komfort waren im Entstehen, die ersten waren fast fertig – Häuser, wie es ähnliche für Gutsarbeiter in früheren Zeiten niemals gegeben hatte.

Der Verdienst richtete sich nach der Leistung. Eine fünfunddreißigjährige Frau, Analphabetin, die von den Faschisten als „Asoziale und Halbidiotin“ behandelt worden war, verdiente für ihre Arbeit (Milchkannenreinigen) 180 bis 200 DM, außer ihrem monatlichen Lebens- und Futtermittelanteil, den sie zum Produktionspreis bezog. Die Spezialisten des Gutes (Melker, Viehzüchter, Traktoristen usw.) verdienten das Mehrfache von diesem (dem geringsten) Lohn. Die Arbeiterschaft bestand hauptsächlich aus auf dem Gut ansässigen Familien, deren erwachsene Mitglieder sämtlich dort arbeiteten. Jede Familie hatte Land zur individuellen Bewirtschaftung. Die meisten Familien hielten Schweine, Geflügel und Ziegen. Sie verkauften ihre Erzeugnisse zu Spitzenpreisen an den Staat. Der Lebensstandard war mit dem frühe-

rer Gutsarbeiter überhaupt nicht vergleichbar. Es gab eine Betriebsküche, einen Kulturraum mit Fernsehempfänger, Radio, Bibliothek; es gab regelmäßige ärztliche Betreuung und ein Bad.

Die Arbeiter hatten mit einem Gutsleiter zu tun, der in nichts dem preußischen Inspektor glich. Nicht Nur-Fachmann, sondern Sozialist, verstand er es, die ungenutzten Kräfte zu wecken, die in den ehemaligen Gutsknechten und ihren elend aufgewachsenen Kindern steckten. Und welch ein Erbe hatten die Herren hinterlassen! Der Gutsleiter fand die verborgenen Fähigkeiten des rüpeligen Halbwüchsigen ebenso wie die des sechzigjährigen Analphabeten. (Der Schweinemeister, vierzig Jahre alt, verrichtete seine Arbeit ausgezeichnet nach neuesten Methoden. Er war ebenfalls Analphabet. Als Sohn eines Wanderschäfers hatte er nie eine Schule besuchen können. Seine Frau las ihm die Fachbücher vor, der Gutsleiter erklärte ihm unbekannte Begriffe.) Der Gutsleiter war der Sohn eines erzgebirgischen Kleinbauern. Sein Jugendtraum, Landwirtschaft zu studieren, konnte im „national-sozialen“ Hitlerdeutschland natürlich keine Verwirklichung finden. Während seiner Gefangenschaft in der Sowjetunion hatte der Mann neben der Arbeit auf einem Kolchos Agrarwissenschaft und das Notwendigste: Gesellschaftswissenschaften und Ökonomie, zu studieren begonnen. Als Gutsleiter – beladen mit Pflichten, belastet mit Verantwortung – holte er während fünf langer Jahre im Fernunterricht das reguläre Fachstudium nach. Als er die Leitung des Gutes übernahm, fand er Menschen und Land vor, wie der Sintflut entronnen: Die Äcker verwüstet, verwildert; die Menschen in Säcke und Lumpen gehüllt, in elende Hausungen verkrochen. Vom üblichen Getier gab es nicht einmal je ein Paar. Jetzt war auf diesem Gut echte Produktivität zu finden: die Existenz der Familien war gesichert; man sah schon Wohlstand, ja sogar manche Schönheit. Die Aussicht, daß sich die Lebensverhältnisse weiter bessern würden, betrachteten alle als selbstverständlich.

Wo lag die Wahrheit? In den allgemeinen Behauptungen jener Verwandten gewiß nicht. Die Frau hatte einige Fakten über ihre eigene mißliche Lage mitgeteilt; die Wahrheit über die „Lage auf dem Lande“ war dabei nicht zum Vorschein gekommen; ein Zipfelchen Wirklichkeit, nicht mehr.

Es zeigte sich, daß Unfähigkeit und unglückliche Umstände das Leben der Frau bestimmten, nicht Gesetzmäßigkeiten. Unser Schriftsteller bestand jedoch darauf, daß es notwendig sei, jene Vorgänge in die Öffentlichkeit zu bringen, deren Oberfläche ihm seine Besucherin beschrieben hatte. Er hielt das für einen Dienst an der Wahrheit. Kein Wunder übrigens: Es handelte sich um seine einzige Kenntnis vom „Leben da draußen“. Er selbst war nie auf einem unserer Dörfer gewesen.

Der Kleinbürgerin Schulze mag die Kleinbürgerin Meyer als Kronzeugin für die Skandalaffäre der Kleinbürgerin Schmidt genügen. Der Schriftsteller

– wenn er die Wahrheit finden will – wird eine andere Haltung einnehmen müssen.

Nicht einmal die genauen Informationen über die Lebensverhältnisse auf jenem Volksgut konnten übrigens genügen. Das Volksgut stellte einen „Ausnahmefall“ dar. Nicht im Vergleich zu anderen Gütern; aber die Volksgüter bewirtschafteten nur einen geringen Prozentsatz des Bodens. Viele andere Dinge waren wichtig. Man mußte zum Beispiel die ökonomische Entwicklung der verschiedenen bäuerlichen Schichten verfolgt haben, um die Notwendigkeit der Bildung von Genossenschaften zu begreifen. Ja, es gab Dinge, die man nicht einmal bei genauer, vergleichender Beobachtung verstehen konnte. Man mußte in solchen Fällen unsere Politökonomen befragen: Wir hatten uns zum Beispiel lange darüber gewundert, daß der Staat jene kapitalistischen Tendenzen förderte, die auf dem Land unter den vorsozialistischen Verhältnissen dauernd vorhanden sind, indem er von den Bauern ihre Übersoll-Produkte zu unverhältnismäßig hohen Preisen aufkaufte. Es gab und gibt sehr reiche Bauern bei uns (auch Klein- und Mittelbauern), die den sozialistischen Bestrebungen ablehnend gegenüberstehen. Wir waren überzeugt, daß einschränkende Maßnahmen deshalb nicht getroffen wurden, weil niemand von unseren Landwirtschaftsfachleuten die Entwicklung beobachtet hatte. Wir waren erbittert über unsere „Experten“; wußten wir doch, auch die Arbeiter brachten kein Verständnis dafür auf, daß sie die Produkte so teuer von den Bauern kaufen mußten. Als wir unsere Beobachtungen den dafür zuständigen Stellen mitteilten, zeigte sich: Die Entwicklung war genau bekannt. Maßnahmen konnten noch nicht getroffen werden, weil erstens die Produkte dringend gebraucht wurden (der Import wäre viel teurer geworden; die Produktivität wäre aber sofort zurückgegangen, wenn die Preise gesenkt worden wären) und weil zweitens auch die Genossenschaften im Anfangsstadium ihrer Entwicklung die Stützung durch die hohen Preise brauchten. Der Weg würde sein: Vergrößerung des Bodenanteils und Stabilisierung der Genossenschaften, Erhöhung ihrer Produktivität (durch Technisierung und neue Arbeitsmethoden). In dem Augenblick, wo die Genossenschaften stabil und produktiv genug sind, können die Preise den tatsächlichen Produktionskosten angenähert werden, ohne die Gefahr eines Produktionsrückgangs heraufzubeschwören, der zu Versorgungsschwierigkeiten führen würde.

Bei einem so gearteten Vorgehen war die Wahrheit über die „Lage auf dem Lande“ zu finden; alle Einzelereignisse, alle Einzelerlebnisse konnten eingeordnet werden; der oft dramatische Kampf widersprüchlicher Erscheinungen konnte in seiner Gesetzmäßigkeit begriffen werden.

Ja, wird mancher sagen, aber die Menschen? Das, was den Schriftsteller zuerst interessieren soll, sind doch die Menschen, sind ihre „Schicksale“? So reden auch Schriftsteller, die Marxisten zu sein meinen. Je weniger Kenntnis

von den Lebensverhältnissen jemand besitzt, desto lieber spricht er vom „Menschen an sich“, von seinem Innern, seinen Qualen, seinen Problemen. Wenn ein Schriftsteller sagt: „Mich interessieren in erster Linie die *inneren* Kämpfe der Menschen“, kann man mit Sicherheit annehmen, daß er von der Wirklichkeit nichts weiß, daß er sich und andere über seine Lebensfremdheit hinwegtäuschen will. Für den marxistischen Schriftsteller ist die Abhängigkeit der Bewußtseinsvorgänge vom materiellen Sein klar. Es kann aber einer Feuer anzufachen verstehen, er braucht doch den Stein, aus dem sich Feuer schlagen läßt. Der Schriftsteller braucht Lebenskenntnis, wenn er der Wahrheit dienen will.

Da heißt es manche Unbequemlichkeit auf sich nehmen, bevor einer den Überblick und den Einblick gewinnt, der ihn frei macht zum Gestalten der Wahrheit, die zu schreiben lohnt. Der bürgerliche Schriftsteller, der die Probleme seiner Klasse darstellte, konnte von sich ausgehen; er teilte die Lebensverhältnisse und Lebensgewohnheiten, über die er zu schreiben hatte (wenn es da auch Graduierungen gab). Er war sowohl mit den großen Problemen als auch mit dem Detail vertraut. Ein Schriftsteller, der über das Leben der Arbeiter und Bauern mit der gleichen Selbstverständlichkeit schreiben wollte, müßte wohl auch die Lebensverhältnisse der Arbeiter und Bauern teilen. Wir wissen jedoch: Das ist selten der Fall. Es ist ja keine politische Fiktion, die Intelligenz als Schicht zu bezeichnen, die der Arbeiterklasse verbündet ist. Charakterisiert wird die Schicht nicht nur durch ihre speziellen Aufgaben, sondern auch durch Lebensverhältnisse und Lebensgewohnheiten. Andere Lebensumstände produzieren andere Verhaltensweisen, andere Denkweisen. Gewiß ist es notwendig, daß Künstler und Schriftsteller sich in den großen Städten zusammenfinden, gewiß ist es notwendig, Zentren für Kunst und Wissenschaft zu bilden. Gefährlich für die Funktion des Schriftstellers im Arbeiter-und-Bauern-Staat wird es jedoch, wenn er eingekapselt bleibt in einen Lebenskreis, der im wesentlichen seine persönlichen Interessen umschließt. Die meisten der heute Schreibenden haben noch keine Lösung gefunden, die es ihnen ermöglichen würde, beiden Bedürfnissen zu genügen; sie versäumen, die Grundlagen ihrer Produktion zu sichern. Sie versuchen, ohne Fundament zu bauen. Die Bauten sind danach.

Es gibt unter uns viele Bewunderer chinesischer Weisheit. Nachahmer weiser Haltungen finden sich weniger: In China (wo Mao Tse-tung schon vor zwanzig Jahren über die Schwierigkeiten gesprochen hat, die den aus kleinbürgerlichen Schichten und aus dem Bürgertum stammenden Schriftstellern entgegenstehen, wenn sie über das Leben der Arbeiter und Bauern schreiben wollen), in China gibt es eine Bewegung zur „Umerziehung“ der Intellektuellen und Künstler. Man liest, daß viele von ihnen für Jahre hinausgegangen sind ins Land, um das Leben der Arbeiter und Bauern zu teilen. Man

hört, die Einsicht verbreite sich, daß man vom Leben der arbeitenden Menschen wahrheitsgetreuer berichten kann, wenn man ihr Leben gelebt hat.

Es kann kein Zufall sein, daß nur wenige Schriftsteller bei uns sich heute Stoffen zuwenden, die der Gegenwart entstammen. Vor einigen Jahren gab es viele Versuche, durch die literarische Gestaltung neuer Stoffe auf die dargestellte Entwicklung zurückzuwirken. Wenige dieser Versuche lieferten ein einigermaßen zulängliches Ergebnis. Sicher sind auch vulgarisierte Kunsttheorien schuld an diesen Fehlschlägen; aber die Theorie allein verantwortlich zu machen, wäre allzu bequem. Ebenso bequem wie falsch wäre die Folgerung, daß Werke von Qualität über die Gegenwart wegen fehlender Distanz zu den Ereignissen eben nicht zu schreiben seien. Eher handelt es sich hier wohl um „Einfaches, das schwer zu machen ist“.

Eine der Ursachen dafür, daß die meisten Autoren solcher Bücher im Zufälligen, Äußerlichen steckenblieben, mag in jenem Mangel an Kenntnis, an Kontakt zu suchen sein, der durch die Lebensweise hervorgerufen wird, die die meisten von uns führen. Es ist doch so: Nur, wer souverän über eine Fülle von Kenntnissen und Erfahrungen verfügen kann, wird seinen Stoff frei und voll entfalten können. Erst wenn jemand einen genauen Überblick über die zu schildernde Zeit, über die zu schildernden Zustände besitzt, wird er imstande sein, Wichtiges von Unwichtigem zu sondern. Wer mühsam Kenntnisse zusammenstudiert hat, um ein bestimmtes Buch zu schreiben, hängt an jedem nebensächlichen Detail, bauscht es auf zu unverdienter Wichtigkeit. Es kann ihm passieren, daß er das Sandkorn behandelt wie einen Berg. Mit dem Studium *allein* ist es nicht getan.

Aus Angst vor künstlerischen Fehlschlägen, aus Scheu vor den Schwierigkeiten, suchen jetzt viele ihr Heil in der jüngeren oder älteren Vergangenheit. Unsere jungen Schriftsteller, die den kleinbürgerlichen Schichten oder dem Bürgertum entstammen, verwerten die Erfahrungen ihrer frühesten Jugend; wenige erheben sich bei der Darstellung ihrer Erlebnisse über den Bewußtseinsstand der dargestellten Personen. Sie schreiben zwar gewisse Wahrheiten nieder (etwa, daß der Krieg schrecklich war), aber sie schreiben nicht solche Wahrheiten, die gebraucht werden (von wem, wie und warum der Krieg gemacht wurde). Manche machen sich überdies eine Art Glaubensbekenntnis zurecht: Sie wollen der „Kunst dienen“, und das verbietet ihnen, herzustellen, was Brecht die „praktikable Wahrheit“ nennt.

Man braucht nur die letzten zwei Jahrgänge der „Neuen Deutschen Literatur“ zu durchblättern, um über die Abseitigkeit der behandelten Stoffe und die Unverbindlichkeit der Darstellung zu erschrecken. Man braucht nur die Veröffentlichungen jener Schriftsteller der jüngeren Generation herzunehmen, auf deren Talent wir Hoffnungen setzen. Deutlich verrät sich da Unsicherheit; selten wird sichtbar, daß einer seine Funktion als Schriftsteller für das Hier

und Heute erkannt hat, daß er diese Funktion zu erfüllen sucht. In einem Alter, in dem die großen Schriftsteller der vorausgegangenen Generation ein Werk zu planen und zu ordnen begannen, werden unsere besten Talente vom Zufall getrieben, weil ihnen eine echte Grundlage für ihr Schaffen fehlt. Die Weltanschauung ist nicht alles. Sie kann – die letzten Jahre haben es gezeigt – nur wirksam werden für die Literatur, wenn sie durch die ständige Teilnahme am Kampf der Massen bestätigt und gestärkt wird.

Wir sehen manchen, der vor Jahren poetisch für unsere Weltanschauung gestritten hat, mit der großen Haltung des Wahrheitskünders alte Vorurteile als neue Erkenntnisse verkaufen. Wir sehen manchen unserer jungen Schriftsteller den Meistern literarischer Vernebelung nacheifern. Wir sehen manchen, der den Boden unter den Füßen verloren hat, den Einflüsterungen jener erliegen, die ihm vormachen möchten, „Staat sei gleich Staat“, „Macht sei gleich Macht“. Mancher widersteht nicht den girrenden Giftworten jener, die ihm einreden möchten, es sei immer das Amt des Schriftstellers gewesen, in Opposition zur herrschenden Klasse zu stehen, und der Schriftsteller, der sich im Staat der Arbeiter und Bauern mit den „Herrschenden“ einer Meinung finde, begeben sich seiner „Mission“. Wer sein Ohr und seinen Blick nicht geschärft hat, erkennt nicht, daß jene, die ihm von „Freiheit und Objektivität der Kunst“ reden, in gut bezahltem Dienst stehen. Irritiert und in seiner „Ehre“ als Schriftsteller angegriffen, möchte mancher das Unmögliche möglich machen, den herrschenden Klassen in unserer Republik und der herrschenden Klasse in jenem Staat jenseits der Elbe zu gefallen. Er möchte von den Massen der Arbeiter und Bauern gelesen und von den Zeitungsschreibern der Monopole, den bewährten Ästheten, gelobt werden. Er möchte nicht als „schrecklicher Vereinfacher“ belächelt und nicht als „Parteibarde“ verschrien werden. Jener Ruhm, der von Genie, Inspiration und anderen metaphysischen Attributen spricht, scheint ihm besonders süß. Vor allem, da dort der Dichter scheinbar in „Reinheit“ verehrt wird. Isoliert von den Massen, sieht mancher nicht, welchen Lohn sie ihm für seine Leistungen zu geben bereit sind: Sie wollen sein Werk brauchen zum leben; sie wollen sich menschlicher und die Welt bewohnbarer machen mit seiner Hilfe.

Grämlich und unsicher sieht man da manchen seine Kraft in kleiner Münze verschleudern. Man sieht Kräfte verdorren, und der Nährboden ist da, aus dem sie auftreiben könnten: das Leben des Volkes und die Weisheit des Volkes.

Auch Freiheit des künstlerischen Schaffens ist nur zu erreichen durch Unterwerfung unter die Gesetze der historischen Entwicklung. Wer sich einreden läßt, daß die Kunst nur eine Form der Selbstbefreiung darstelle, daß sie „über der Wirklichkeit wohne“, verliert nicht nur das Vertrauen der arbeitenden Massen; er riskiert nicht nur, nicht „gebraucht“ zu werden; er verliert

auch die Grundlagen, auf denen allein heute große Kunst wachsen kann. Wer Talent hat, sollte es nicht verschleudern. Wer die Wahrheit schreiben will, muß an den Zweck der Wahrheit denken: die Dinge dieser Welt handhabbar zu machen. Auch das Schöne, das die Literatur mit Hilfe der Wahrheit in die Welt bringen will, kann praktikabel ausfallen. Es kann nicht nur – es muß!

Wesen und Formen sozialistischer Literatur

Ein Nachwort zu den „Thesen“

Zögernd noch, nicht immer mit aller wünschenswerten Sicherheit, aber doch die Begriffe allmählich einkreisend, entwickelt sich seit einiger Zeit eine öffentliche Diskussion um Wesen und Formen sozialistischer Literatur unter den Bedingungen der Übergangsperiode, die wir gegenwärtig durchleben. Wir halten es für unsere Pflicht, dieser Diskussion ein Forum zu geben – auch wenn nicht jede hier publizierte Auffassung unserer eigenen Meinung entspricht oder Anspruch auf Endgültigkeit erheben kann. Es scheint uns wichtig und begrüßenswert, daß bestimmte Fragen überhaupt aufgeworfen werden. Kritiker und Literaturtheoretiker, möglichst auch die selbst schöpferisch tätigen Schriftsteller als unmittelbar Interessierte, sollen dadurch zum Mitreden, gegebenenfalls auch zum Widerspruch angeregt werden. Das gilt zu allen Zeiten – erst recht aber angesichts der Theoretischen Konferenz zu Fragen des Realismus und der Gegenwartsliteratur, die in Kürze stattfinden soll.

Von diesem Gedanken ließen wir uns leiten, als wir in der Diskussionsrubrik unseres Heftes 3/1958 die „Thesen zum sozialistischen Realismus“ nachdruckten, die zuvor in der Universitätszeitung „Humboldt-Universität“ veröffentlicht worden waren. Die Verfasser der Thesen, eine Gruppe von Mitarbeitern und Studierenden des Germanistischen Instituts an der Berliner Universität, haben uns indessen wissen lassen, daß sie unseren Nachdruck nicht für richtig halten. In ihrer Begründung heißt es:

Die „Thesen“ entstanden vor einem Jahr. Sie waren ursprünglich nur zur Selbstverständigung und für den Hausgebrauch bestimmt. Anlaß zu ihrer Ausarbeitung und zugleich ihr politischer Sinn war, wie wir in einer Vorbemerkung erklärten, die von einigen Literaten im Jahre 1956 geführten revisionistischen Angriffe gegen den sozialistischen Realismus zurückzuweisen. (In dem Vorspann, den die Redaktion der NDL den „Thesen“ vor-

ansetzte, fehlt gerade der Hinweis auf diesen politischen Kern.) Da es unter den Verfassern Meinungsverschiedenheiten gab, darunter auch solche wesentlicher ideologischer Art, die nicht alle rasch geklärt werden konnten, da aber die „Thesen“ dennoch zu einem bestimmten Zeitpunkt fertig sein sollten, wurden in wichtigen Punkten Kompromisse geschlossen, die der politischen Klarheit der Aussage abträglich waren. Bereits bei Fertigstellung der „Thesen“ waren sich im Grunde alle Beteiligten darüber klar, so daß wir selbst für die „Humboldt-Universität“, eine Zeitschrift von begrenztem Wirkungskreis, der Veröffentlichung im Herbst 1957 nicht ohne Bedenken zustimmten.

Die „Thesen“ enthalten große theoretische Unzulänglichkeiten, von denen nur genannt seien:

1. Der Verzicht auf die Klärung des Realismus-Begriffs, während doch ständig eine bestimmte Vorstellung vom Realismus unterstellt und mit ihr operiert wird, was auf eine inkonsequente Anwendung der Abbildtheorie zurückzuführen ist.

2. Die Unterscheidung von „sozialistischer Literatur“ und „sozialistischem Realismus“, die wegen der Thesenform der Darstellung leicht als Entgegensetzung beider Begriffe aufgefaßt und zu einer abstrakten ästhetisierenden Abwertung wertvoller Ansätze führen kann.

3. Die Beziehungen zwischen Arbeiterbewegung und sozialistischer Literatur sind ungenügend und zum Teil fehlerhaft dargestellt; die objektive nationale Bedeutung, die dem Kampf der Arbeiterklasse unter Führung der KPD von Anfang an zukommt, wird unterschätzt.

Vor allem aber beruhen die erwähnten „Kompromisse“ darauf, daß vor einem Jahr auch bei uns noch einige Genossen glaubten, gegen kulturpolitische Losungen der Partei Vorbehalte anbringen zu müssen. Die Rolle, die die Überreste der bürgerlichen Ideologie für die Durchsetzung des sozialistischen Realismus spielen, kam dadurch zu kurz, und die in unserer Vorbemerkung angekündigte Frontstellung gegen den Revisionismus wurde dadurch in manchen Punkten bedenklich abgeschwächt. Weitere politische und theoretische Diskussionen haben aber unter allen beteiligten Genossen Klarheit darüber geschaffen, daß auch und gerade in den Fragen der Theorie des sozialistischen Realismus der Revisionismus die Hauptgefahr ist. Wir fürchten nicht den Nachweis dieses oder jenes theoretischen Mangels – das kann der Entwicklung insgesamt nur nützen, und es steht auch manches Richtige und Wertvolle in den „Thesen“ –, sondern wir fürchten, daß die noch immer nicht überall beseitigte Neigung zur revisionistischen Entstellung des Marxismus durch einige Abschnitte der „Thesen“ Nahrung erhalten könnte. Deshalb sind wir gegen die Popularisierung der „Thesen“ in der vorliegenden Form. Zur Sache selbst werden wir zu gegebener Zeit ausführlich Stellung nehmen.

Im Februarheft der Neuen Deutschen Literatur unternimmt es Henryk Keisch (in der Rubrik „Unsere Meinung“), eine Begriffsbestimmung der „sozialistischen Literatur“ zu geben. Ausgehend von der Auffassung, daß „der Ruf nach sozialistischer Literatur außer Standpunkt und Methode auch einen bestimmten Themenkreis meint“, gelangt er zu der Schlußfolgerung, „daß wir in der Tat, streng genommen, als *sozialistisch* eine Literatur bezeichnen sollten, deren Gegenstand unserer Zeit, unseren Verhältnissen, unseren Kämpfen entnommen ist oder leicht dazu in Beziehung gesetzt werden kann“. Ist aber eine solche terminologische Einengung – der Verfasser des Artikels weist selbst darauf hin, daß sie als „pedantisch und formal“ empfunden werden könnte – gerechtfertigt?

Eine derartige Beschränkung der Aufgaben und Zielsetzung unserer Literatur als einer „Gegenwartsliteratur“ birgt meines Erachtens die Gefahr in sich, daß man Werke von hohem künstlerischem Wert und erzieherischer Bedeutung, nur weil sie nicht in dieses enge Schema hineinpassen, von vornherein von dem allgemeinen Prozeß unserer literarischen Entwicklung abgrenzt. Aus den Ausführungen von Henryk Keisch könnte man leicht schließen, daß er unter „Gegenwartsliteratur“ nur die literarischen Erscheinungen versteht, die auf unsere jüngsten Ereignisse eingehen. Es besteht kein Zweifel, daß unsere Leser von unseren Schriftstellern vor allem Werke erwarten, die ihre eigenen Probleme, die Erfolge und Schwierigkeiten beim Aufbau des Sozialismus in unserer Republik auf den verschiedensten Gebieten, künstlerisch einprägsam und lebendig widerspiegeln. Aber schließt diese vordringliche Aufgabe unbedingt die künstlerische Gestaltung von bedeutenden Geschehnissen unserer jüngeren Vergangenheit oder auch vergangener Jahrhunderte aus? Gibt es bereits literarische Werke, die in epischer Form die Erfahrungen der deutschen Arbeiterbewegung zu Anfang unseres Jahrhunderts, die Ereignisse der Revolution von 1918 *in umfassender Weise* gestalten? Wir haben noch keine oder jedenfalls zu wenig Romane über Karl Marx, Friedrich Engels, Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg oder Clara Zetkin. In den Köpfen vieler Menschen bei uns sind noch unter dem Einfluß der faschistischen Propaganda völlig falsche Vorstellungen über die fortschrittlichen Traditionen unserer Geschichte vorhanden. Die jüngsten Ergebnisse der marxistischen Geschichtsforschung werden in noch ungenügender Weise den breiten Leserschichten zugänglich gemacht. Und wer ist berufener als der Schriftsteller, die Lehren der Geschichte unseren Menschen leicht verständlich nahezubringen? Mit den Gestalten seiner schöpferischen Phantasie, durch die Widerspiegelung historischer Vorgänge und historischer Persönlichkeiten mit den spezifischen Mitteln des literarischen Schaffensprozesses ist der Schriftsteller in der Lage, den

Leser unmittelbar an die Vergangenheit heranzuführen und ihm die Gesetzmäßigkeiten des historischen Prozesses vor Augen zu halten. Die Vergegenwärtigung historischer Ereignisse im Lichte unserer zeitgenössischen Entwicklung muß nach wie vor als eine der Aufgaben unseres literarischen Schaffens angesehen werden, wobei die Schriftsteller allerdings nicht in eine „Modernisierung“ der Geschichte verfallen dürfen.

Es ist bekannt, daß in der Sowjetunion Anfang der dreißiger Jahre heftige Diskussionen über das historische Genre geführt wurden. Es gab eine Anzahl von Kritikern, die die Bedeutung der historischen Belletristik negierten und den Verfassern historischer Romane vorwarfen, sie wichen den Problemen der Gegenwart aus. Selbst Scholochow wurde vorgehalten, daß er in einer Zeit, als alle Kräfte auf den Aufbau des Sozialismus und die Verwirklichung der ersten Fünfjahrpläne gerichtet waren, im „Stillen Don“ sein Hauptaugenmerk auf die psychologische Charakterisierung Grigori Melechows gerichtet habe, eines Menschen, der im Verlaufe des Bürgerkriegs zu einem Feind des Volkes wird. Aber diese Diskussionen sind doch heute abgeschlossen.

Es ist auch bei uns heute eine allgemein feststehende Auffassung, daß der sozialistische Realismus als künstlerische Methode keine Einschränkung der Thematik in bezug auf die zeitliche Auswahl der Sujets beinhaltet. Wichtig ist nur, von welchem Aspekt der Schriftsteller an die Darstellung des von ihm gewählten Stoffes herangeht. Die formale Herausarbeitung des Begriffes der „sozialistischen Literatur“ als einer ausgesprochenen „Gegenwartsliteratur“ ist daher viel zu eng.

Ich bin der Überzeugung, daß trotz der vordringlichsten Aufgaben unserer gegenwärtigen Literatur die Forderung Walter Ulbrichts in dem Rechenschaftsbericht an den IV. Parteitag der SED weiterhin Gültigkeit hat, historische Romane über die besten Traditionen unserer deutschen Geschichte zu schaffen.

Wohlgemerkt, wir brauchen „eine aus kämpferischem sozialistischem Geist gespeiste“ Literatur, die sich vorwiegend Themen unseres Alltags zuwendet, aber ihre Begrenzung auf ausschließlich zeitgenössische Stoffe muß zwangsläufig zu einer scholastischen Bewertung einzelner literarischer Werke führen.

Dr. Nyota Thun

Ursprünge und Traditionen

Es kann nicht überraschen, daß sich das Interesse der Literaturwissenschaftler in den letzten Monaten den Fragen unserer sozialistischen Literatur zugewandt hat. Aber erstaunlich ist doch wohl, daß vielen von uns die Tatsache, daß unsere sozialistische Literatur eine reiche, weit zurück-

reichende Tradition besitzt, geradezu als eine Entdeckung des Jahres 1957 erscheint.

Die Vernachlässigung der Geschichte unserer sozialistischen Literatur hat nicht nur eine Art Gegensatz Kulturerbe – Werke des sozialistischen Realismus entstehen lassen, sie hat auch dazu geführt, daß in unserer gegenwärtigen Diskussion ziemliche Verwirrung hinsichtlich der Terminologie herrscht. Zu den häufig vorkommenden Irrtümern gehört beispielsweise die Meinung, daß jedes Werk eines Dichters, der seiner weltanschaulichen und politischen Position nach Sozialist ist, gewissermaßen automatisch zur sozialistischen Literatur gehöre. Eine Darstellung der Geschichte unserer sozialistischen Literatur setzt daher zunächst völlige Klarheit der Terminologie voraus. *Sozialistische Literatur ist eine Literatur, welche die Stimmungen, Gefühle, Gedanken, Ziele der Klasse widerspiegelt, die am stärksten an der Errichtung des Sozialismus interessiert ist: der Arbeiterklasse und ihrer Verbündeten. Sozialistische Literatur ist die Literatur, die der Errichtung der sozialistischen Gesellschaftsordnung dient.*

Aber der Weg zum Sozialismus ist lang und schwer. Er führt durch heftige Auseinandersetzungen und auch über manche Irrtümer und Irrwege. Der Begriff Sozialismus hatte auf den verschiedenen Entwicklungsstufen der Gesellschaft, insbesondere der Arbeiterklasse, einen verschiedenen Inhalt. Die sozialistische Literatur spiegelt diese Entwicklungsphasen, auch die Irrtümer. Ich möchte daher – und in diesem Punkte wird sich wohl der Meinungsstreit am heftigsten entzünden – den Begriff „sozialistische Literatur“ nicht auf Werke mit sozialistischem Inhalt im Sinne des wissenschaftlichen Sozialismus beschränken. Sozialistische Literatur ist Literatur mit einem der jeweiligen Entwicklungsstufe der deutschen Arbeiterbewegung entsprechenden sozialistischen Inhalt. Das bedeutet aber zugleich, daß heute, in der Epoche des Sozialismus, das Attribut „sozialistisch“ einer Dichtung nur zugesprochen werden kann, wenn ihr Inhalt im Einklang steht mit dem wissenschaftlichen Sozialismus, also mit der durch Lenin weiterentwickelten Lehre von Marx und Engels, und mit der sozialistischen Praxis, wie sie sich in der Sowjetunion und in den übrigen Ländern des sozialistischen Lagers herausgebildet hat.

Von der Begriffsbestimmung her ergibt sich auch die Antwort auf die Frage der Periodisierung einer Geschichte unserer sozialistischen Literatur. Die objektiven Voraussetzungen für die Entstehung einer sozialistischen Literatur im Sinne der obigen Definition sind erst gegeben von dem Zeitpunkt an, da sich die Klassenwidersprüche zu dem Hauptwiderspruch Bourgeoisie-Proletariat vereinfacht haben, also seit dem Beginn der vollen Entfaltung des Kapitalismus der freien Konkurrenz, in Deutschland seit etwa 1830. Aber einer solchen sozialistischen Literatur gehen Vorstufen einer

plebejischen Literatur voraus, die den noch unentwickelten Klassenverhältnissen entspricht und die Interessen der unterdrückten plebejischen Massen verflucht. Wir müssen die Spuren dieser Vorstufen in der deutschen Literatur aufsuchen. Wir werden darauf stoßen, daß in unserer „offiziellen“ Literatur (ich gebrauche diesen Terminus als Gegensatz zur Volksdichtung) bei Walther von der Vogelweide zum erstenmal ein sozialer Akzent auftritt (*Die Toren rufen: „Schnee, so schnei!“ / „Weh! Weh!“ ertönt der Armen Schrei* in dem Gedicht „Die Welt war gelb, rot und auch blau“). Wir werden Tendenzen der Hinwendung zu den plebejischen Massen und der Parteinahme für sie in der bisher fast völlig vernachlässigten Vagantenlyrik finden. Die Reden, Aufrufe und Briefe Thomas Münzers werden uns als großartigste Manifestation der Vorstufenliteratur erscheinen. Wir werden die Parteinahme (und die Begrenztheit dieser Parteinahme) für die plebejischen Schichten etwa in „Meier Helmbrecht“ untersuchen, und in Grimmelshausens „Simplicissimus“ den ersten bedeutenden Versuch finden, das Bild einer von Ausbeutung befreiten, planmäßig organisierten Gesellschaft zu entwerfen. So erst werden wir die überragende Bedeutung des Denkers wie des Dichters Grimmelshausen zu würdigen verstehen.

Wir werden die Entwicklung der Parteinahme für die plebejischen Schichten bei den Dichtern der Aufklärung weiterverfolgen und dabei u. a. den gesellschaftskritischen Lustspielen Christian Weises und seiner Revolutionstragödie „Masaniello“ mehr als bisher gerecht werden können. Wir werden zu zeigen haben, wie sich in der Epoche des raschen Verfalls des Feudalismus die Hinwendung zu den plebejischen Massen verstärkt (übrigens nicht nur im Sturm und Drang, sondern auch in der Romantik), wie sie nach der Französischen Revolution wieder abebbt und in dem Jahrzehnt der Vorbereitung und Durchführung des Befreiungskrieges wieder stärker auflebt.

In der Literatur dieser Periode wird es sich häufig nur um Bekundungen der Sympathie für die plebejischen Menschen handeln (etwa in Goethes „Werther“). Mit der Durchsetzung des Kapitalismus, die sich in Deutschland zum Beispiel in der Gründung des Deutschen Zollvereins (1834) zeigt, gehen die wahrhaft fortschrittlichen Schriftsteller über bloße Sympathiekundgebungen hinaus. Nun tritt das Motiv der Unüberbrückbarkeit der Klassenwidersprüche in den Vordergrund, bei Heinrich Heine zuerst im „William Ratcliff“, bei Georg Büchner in seinen Briefen und im „Hessischen Landboten“. Die Erkenntnis des Klassenantagonismus ist die ideologische Voraussetzung der Forderung nach revolutionärer Umwälzung der Gesellschaft und führt zu der Überzeugung, daß der Versuch einer solchen Umwälzung dank der überlegenen Kraft der Arbeitermassen Aussicht auf Erfolg hat. Solche Tendenzen treten besonders stark in der Dichtung der Achtundvierziger hervor. Der Begriff „Proletarier“ erscheint in der deutschen Dichtung. Die fort-

schriftlichsten Dichter der Zeit um 1848 sind mit Marx und Engels befreundet, einige von ihnen sind mit der Arbeiterklasse auch organisatorisch eng verbunden (Georg Weerth, Herwegh). Wir werden zeigen, wie und warum in der Zeit der Abschwächung revolutionär-demokratischer Tendenzen (nach 1848) Heine und Weerth keine Nachfolger finden konnten, wie auch Herweghs Stimme matter erklang, und wie erst der erneute Aufschwung der Arbeiterbewegung der deutschen Literatur wieder stärkere sozialistische Akzente verleiht.

Der Übergang zur imperialistischen Epoche in Deutschland ist begleitet vom heroischen Kampf der deutschen Arbeiter gegen das Sozialistengesetz. Unter dem Einfluß dieses Kampfes kann Gerhart Hauptmann ein Werk wie die „Weber“ schaffen, in dem er – übereinstimmend mit der historischen Wirklichkeit – die Elemente der Bewußtheit im Weberaufstand sichtbar macht und, wenn auch ohne es zu beabsichtigen, der Arbeiterklasse in ihrem Kampf wertvolle Hilfe leistet. Eine Geschichte der sozialistischen Literatur in Deutschland wird zu untersuchen haben, wie sich in der Literatur die Auseinandersetzung zwischen marxistischen und revisionistischen Tendenzen widerspiegelt (hierzu u. a. die Kritik am Opportunismus in Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“, in Arno Holz' „Sozialaristokraten“, in Heinrich Manns „Untertan“) und wie die Vorbereitung des ersten Weltkrieges, dann der Weltkrieg selbst einige Dichtungen sozialistischen Charakters von eruptiver Leidenschaftlichkeit entstehen läßt.

Bei der Erforschung dieser Entwicklungsphasen der Literatur seit etwa 1840 wäre zu untersuchen, welchen Einfluß Marx und Engels auf die Literatur ausübten, wie die dichterisch stärksten Werke unter dem Einfluß der Marxschen Lehre entstanden (Heines „Weberlied“ und sein „Wintermärchen“, Weerths Schaffen), wie sich Marx und Engels mit Dichtungen pseudosozialistischen Charakters auseinandersetzten, die dem Stand der Wissenschaft von der Entwicklung der Gesellschaft und den gesellschaftlichen Erfahrungen des Proletariats nicht mehr entsprachen (die „wahren“ Sozialisten!), und wie erst die Oktoberrevolution dem Einfluß von Marx und Engels in unserer Literatur endgültig Bahn brach.

So würde die Darstellung einer Geschichte der sozialistischen Literatur in den Abschnitt eintreten, in dem literarische Werke auf der Grundlage der marxistisch-leninistischen Ideologie entstehen. Neuland würde die Forschung betreten bei dem Versuch, die Arbeit der Agitprop-Gruppen darzustellen, während für einen Abriss über die sozialistische Exilliteratur während der Nazizeit bereits gute Vorarbeit geleistet ist. Die Darstellung der Entwicklung seit 1945 wäre dann der Schlußstein des Gebäudes.

Einen großen Raum hätte im Zusammenhang mit dieser literaturgeschichtlichen Arbeit die Erforschung der plebejisch bzw. proletarisch orientierten

Volksdichtung einzunehmen. Professor Wolfgang Steinitz hat – insbesondere was das Volkslied angeht – ausgezeichnetes Material hierzu bereitgestellt und der weiteren Forschungsarbeit Wege gewiesen. Eine Geschichte der sozialistischen Literatur müßte jedoch auch sehr stark die Volksbücher, die Volksmärchen und -sagen, die Volksdramen (dabei auch das Puppenspiel, das weitgehend in der Anonymität geblieben ist) berücksichtigen. Wir würden mit Erstaunen feststellen, daß die Volksdichtung mehr als einmal durch große Kühnheit des Ideenfluges der „offiziellen“ Literatur weit vorausseilte und sie in der Entschiedenheit der Parteinahme – zumindest in der Zeit vor 1800 – oft übertraf.

Neben der Klärung der Terminologie und der Herausarbeitung der historischen Entwicklungslinie ergeben sich wichtige zusätzliche Aufgaben. Es wird sich nicht nur darum handeln, Werke auszuwerten, die als Ganzes zur plebejischen bzw. sozialistischen Literatur gehören, sondern auch solche, in denen sich Elemente plebejischen bzw. sozialistischen Dichtens finden. Damit verbunden ist die Klärung des Verhältnisses zwischen den bürgerlichen Humanisten und der Arbeiterbewegung. Ich denke an Gottfried Keller, an Fontane, an Hauptmann, an Heinrich und Thomas Mann, an Feuchtwanger, Kellermann und Hermann Hesse, an Arnold Zweig, der sich der Arbeiterklasse offen anschloß. Zu untersuchen wären die Einflüsse des Auslands auf die Entwicklung einer sozialistischen Literatur in Deutschland, insbesondere Einflüsse der vorsowjetischen und der sowjetischen russischen Literatur, und die Ausstrahlungen unserer eigenen sozialistischen Literatur auf das Ausland. Der Wirkungsgrad dieser Literatur wäre zu erforschen, insbesondere im Zusammenhang mit dem politischen Tageskampf und mit den ideologischen Auseinandersetzungen innerhalb der Arbeiterklasse Deutschlands. Wir müßten auch Probleme der Gattungen, der Formen, der sprachlichen Gestaltung untersuchen, zum Beispiel Erscheinungen des Epigonentums und des Neuerertums, und die Wechselwirkung zwischen sozialistischer Literatur und bürgerlicher Moderne.

Eine erdrückende Fülle von Aufgaben und Problemen. Ich glaube, daß es nicht übertrieben ist zu sagen: Eine solche Geschichte der sozialistischen Literatur schreiben heißt beinahe, die Geschichte unserer Nationalliteratur neu schreiben.

Walther Dreher

Nochmals: Die falsche Hoffnung

Zu Hans Pfeiffers Erzählung „Die Höhle von Babie Doly“

I

„Wenn der Kampf für die Ideale des Kommunismus, für das Glück seines Volkes der Lebenszweck des Künstlers ist, wenn er die Interessen des Volkes, seine Gedanken und seine Hoffnungen teilt, werden seine Werke, welches Thema er auch in Angriff nimmt, welche Erscheinungen des Lebens er auch widerspiegelt, den Interessen des Volkes, der Partei und des Staates entsprechen.“
N. S. Cbruschtschow

Die marxistische Literaturkritik kennt ein objektives Kriterium: die Übereinstimmung der Literatur mit der objektiven gesellschaftlichen Wahrheit.

Objektive Wahrheit ist *Wesentliches* – nicht irgend etwas, das zufällig passiert ist. Ein literarisches Werk soll konkret sein, einmalige Gestalten und Situationen darstellen, aber in seiner Konkretheit gleichzeitig etwas Allgemeines, Wiederholbares offenbaren. Das Allgemeine in Pfeiffers Erzählung darf sich nicht nur auf die konkrete, einmalige Situation der Apriltage des Jahres 1945 erstrecken, sondern es soll mehr aussagen.

Natürlich wird die objektive Wahrheit eines literarischen Werkes nicht etwa nur durch Darstellung und Gestaltung eines historisch richtigen Verhaltens erreicht. Auch die Darstellung eines falschen Verhaltens bietet die Möglichkeit dazu, wenn es parteilich, also kritisch gesehen ist. Die Literatur kann sich nicht darauf beschränken, das Gute zu bejahen, sie muß auch das Schlechte und Falsche verneinen – aber eben verneinen, nicht nur objektivistisch darstellen und damit de facto dem Leser das Urteil überlassen.

Hans Pfeiffer hat das Verhalten einer Gruppe von deutschen Soldaten in einer ausweglosen, grausamen Situation des zweiten Weltkrieges zum Gegenstand seiner Erzählung gemacht. Zwei Fragen entstehen: 1. Ist es den sieben Menschen in der Höhle von Babie Doly wirklich nicht möglich, aus eigener Kraft einen Ausweg zu finden? 2. Wenn diese Frage verneint werden muß: Ist das Thema, das Pfeiffer sich gewählt hat, dann überhaupt ein *echtes Thema*, das heißt bietet es eine Möglichkeit zur Abbildung der objektiven Wahrheit? Unfähigkeit oder fehlender Wille des Menschen, sich aus einer ausweglosen Lage zu befreien, ist heute kein echtes Thema. Die Welt ist erkennbar, ihre Probleme sind lösbar, seit der dialektische Materialismus uns die Mittel dazu in die Hand gibt. Situationen, die jeglichen Ausweg versperren, in denen der Mensch auf jeden Fall scheitern oder umkommen muß, sind zufällig und deshalb keine echten literarischen Gegenstände mehr.

Der Beton, mit dem Hans Pfeiffer die sieben Menschen umgibt, ist drei Meter stark. Wenn die Eingeschlossenen sich befreien wollen, so müssen sie entweder einen Gang brechen oder eine Möglichkeit finden, sich nach außen bemerkbar zu machen. Mit bloßen Händen kann ihnen dies nicht gelingen. Aber eigentlich sind sie gar nicht so hilflos. Sie haben zwei Gewehre, eine Pistole, zwei Messer, Patronen, einen Hammer, zwei Zangen. Was aber das wichtigste ist: Sie haben alle einen Krieg hinter sich. Sie sind froh, daß sie bis jetzt ihr Leben gerettet haben. Sie bringen also viel Erfahrung und sicher den Willen mit, um ihr Leben zu kämpfen. Pfeiffer nun führt zwar die Werkzeuge und Waffen ein, läßt sie im weiteren aber unbeachtet. Es ist unvorstellbar, daß Soldaten, die sich während des Krieges unter den ungünstigsten Bedingungen zurechtfinden mußten, nicht den Elan und die Erfindergabe aufbrächten, um wenigstens zu versuchen, aus dem Vorhandenen wirksamere Werkzeuge herzustellen. Selbst wenn dieser Versuch erfolglos geblieben wäre, so hätten doch die Eingeschlossenen in der angestrengten Bemühung, in dem Kampf um ihre Befreiung einen echten Inhalt ihres Daseins gefunden. Selbstverständlich wäre dem Grübeln, der Verzweiflung, dem Pessimismus nicht jeder Boden entzogen worden. Gerade das aber hätte dann eine wirkliche Handlung ergeben, mit echten, notwendigen Konflikten. Daß Pfeiffer seine Personen zu diesen Möglichkeiten nicht positiv Stellung nehmen läßt, ist ein entscheidender Fehler der Erzählung.

Das Verhalten der Figuren muß, als Folge dieses grundsätzlichen Fehlers, steril und negativ sein. Es fehlt ihnen die Erkenntnis und dem Autor zumindest die Überzeugung, daß es eine Kraft gibt, die Wirklichkeit zu verändern. Die Höhle siegt über den Menschen, mehr noch: sie siegt kampfflos. Deshalb gibt es keine Handlung, keine Weiterentwicklung, keine Geschichte, nur Unterordnung unter den Zufall und unter die Verhältnisse.

Weil es keine Handlung gibt, gibt es auch keine Wandlung. Zwischen den Menschen und ihrer Umwelt treten keine echten Widersprüche auf, deshalb auch innerhalb der Gruppe keine Konflikte. Hieraus resultiert dann auch die einseitige Zeichnung der Charaktere. Und dabei eröffnen sich doch, gerade angesichts des fast unüberwindlichen Hindernisses, dankbare Möglichkeiten, den Menschen das Unmenschliche, das rein Triebhafte überwinden zu lassen. Die immer wieder zum Ausdruck gebrachte Todesfurcht ist deshalb auch nicht die Furcht von gesellschaftlichen Menschen, sondern von menschlichen Tieren.

Weil die Möglichkeiten der Darstellung von Individualitäten, die sich im Handeln offenbaren, nicht genutzt sind, kommt es zu einem verschrobenen, abstrakten Psychologismus. Pfeiffer läßt seine Personen oft etwas denken oder aussprechen, das sich dann praktisch aber nie realisiert. Um sich und den anderen die Hoffnungslosigkeit vom Leibe zu halten, kommt der Rabe

auf den Gedanken, sich zu beschäftigen – nämlich Karten und Schach zu spielen und literarisch-musikalische Gemütsergötzungen zu veranstalten. Das ist unter den Bedingungen der Höhle eine lächerliche und geradezu grausame Beschäftigung. Das Resultat bleibt nicht aus:

„Aber alles wurde Gewohnheit, die Gewohnheit stumpfte ab, und mürrisch ließen sie das Schachspiel liegen. Die Gedichte und die Lieder konnten sie nicht mehr ertragen, und nach einem halben Jahr ekelte sie alles an: Spiel und Musik. Sie versuchten, mit Schlafen die Zeit zu verjagen. Aber die Träume waren düster und schwer. Die Schläfer warfen sich ruhelos in der knisternden Finsternis umher oder starrten mit offenem Auge in die flackernde Kerze.

Sie warteten.

Worauf sie warteten, wußten sie nicht.“ (S. 35)

Der Tiefpunkt dieses brütenden Dahinvegetierens wird erreicht, als auf Vorschlag des Raben ein Maskenball stattfindet. Der Rabe erscheint, zum Schrecken aller, als Knochenmann. Er hält eine Rede, von der Pfeiffer selbst sagt: „Es war eine so tolle, wüste, alle Schranken des Erlaubten und Erträglichen überspringende Rede, daß sie sich nur unter großen Bedenken wiedergeben läßt, weil sie von eisiger Verachtung des Menschlichen und ihm Zugemessenen zeugt.“ (S. 50)

Diese Rede wird zum Todesstoß für das bißchen Optimismus, das sich der eine oder andere noch erhalten haben mag. Und nach alledem folgt eine paradoxe, der ganzen Erzählung hohnsprechende Antwort an Jakubowski:

„Denkst du, uns geht es anders. Das hilft nichts, dein Toben und Schreien. Du mußt dich zusammenraffen, spann alle Muskeln an wie zum Sprung, wenn dich solche Gedanken überkommen. Du darfst doch nicht die Höhle über uns siegen lassen, diese dreckige, verfluchte stinkende Höhle darf nicht über uns triumphieren, das hieße doch, daß die Höhle das letzte Wort spricht, daß der Schrecken recht behält, der Krieg, die Knechtschaft.“ (S. 52)

Auch an anderen Stellen noch spricht der Rabe vom Widerstand gegen die Höhle. Was sich aber in seinen Handlungen offenbart, ist Fatalismus, Resignation und Kapitulation. Er habe, heißt es einmal, kein Wort des Trostes hinterlassen. Aber es kam ja gar nicht darauf an, zu trösten, sondern darauf, einen Weg aus dem Verhängnis zu suchen, die Eingeschlossenen aus ihrer Lethargie zu reißen.

Der „Narbige“ ist der einzige, der verbissen schuftet, um wirklich etwas für die Befreiung der Gruppe zu tun. Aber er ist vom Autor so gezeigt, daß der Leser ihn für dumm und von einem pathologischen Fanatismus besessen halten muß. Er versteift sich anfangs darauf, ein Loch in den Beton zu kratzen, gibt aber auf, als der Rabe ihm vorrechnet, daß es keinen Zweck hat. Er wird wahnsinnig und erschießt sich.

Pfeiffer hat alles getan, um den Aufenthalt seiner Figuren in der Höhle für längere Zeit möglich zu machen. Die Verpflegung reicht für einige Jahre. Wasser und Luft sind auch da. Alles ist so eingerichtet, daß das Sterben recht lange dauert. Und gerade dadurch wird das Grausame des Dahinvegetierens in der Höhle so betont. Der Autor ist bemüht, die pessimistische und inaktive Grundhaltung, die durch die angebliche Unmöglichkeit einer Befreiung hervorgerufen ist, auch noch philosophisch zu rechtfertigen. Er versteht die vier Hauptgestalten mit abstrakten Hoffnungsidealen. Diese Hoffnung gründet sich auf eine vom Menschen unabhängige Zufälligkeit. Hierbei nun läßt sich der Autor zu einer scheindialektischen Schlußfolgerung verleiten. Daß er das dialektische Begriffspaar Zufall und Notwendigkeit auf Höhlendasein und Krieg anwendet, ist durchaus berechtigt. Falsch ist es aber, aus der Grausamkeit und Ausweglosigkeit der Höhlensituation das Wesen des Krieges ableiten zu wollen. Neben absolut ausweglosen Situationen bot der letzte Weltkrieg auch solche, deren positive Möglichkeiten von vielen Soldaten wirklich genutzt wurden. Und wir ständen heute nicht da, wo wir stehen, wenn der Krieg, historisch gesehen, mit einer für das deutsche Volk ausweglosen Situation geendet hätte. Die breite, dabei aber einseitige und abstrakte Behandlung führt nicht zur Klärung, sondern zur Fetischisierung der beiden Begriffe.

Vermutlich war es die Absicht des Autors, die Greuel des Krieges darzustellen. Aber damit ist es ja nicht getan. Die Hauptsache müßte die Enthüllung des *Wesens* des zweiten Weltkrieges sein. Und dazu würde gehören, daß die Eingeschlossenen Soldaten der Hitlerarmee sind, bewußte oder irregeleitete Söldner des räuberischen Faschismus. Von diesen konkreten historischen Bedingungen ist in der Darstellung der Charaktere überhaupt nichts zu spüren. Hans Pfeiffer hat weder zum imperialistischen Krieg im allgemeinen noch zum zweiten Weltkrieg im besonderen eine klärende Haltung eingenommen. Er hat nicht versucht, die marxistische Einschätzung des zweiten Weltkrieges auf die Gestaltung seines Themas anzuwenden. Wahnsinn und Tod, Passivität und Pessimismus beherrschen seine Darstellung. Unmenschlichkeiten werden ins Blickfeld gerückt. Ekliges naturgetreu ausgemalt. Die Erzählung reicht nicht einmal an den kritischen Realismus heran, der selbst nur zu pazifistischen Schlußfolgerungen kam.

In der Höhle wird, statt gehandelt, nur langsam gestorben und philosophiert. Aber was ist das für eine Philosophie! Die Philosophen, sagt der Rabe, leiden alle an gestörter Subjekt-Objekt-Beziehung. Niemand, auch Pfeiffer nicht, widerlegt dies in irgendeiner Form. Robert, heißt es, solle lieber Koch bleiben als Philosoph werden, weil er als Koch wenigstens etwas Nützliches für die Menschheit tue. Der Autor Hans Pfeiffer hat selbst Philosophie studiert und gelehrt. Gerade er sollte besser wissen, was Philosophie ist, die diesen Namen verdient. Und er hat doch wohl am Leipziger Institut für

Philosophie nicht nur die Lehren Ernst Blochs kennengelernt. Die wichtigste und grundlegende Forderung, die unsere Zeit heute stellt, nämlich positiv parteilich zu den grundlegenden Problemen Stellung zu nehmen, hat Hans Pfeiffer mit seiner Erzählung nicht erfüllt. *Joachim Wohlgemuth*

II

Das Echo auf meine Erzählung „Die Höhle von Babie Doly“ zeigt, wie sehr in den letzten Jahren das Interesse der Öffentlichkeit an der literarischen Behandlung von Themen aus dem zweiten Weltkrieg gewachsen ist. Im Laufe des Jahres 1957 ist eine umfassende Diskussion über die ideologischen und methodischen Grundlagen unserer Kriegsliteratur in Gang gekommen. Sie hat vieles geklärt, was vor fünf, sechs Jahren noch Gegenstand des Versuchs war.

Meine Erzählung stammt aus dem Jahre 1953. Sie war meine erste literarische Arbeit und meines Wissens auch eine der ersten, die überhaupt von Angehörigen der jungen Generation über den zweiten Weltkrieg geschrieben wurden. Sie ist mit einer Reihe von Unklarheiten behaftet, die ich heute überwunden habe. Es scheint mir wenig sinnvoll, eine solche überwundene Position nachträglich rechtfertigen zu wollen. Ich glaube, daß meine seitdem entstandenen dramatischen Arbeiten, „Nachtlogis“, „Laternenfest“ und „Ein Abschied“, eine geeignetere und praktische Antwort auf die kritischen Stimmen sind als ein Disput über längst geklärte Probleme. *Hans Pfeiffer*

Werner Ilberg

Glaubwürdigkeit und Zufall

Günter Spranger: „Stützpunkt Rokitno“, Roman, Verlag Tribüne, Berlin 1957

Ulrich Komm: „Im Früblücht“, Roman, Verlag der Nation, Berlin 1957

Hans Günter Krack: „Zwei in der Nacht“, Roman, Verlag Neues Leben, Berlin 1957

Fälle von Widerstand in der Naziarmee sind relativ selten gewesen und darum, wenn sie in Romanen geschildert werden, vom Leser nicht unmittelbar nach-erlebbar. Daher spielt Psychologisches und Atmosphärisches in solchen Werken eine noch größere Rolle als sonst.

Interessanterweise treten in drei hier zu besprechenden Romanen Kommunisten auf, die ihre Kameraden aus dem Labyrinth faschistischer Gedankengänge herausführen. Uns scheint das ein legitimes Mittel. Ulrich Komm zum Beispiel läßt gleich zu Beginn an die sechs Millionen Deutschen erinnern, die in der Vorhitlerzeit kommunistisch gewählt haben und die ja nicht spurlos verschwunden sein können. Das Klassenbewußtsein läßt sich zwar für eine gewisse Zeit in Teilen der Arbeiterschaft verschütten, es ist jedoch nicht auszutilgen; die Klassenverhältnisse erzeugen es stets aufs neue. Ein in Uniform gepreßter, aber marxistisch geschulter Revolutionär wird Anlässe finden, es zu wecken, zu stärken, den Kameraden einen Weg zum Handeln zu zeigen. Das ist in der Wirklichkeit vielfach geschehen, aber es ist im Roman offenbar nicht leicht darzustellen. Die Gefahr, hierbei ins Klischee abzugleiten, liegt nahe, besonders wenn die Motivierung für den Entschluß des Überläufers nicht überzeugend genug gegeben wird; wenn der Leser, der selbst nicht übergelaufen ist und meist nicht einmal einen Überläufer kennengelernt hat, aufhören muß, sich mit der Gestalt zu identifizieren; wenn Konflikte, die den

ehemaligen Angehörigen der Hitlerarmee meist erst nach dem Krieg zum Bewußtsein kamen, künstlich vorverlegt werden und darunter die Glaubwürdigkeit der Fabel und der Personen leidet.

Betrachten wir unter solchen Gesichtspunkten die drei uns vorliegenden Bücher.

„Stützpunkt Rokitno“ von Günter Spranger erzählt in ungemein verdichteter Form eine Episode im besetzten Polen. Der Stützpunkt gehört zu einem in Biala stationierten Bataillon, und im Umkreis der beiden Orte spielt sich das Geschehen innerhalb einiger Wochen ab. Wir erleben den Kampf der Partisanen gegen die verhassten faschistischen Peiniger, zugleich aber den Widerstand anständiger Deutscher gegen die Unmenschlichkeit und Korruption der Faschisten. Der Autor gelangt dabei zu einer Vielfalt gut geschehener Charakterstudien.

Mittelpunkt der Handlung ist ein Überfall auf die Warschauer Zentralbank, bei dem den Partisanen eine große Geldsumme in die Hände fällt. Der Tank, in dem das Geld befördert worden ist, wird im Gebiet des Stützpunktes Rokitno gefunden. Es kommt zu einer Strafexpedition gegen ein Nachbardorf. Die männlichen Bewohner des Dorfes sollen in ein Todeslager getrieben werden. Eine Aktion der Partisanen befreit sie jedoch. Um die deutschen Streitkräfte zu binden, greifen die Partisanen gleichzeitig die Stützpunkte der Umgebung an, darunter Rokitno. Die dortige Besatzung besteht zu einem Teil aus Elsässern. Ihre Vorgesetzten sind kor-

rupt, nur auf persönliche Bereicherung bedacht. Sie müssen, um ihre eigenen Machenschaften zu vertuschen, zuerst einen Polen, dann einen Elsässer und schließlich einen Deutschen ermorden. Diese Steigerung vom Mord am „Feind“ über den Mord an einem „Mußpreußen“ bis zur Ermordung des eigenen Kameraden ist folgerichtig und daher überzeugend. Ebenso überzeugt die Wandlung des Helden Lorenz, der, halb gezwungen, den Weg zu den Partisanen findet, ohne aber von allen Vorbehalten gegen sie frei zu sein. Er schwankt noch zwischen den Fronten, andererseits können auch die Partisanen nicht an die Ehrlichkeit seiner neuen Gesinnung glauben. So geht er zugrunde. Daneben gibt es eine ganze Skala von Haltungen zum Naziregime und zum Krieg, von der Sturheit bis zum Zweifel; jede einzelne ist psychologisch begründet und glaubwürdig gestaltet.

Anlaß zur Umkehr von Lorenz sind einige wenige Worte des Obergefreiten Sallaba, eines Kommunisten, der dem Stützpunktkommandanten unbequem ist und deshalb zur Front abkommandiert wird. Er spielt nur eine episodische Rolle, taucht aber zum Schluß als Überläufer zur Roten Armee nochmals auf. Hier merkt man die Absicht des Autors, und man ist verstimmt: Der geographische Rahmen wird gesprengt, wir sind plötzlich und unmotiviert an der Ostfront, offenbar nur, um wenigstens einen Deutschen auf dem rechten Weg bis zum Ende begleiten zu können.

Auch auf der Seite der Polen finden wir die verschiedensten Typen. Der Autor vermeidet sorgfältig jede Schwarzweißmalerei. Er differenziert gut, aber die Sympathie des Lesers bleibt während der ganzen Zeit bei denen, die gegen das Hakenkreuz sind – gleichgültig, ob es sich um Deutsche oder um Polen handelt. Erst ganz am Schluß lernen beide Seiten, daß Deutscher nicht gleich Deutscher, Pole nicht gleich Pole ist. Der einzige Deutsche, der das Vertrauen der Polen genießt, ist Sallaba, und wir erfahren auch,

wie er es errungen hat: Eine Polin, die den Partisanen hilft, wird an einer Wegbiegung unabsichtlich von Sallaba angestoßen, aus ihrem Korb fällt ein Revolver. Sallaba selbst legt ihn wieder zurück. Dabei fragt er sie, ob sie Genossin sei. Sie antwortet nicht, aber sie bringt ihn mit den Partisanen in Verbindung. Hier hat der Zufall mitgespielt – aber seine Einführung durch den Autor ist legitim: Sallaba hat gesucht und gefunden. Der Zufall war nur äußerlicher Anlaß, um eine gesellschaftlich wichtige und nach der Anlage der Personen mögliche Wendung im Romangeschehen zu bewirken. Und wenn Nina und Lorenz später Liebe füreinander empfinden, so hat das nicht nur private, sondern gesellschaftlich-symbolische Bedeutung.

In einem Falle hätten wir uns allerdings doch eine stärkere Differenzierung gewünscht: Es ist bekannt, daß im besetzten Polen nebeneinander die Armia Ludowa, eine antifaschistische Volksarmee, und die Armia Krajowa, eine konservativ-reaktionär geführte Widerstandarmee bestanden. Die Armia Krajowa lehnte die Zusammenarbeit mit der konsequent antifaschistischen Volksarmee ab, weil sie die Grundlagen ihrer Klassenherrschaft nicht antasten lassen wollte und auf die Hilfe der westlichen Alliierten rechnete. Trotzdem gab es in ihren Reihen ehrliche Patrioten, die mit dieser Haltung ihrer Führung nicht einverstanden waren; es ergibt deshalb ein historisch unrichtiges Bild, wenn der Autor sämtliche Anhänger der Armia Krajowa nur als Verräter zeigt.

Im übrigen ist es gerade ein Vorzug des Buches, daß die notwendige Parteilichkeit nirgends zu einer Vereinfachung geführt hat. Der Held bleibt, seiner Anlage entsprechend, bis zum Schluß ein Zweifelnder. Einer seiner Vorgesetzten sagt nach seinem Tode von ihm: „Er war ein Suchender, er hat nicht weitergewußt.“ Für sich selbst folgert der Offizier: „Man möchte so gern ja sagen zu dem, was geschieht, und man kann es nicht mehr . . . Ich kann nicht mehr ruhig schlafen. Wir

müßten schreien, daß die ganze Welt uns hört.“

So mag es nach der Schlacht bei Stalingrad in vielen Soldaten der Hitlerwehrmacht ausgesehen haben. Es ist schön, daß Günter Spranger zum Schluß einen Polen sagen läßt: „Dieser Deutsche darf nicht umsonst gestorben sein. Durch ihn beginne ich zu glauben, daß der Faschismus das Gute in diesem Volk nicht ganz erstickt hat, und das bestärkt mich in der Hoffnung, daß trotz allem zwischen Deutschen und Polen Freundschaft sein kann.“

Spranger hat seinen Helden Lorenz nicht über das hinausgelangen lassen, was er nach Anlage, Erziehung und Erfahrung wissen und tun konnte; durch die Partisanen dagegen schafft er sich die Möglichkeit, den Charakter des Krieges zu enthüllen: Sie helfen der Sowjetarmee, und diese hilft ihnen, ist ihr Verbündeter nicht nur im nationalen, sondern auch im sozialen Befreiungskampf. So kann der Autor beide Aspekte des letzten Krieges beleuchten: den faschistischen Raubkrieg und den antifaschistischen Befreiungskrieg. Freilich liegt ein Sonderfall vor: nicht immer wird es so leicht sein wie hier, heutige Erkenntnisse eines Autors durch seine Gestalten ausdrücken zu lassen. Einer nicht organisch aus der Handlung erwachsenen gewaltsamen Lösung hätte es an Glaubwürdigkeit gefehlt. (Etwas dieser Art ist dem Autor, wie schon gesagt, mit der Figur des Kommunisten Sallaba unterlaufen.) Sprangers Sprache ist klar und knapp, manchmal etwas zu knapp. Besonders dort, wo er die Vorgeschichten seiner Menschen gibt, fehlt es noch an echter, überzeugender Gestaltung. Gelegentlich stimmt die vorweggenommene Charakterisierung einzelner Figuren nicht mit ihrem Verhalten im weiteren Verlauf der Handlung überein.

„Im Frühlicht“ von Ulrich Komm ist ein Erstlingswerk, dem das Autobiographische zwar anzumerken ist, das aber nicht die üblichen Schwächen vieler Romane dieser Art besitzt.

In einem „Vorspiel im Osten“ lernen wir die beiden Hauptgestalten kennen: den Leutnant Grigoleit, im Zivilleben Revierförster, und den Obergefreiten Pohlmann, einen kommunistischen Dreher aus Solingen. Zwischen den beiden besteht ein unausgesprochenes Einverständnis, zugleich aber ein ebenso versteckter Gegensatz, wodurch in diesem ersten Teil des Romans eine eigentümliche Spannung erzeugt wird.

Die verschiedenen Seiten im Charakter des Offiziers werden in seinen Handlungen deutlich: Er ist ein „Draufgänger“, der von seinen Leuten das Äußerste verlangt, zugleich aber „väterlich“ für sie sorgt. Er erweckt offenbar soviel Vertrauen, daß einer seiner Soldaten ihm einen von sowjetischen Fliegern abgeworfenen Passierschein zeigt – ganz zweifellos, um die Möglichkeit anzudeuten, davon gegebenenfalls Gebrauch zu machen. Da aber werden die Grenzen des Leutnants sichtbar: vom Überlaufen ist keine Rede mehr. „Es gibt zwei Leutnants Grigoleit“, sagt Pohlmann von ihm. „Und es gibt mehr solcher Grigoleits.“

Damit ist das Verhältnis der beiden zueinander klar – hier, in unserer Darstellung, schon allzu klar, denn gerade in diesem Vorspiel herrscht eine Atmosphäre des Clair-Obscur, die man um so mehr schätzt, als sie bei uns selten ist. Gerade wegen des Halbgesagten, des Angedeuteten, das die Phantasie des Lesers anregt und ihr Spielraum läßt, nimmt man manches an sich Unwahrscheinliche hin, zumal die Darstellung außerordentlich plastisch ist. Im weiteren Verlauf der Handlung jedoch häufen sich die Unwahrscheinlichkeiten: in der Charakterisierung Grigoleits, in der Schilderung seines Liebesverhältnisses zu einer Antifaschistin, in der Bagatellisierung der Schwierigkeiten, auf die Kommunisten in einer Strafkompagnie der Naziarmee stoßen.

Die Haupthandlung spielt auf einer Mittelmeerinsel in einer Strafkompagnie. Ehemalige KZ-Häftlinge haben sich „freiwillig“ dorthin gemeldet, um ihren

Kampf gegen Hitler wieder aufnehmen zu können. Ihr unbestrittener Führer ist Pohlmann, der sich bemüht, Grigoleit zu gewinnen. Schließlich, kurz vor Kriegsende, gelingt es auch mit Hilfe Grigoleits, das Morden einige Tage früher zu beenden und unnützes Blutvergießen zu vermeiden. Der Widerstand wird in einem Bewährungsbataillon geleistet, und in diesem Milieu ist sein Erfolg glaubwürdig. Aber Ulrich Komm entschärft seine Aussage, indem er die Situation im Bewährungsbataillon und deren objektive Bedingungen verzeichnet. Gerade diese Truppen standen unter dem Kommando besonders zuverlässiger Offiziere, von denen mindestens ein Teil eingefleischte Nazis waren. Die Mannschaft der Strafkompagnien bestand auch nicht nur aus ehemaligen politischen Häftlingen, sondern ebenso aus Kriminellen, und von diesen gaben sich viele zu Spitzeldiensten her. In Ulrich Komms Roman aber werden sie alle verharmlost, es gibt unter ihnen nicht einen einzigen „schweren Jungen“. Damit übergeht der Autor Tatsachen, die unleugbares politisches Gewicht haben.

In diesem Hauptteil des Romans werden viele gute und richtige Lehren gegeben, aber die Dichte der ersten Kapitel wird leider nicht wieder erreicht.

In Hans Günter Kracks Roman „Zwei in der Nacht“ handelt es sich nicht mehr nur um Retuschen an der Wirklichkeit, sondern um willkürliches Manipulieren mit Elementen der Wirklichkeit. Exaktes Wissen wird durch frei wuchernde Phantasie ersetzt.

Die „Zwei in der Nacht“ sind der Feldwebel Werner Simon und seine Frau Nora. Wir sind im letzten Kriegsjahr. Simon, der bislang „Unpolitische“, trifft seinen früheren Schulkameraden Hockauf, der wegen seiner Mitgliedschaft im Kommunistischen Jugendverband gerade einige Jahre Gefängnis und Strafbataillon hinter sich hat. Simon hat „die Schnauze voll“. Der Jungkommunist Hockauf beginnt sofort, ihm zuzureden, er solle mit ihm

überlaufen oder desertieren, gibt sofort, obwohl er allen Grund zum Mißtrauen haben mußte, dem Schwiegersohn eines SA-Standartenführers eine illegale Adresse. Hockauf fällt, und Simon desertiert. Auf der Flucht trifft er Zigeuner, die von Deutschen aus ihrem Dorf vertrieben worden sind. Sie nehmen ihn freundlich auf, eine junge Witwe, deren Mann die Deutschen erschossen haben, versieht ihn mit den Kleidern des Toten. Auf ihrem Wege begegnen ihnen deutsche Truppen, die Zigeuner aber denken nur daran, was dem Simon passieren würde, falls man ihn entdeckte; an das, was in diesem Falle mit ihnen selbst geschehen würde, denken sie nicht. Julia, die schöne junge Witwe, begleitet den Flüchtigen schließlich zu einem Rumänen, der ihm behilflich sein soll, in einen Güterwagen zu gelangen. In der letzten Nacht schlafen der Deutsche und die Zigeunerin zusammen in einer Höhle, nicht ohne daß der Feldwebel dabei an seine Frau denkt. Alles klappt, Simon gelangt in seine Heimatstadt und geht zunächst in die Wohnung seiner Mutter, die jedoch inzwischen gestorben ist. Danach begibt er sich zu seiner Frau, der Nazisse. Sie spielt liebende Gattin, geht aber dann ein Stockwerk höher zu ihrem Vater, dem SA-Hauptling, um den Deserteur zu denunzieren. Inzwischen aber ist Simon entflohen. Wohin? Zu jenem illegalen Antifaschisten, dessen Adresse er besitzt. Dieser leitet ihn weiter in „das Loch“. Das ist ein unterirdischer Gang unter einem zerstörten Pfarrhaus, wo illegales Material hergestellt wird. Im „Loch“ trifft Simon drei Leute. So sieht die Einführung in diesen Kreis aus: „Den da nennen wir Rudi. Er war früher mit Helmut (Hockauf) im Kommunistischen Jugendverband . . . Und ihn Waldi . . . Und der hat den Helmut auch gekannt. Wir heißen ihn Adolf.“ Ja, so illegal sind die.

Es folgen zwei wirklich gelungene, eindringliche Szenen auf einer Gleisanlage, zwei Sabotageaktionen. Dann kommt, was kommen mußte: Der Deserteur Simon hält es nach einem Bombardement nicht

mehr aus; er muß wissen, wie es seiner Frau geht, die sich inzwischen von ihm hat scheiden lassen. Sie folgt ihm, um das Versteck auszuspionieren. Im letzten Augenblick entdeckt er sie. Was tun? Er nimmt sie mit in das illegale Quartier. Nach der Zigeunerromanze erleben wir jetzt eine Hollywoodszene: Nazivamp verfolgt und tötet christlichen Krüppel, den die Kommunisten vorm Selbstmord gerettet und ebenfalls ins „Loch“ gebracht haben. Polizei kommt, aber Simon und ein Kommunist können sich in ein anderes, viel komfortableres illegales Quartier retten und dort die Amerikaner erwarten. Nora, die Nazisse, wirft noch eine Panzerfaust, dann ereilt sie das Geschick. Si-

mon aber und sein kommunistischer Kollege „blieben im Garten stehen, atmeten schwer und suchten zu begreifen, daß sie frei waren“. Na also.

Eine Unwahrscheinlichkeit nach der anderen. Diese Zigeuner- und Räuberromantik ist unerträglich. Die Zufälle sind derart unmotiviert, daß die Darstellung oftmals an Kolportage erinnert. In den erwähnten zwei Kapiteln beweist Krack, daß er schreiben kann. Die anderen aber sind verlogen und schädlich.

Dieses Buch wurde im Preisausschreiben zur Förderung des Gegenwartsschaffens 1957 mit einem Preis ausgezeichnet. Mir ist nach der Lektüre mehr als zweifelhaft, ob es diese Auszeichnung verdient.

Irmtraud Schreck

Ein neuer Name

*Erich Köhler: „Das Pferd und sein Herr“, Die Bunte Reihe
„Die Teufelsmühle“, Kleine Jugendreihe
Verlag Kultur und Fortschritt, Berlin 1956 und 1958*

„Der neue Name“ heißt eine Veranstaltungsreihe des Deutschen Schriftstellerverbandes in Berlin, die jungen Autoren Gelegenheit gibt, sich mit Lesungen aus ihren Werken einem Kreis literarisch Interessierter, vor allem Mitarbeitern der Verlage und der Presse, vorzustellen. Auf dem ersten dieser Abende las Erich Köhler, ein neunundzwanzigjähriger Landarbeiter.

Sein literarischer Erstling, „Das Pferd und sein Herr“, und seine zweite Erzählung „Die Teufelsmühle“ (die auch in der Zeitschrift „Aufbau“ 1/1958 erschienen ist) sind Proben eines echten erzählerischen Naturtalents. Es sind künstlerische Auseinandersetzungen mit dem faschistischen Krieg, mit Erlebnissen und Erfahrungen, letztlich mit dem eigenen Weg, den sich der Arbeiterjunge Erich Köhler nach zwölf Jahren Nazismus erst einmal suchen mußte. Er hatte ihn gefunden, als er 1950

Westdeutschland verließ und seinem Vater, der bei der Wismut arbeitete, ins Erzgebirge folgte. Auch Erich Köhler wurde damals Bergarbeiter. Heute arbeitet er in einem örtlichen Landwirtschaftsbetrieb in Mecklenburg.

In seiner ersten Erzählung läßt der junge Autor den Kutscher eines örtlichen Landwirtschaftsbetriebes einem anderen jungen Landarbeiter die Geschichte der Trakehnerstute Herma erzählen. Im letzten Kriegswinter, so berichtet der Kutscher Ott, wurde er mit anderen Überlebenden zerschlagener Einheiten der faschistischen Armee einem Skijägerregiment zugeteilt, das ein gewisser Major Rottmann neu zusammenstellen sollte. Ott wird Stallbursche bei Rottmann und pflegt dessen Pferd Herma, ein prächtiges Tier, das er bewundert und liebt. Während eines Manövers kommt der Marschbefehl an die Front, und Rottmann treibt seine Solda-

ten in einen letzten sinnlosen Kampf, in den Tod. Ott kann jedoch entkommen. Er schlägt sich zu seinem Vater nach Böhmen durch. Über den Verbleib des Pferdes weiß er nichts. Aber einige Zeit nach Kriegsende bietet ein sowjetischer Soldat Otts Vater, einem Bauern, das verlorene Tier zum Tausch gegen eine Kuh oder ein Kalb für die Feldküche an. In seiner Wiedersehensfreude gibt Ott dem Rotarmisten ein Schwein dazu. Diese Freigebigkeit entzweit ihn mit seinem Vater. Er verläßt ihn und geht in die damalige sowjetische Besatzungszone. Das Pferd nimmt er mit.

Die Erzählung umfaßt zwei selbständige, eigentlich künstlerisch wesensverschiedene Stoffkreise: eine Entwicklungsgeschichte und eine in sich geschlossene Kriegerzählung.

Die Kriegerzählung, in deren Verlauf das Pferd Herma in den Hintergrund tritt, ist meisterhaft angelegt. Erich Köhler erfaßt das Wesen des faschistischen Krieges in seiner letzten Phase durch eine Parabel. Ein Manöver, das als Generalprobe für den sogenannten „planmäßigen Rückzug“ gedacht ist, wird tatsächlich zu einer „Generalprobe“ des Untergangs. Als der angenommene Gegner die exerzierten Spielregeln übertritt, die den „siegreichen Rückzug“ garantieren, läßt Rottmann das Manöver im entscheidenden Moment abbrechen. Er will die Phrase vom „Endsieg“ aufrechterhalten, jene Fiktion, an die er als nüchterner Militär selbst nicht mehr glaubt. Der Zusammenbruch der faschistischen Kriegsmaschine ist, noch bevor das Frontgefecht ihn besiegelt, im Zusammenbruch des Manövers sichtbar. Und gerade deshalb reißt der Faschist Rottmann in seinem kaltschnäuzigen Fanatismus noch einige Tausend Menschen mit sich in den Untergang. Die ganze Sinnlosigkeit, Bestialität und Verlogenheit des faschistischen Krieges ist in dieser gleichniserhellten Schlacht und in der Gestalt des Majors umrissen.

In manchen Details jedoch ist die Kriegerzählung noch nicht genau durch-

gearbeitet. Im Verlauf der spannenden Handlung beginnt sich der Erzähler mit dem Soldaten Ott zu identifizieren. Er erzählt die Ereignisse dann aus der Sicht dieses politisch noch unerfahrenen, unwissenden und naiven, vom Faschismus beeinflussten Menschen, der den Offizier Rottmann sogar „ein wenig“ bewundert und ihn vor allem deshalb haßt, „weil er meine Herma zuschanden ritt“. So bleiben an einigen Stellen politische Fragen im Zwielficht, weil dort eine korrigierende Erhellung fehlt. Ott sagt zum Beispiel: „Die Winteroffensive, die uns Belgien und auch das Elsaß zurückbringen sollte, war längst zum Stehen gekommen.“ Wer ist „uns“? Der Autor dürfte die Antwort darauf nicht der Interpretation des Lesers überlassen – obwohl natürlich nicht zweifelhaft ist, daß der Ott, der die Geschichte erzählt, sich nicht mehr mit diesem „uns“ identifiziert. An anderer Stelle werden Soldaten, die vom Aufstand in Prag erzählen, als „Miesmacher“ bezeichnet, auch von dem Soldaten Ott. Hier wünscht sich der Leser, daß Erich Köhler die verworrenen Ansichten des Soldaten Ott entwirrt – natürlich nicht durch belehrende Erläuterungen, sondern durch jene knappe Methode der dialektischen Wahrheitsfindung, die Köhler so ausgezeichnet beherrscht, durch Gegenüberstellung antithetischer Sätze, wie etwa hier: „Mit Sturmgepäck und voller Kriegsausrüstung marschiert das Regiment durch das Städtchen dem Bahnhof zu... Und ‚Jagt die Sowjets in den Tod, jaaagt sie in den Tod‘, sangen sie. Und die Sowjets waren im Begriff, die Schlacht um Berlin zu eröffnen. Und in Prag war Aufstand. Und die Stimmung des ausrückenden Regiments war gut. Und es konnte erst einen Tag später ausrücken, weil es vorher noch einen Bahnhofsvorsteher hatte erschießen müssen.“

Die Entwicklungsgeschichte des Ott, eng verknüpft mit der Geschichte des Pferdes Herma, ist kaum ausgeführt, aber in wenigen Sätzen genau umrissen: „Der Krieg war vorbei, die Faschisten waren

geschlagen. Der Sieger bat um eine Kuh. Ich redete meinem Vater zu, machte ihm Vorstellungen: Vielleicht hätte der Krieg noch ein wenig länger gedauert und inzwischen hätten sie mich gefunden und als Deserteur an den erstbesten Ast geknüpft, wenn dieser Kosak hier und seine Kameraden nicht so schnell vorgedrungen wären. Eine Kuh, wie billig. Aber mein Vater war geizig und obendrein schlau. Von Politik hatte er von jeher nichts wissen wollen, am meisten hatten ihn immer die Kornpreise interessiert... Heute, nach zehn Jahren, bin ich Mitbesitzer von mehreren Stück Vieh und vielen Hektar Ackerland. Lange wird es nicht mehr dauern, dann gründen wir hier eine Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft. Und mein Vater, der damals um den Verlust eines Pferdes lamentierte, arbeitet heute in Westdeutschland als Flüchtling bei einem Bauern und hat so gut wie gar nichts. Zu mir aber will er nicht kommen, denn er traut den Russen nicht. Die haben ihm eine Kuh aus dem Stall geholt, ihm, dem Privatbesitzer, das kann er ihnen nie vergessen.“

Köhler definiert in seiner Erzählung mit künstlerischen Mitteln den sozialen Gehalt des Begriffs „Herr“, dessen Doppelsinn im Titel anklingt. Ott pflegt und verwöhnt die Stute Herma: Er ist der rechtmäßige „Herr“ des Pferdes. Rottmann ist der wirkliche „Herr“ des Pferdes: nach Dienstrecht sein Besitzer. Erst nach der Zerschlagung des Faschismus führt ein Rotarmist das Pferd Herma endgültig mit seinem rechtmäßigen „Herrn“ zusammen. In diesem scheinbar zufälligen Ereignis deutet Köhler den Beginn der großen gesellschaftlichen Umwälzung an, die mit Unterstützung der sowjetischen Armee begannen und in der heutigen Deutschen Demokratischen Republik zu Ende geführt wurde.

Erich Köhler schreibt „Erzählungen“ im strengen Sinne des Wortes. Diese Erzähltechnik, in der die Figur des Erzählers – wesentlich die verschlüsselte Gestalt des Autors – immer gegenwärtig bleibt,

behält er auch in seiner zweiten Arbeit, „Die Teufelsmühle“, bei.

Der Landarbeiter in „Das Pferd und sein Herr“ war lediglich Zuhörer für Ott und als Gestalt kaum profiliert. In der Erzählung „Die Teufelsmühle“ verzichtet Köhler auf eine solche Mittlerfigur. In ihr wendet sich der Erzähler – ein Bäckerlehrling, dessen Schicksal Köhler ebenfalls skizziert – in der Ich-Form direkt an den Leser und schildert die Geschichte seines Freundes Sepp. Die Ereignisse spielen in den letzten Kriegstagen. Sepp bricht aus einem NS-Lehrlingsheim aus, das die Arbeitskräfte für eine Munitionsfabrik liefert, und flieht zu seinem Vater. Der Junge wird am letzten Kriegstag wegen Fahnenflucht von der Feldgendarmarie erschossen.

Der Autor gestaltet in seinen Arbeiten Motive aus seiner eigenen Lebensgeschichte. Während er sich in der Erzählung „Das Pferd und sein Herr“ noch stark an die künstlerisch schwer zu ordnende Abfolge realen Geschehens hält – ungeachtet der Verschiedenheit der in ihm enthaltenen literarischen Stoffe –, konzentriert er in seiner zweiten Erzählung die Handlung auf einen Vater-Sohn-Konflikt: Sepp muß seinem Vater, einem Arbeiter, der Mitglied der Nazipartei ist, verschweigen, daß er aus dem NS-Heim entflohen ist. Denn er weiß, daß der Vater ihn „aus Furcht vor seiner eigenen Partei“ anzeigen würde. So kann sich Sepp nicht verbergen und wird entdeckt. Als er von der Polizei abgeführt wird, verletzt er mit einem selbstgefertigten Schieß-eisen seine Bewacher, kann entkommen und versteckt sich im Wald. Der Vater ist über die Flucht seines Sohnes empört: „Ich möchte wissen, wo er das gelernt hat – von mir nicht! Alle meine Buben sind tüchtige Männer geworden. Mein Ältester ist in Rußland geblieben. Heini ist vermißt. Nie hatte ich mit den beiden solche Sorgen... Ich muß ihn wiederhaben. Ich muß ihn selbst zur Wache bringen. Strafe muß sein, er hat ja einen Menschen verletzt und dazu noch einen

Beamten. Ich muß ihn unbedingt wieder hinbringen! Ich bin in der Partei.“ Die Schuld, die Sepps Vater auf sich geladen hat, seinem Sohn gegenüber und als Verräter an seiner Klasse, reißt Sepp in tragischer Verstrickung mit ihm in den Tod.

Diese echte Tragödie wiederum führt den Erzähler, einen von der faschistischen Ideologie beeinflussten Arbeiterjungen, in einen Konflikt: „Treue und Ehre, das waren für mich zwei voneinander untrennbare Begriffe, über die nicht weiter gesprochen zu werden brauchte. Sie waren für mich so selbstverständliche Moralbegriffe, wie mir Fahnenflucht und Feigheit unmoralisch waren. Und insgeheim war ich dem Sepp sogar sehr böse, weil er als mein Freund dagegen verstoßen hatte.“ Indem sich der Bäckerlehrling – zunächst nur gefühlsmäßig – für seinen Freund entscheidet, bricht er mit den faschistischen Idolen, entscheidet er sich gegen den Faschismus.

Erich Köhler fabuliert nicht einfach

drauflos; er geizt mit den Sätzen, beschwert sie, verdichtet, dichtet. In seiner Sprache spürt man die Leidenschaft zur Präzision des sprachlichen Ausdrucks. In der Erzählung „Das Pferd und sein Herr“ finden sich hier und da noch sprachliche Unausgeglichheiten. Gespreizte, allzu „gehobelte“ Formulierungen wie: „Der Wald und die Berge... waren... voll des Lärms“, die nicht zur Sprache eines Kutschers passen, stehen neben Wendungen wie: „Bis zur Vergasung exerzieren“ oder: „Rottmann hat mich glatt zur Kompanie zurückgeschickt“. „Die Teufelsmühle“ ist sprachlich ausgeglichener als die erste Erzählung, auch psychologisch reifer und vielseitiger in den künstlerischen Ausdrucksmitteln.

Der junge, begabte Schriftsteller arbeitet jetzt an einem Roman „Korn“, aus dem er auf der genannten Veranstaltung die ersten Kapitel las. Danach dürfen wir hoffen, daß Erich Köhler in unserer Gegenwartsliteratur bald kein „neuer Name“ mehr sein wird.

Heinz Rusch

Nachkriegsschicksal auf dem Lande

Benno Voelkner: „Die Liebe der Gerda Hellstedt“
Verlag Tribüne, Berlin 1957

Für seinen Roman „Die Leute von Karvenbruch“ wurde Benno Voelkner im vergangenen Jahr mit dem Nationalpreis ausgezeichnet. Sein neues Buch spielt wiederum in Mecklenburg, in einem Milieu also, in dem der Autor zu Hause ist, dessen Menschen er ausgezeichnet kennt. Das Mädchen Gerda ist durch den Krieg auf dieses Stück Erde verschlagen worden, auf den Hof des Bauern Bruns, der in der ganzen Gegend als ein gewalttätiger Mensch bekannt ist und der auch nach dem Kriege sein Herrenleben fortführt. Für ihn ist alles beim alten geblieben, der einzige Unterschied ist, daß er sich jetzt

zusätzlich mit den Umsiedlern, die auf seinen Hof gekommen sind, ablagen muß. Er ist es gewohnt, zu befehlen und zu nehmen, was sich ihm bietet. So ist auch Gerda Hellstedt für ihn nur Freiwild, das er nimmt, ohne zu fragen.

Auf den Hof des Bruns gerät auch Jürgen Kahofer. Aus der Gefangenschaft entlassen, ist er froh, ein Unterkommen zu haben. Gerda Hellstedt fühlt sich zu dem unternehmungslustigen Mann hingezogen; schließlich heiraten die beiden, ein Kind wird erwartet, Jürgen erhält Land, und alles scheint sich zum Guten zu wenden. Aber da ist Bruns, der Kahofer kalt und

berechnend für seine dunklen Geschäfte einspannt. Er hat bei dem jungen Mann, der um jeden Preis vorankommen will, leichtes Spiel. Jürgen hilft ihm bei seinen Schiebergeschäften, und eines Tages hat er viel Geld, schmutziges Geld. Was bisher für ihn nur ein Abenteuer war, ist zum Verbrechen geworden. Bruns hat ihn in den Händen und läßt ihn nicht wieder los. Langsam zerbricht Gerdas Ehe; auch Kahofers Mutter, die eines Tages auftaucht, muß einsehen, daß Gerda einen Unwürdigen geheiratet hat. Ihr Kampf um den Sohn bleibt erfolglos. Trunksucht und Geldgier haben ihn haltlos gemacht. Schließlich nennt man ihn im Dorf nur noch den „kleinen Bruns“. Erst als sich im Dorf durch die Entschlossenheit eines zugezogenen Schmieds, der unter dem Faschismus im Konzentrationslager war, so etwas wie eine Gemeinschaft bildet, die das Schicksal des Dorfes in die Hand nimmt, schlägt auch die Stunde des großen und des kleinen Bruns. In einer Versammlung, die die Gemeinde einberufen hat, wird Bruns seiner Verbrechen überführt. Zu gleicher Zeit ist auch Kahofer verhaftet worden. Für Gerda aber scheint sich das Leben noch einmal zum Guten zu wenden, nach vielen bitteren Enttäuschungen und Lehren: An der Seite des Schmieds, der ihr schon einmal das Leben rettete, als sie ihr Kind zur Welt brachte, wird sie neu beginnen.

Diejenigen Leser, die eine Weiterführung der „Leute von Karvenbruch“ erwarteten, werden also enttäuscht sein. Voelkners neues Buch konzentriert sich auf die kurze Liebe der Gerda Hellstedt zu Jürgen Kahofer. Der Autor verrät wenig von Gerdas Vergangenheit. Einmal heißt es vor ihr: „Sie war es gewohnt, immer zu gehorchen.“ Und ein andermal stellt sie in einem Gespräch mit Jürgen die entscheidende Frage: Sich ein eigenes Anwesen schaffen, ein neues, sauberes Leben beginnen oder – weiter die unsauberen Geschäfte des Bauern besorgen. „Muß einer so viel haben und der andere gar nichts? Und will nicht jeder sein eigenes,

damit er leben kann? Müssen die Armen immer für die Reichen arbeiten? Und mußten die nicht bestraft werden, die all das Unglück über uns gebracht haben? Immer arbeiten für den anderen, immer gepiesackt werden und willig sein – in allem, Jürgen, nur weil der andere den Geldbeutel hat?“

Hier wird die erbarmungslose Realität des Karvenbruch-Romans noch einmal sichtbar; demonstriert wird sie durch Bruns einerseits, der seine Leute noch wie Leibeigene behandelt und selbst die todkranke Frau nicht schont, und andererseits durch den alten Knecht Jochen und den Pferdejungen Leo, die dem reichen Bauern auf Gedeih und Verderb ausgeliefert sind. Kahofer hat den Krieg als Feldweibel mitgemacht, offenbar war er nicht einmal ungern Soldat Hitlers, und nun nach dem Zusammenbruch einer Existenz, die sich auf Befehlen und Töten aufbaute, strebt er nur nach Lebensgenuß, nach Reichtum. Er hat kein Lebensziel. Bruns' Verlockungen sind stärker als Gerdas Liebe. Alle ihre guten Pläne schlägt er in den Wind oder benutzt sie nur, um sich auf Kosten seiner Mitmenschen zu bereichern. Gerdas und Kahofers Wege müssen zwangsläufig auseinandergehen. Der Leser wird gepackt von der harten, schonungslosen Realistik mancher Szenen. Dadurch aber, daß Voelkner den Bauern Bruns bis in alle Einzelheiten charakterisiert, ihn sofort als einen hartgesottenen Sünder und Feind des Fortschritts kenntlich macht, verliert er den Blick für die Proportionen und den Zusammenhang der Handlung. Der Schmied, von dem man nur am Rande erfährt, woher er eigentlich kommt – er ist eben auf einmal da –, der Bürgermeister Matzlaff, Künsing, der Vorsitzende der Bodenkommision, der alte Krüger – das sind Typen, die an entscheidenden Stellen des Buches nur klug reden, die aber zusammen doch nicht das neue Leben darstellen, das sich auch im Dorfe Bolten abzeichnet. Was bei den „Leuten von Karvenbruch“ so überzeugend wirkte, das In-

einandergreifen von Persönlichem und Gesellschaftlichem, ist hier auf eine sehr individuell gefärbte Charakterstudie reduziert. Die negativen Erscheinungen, die überwiegen, mögen objektive Realität gewesen sein, und niemand wird etwas dagegen einwenden, wenn sich der Kampf zwischen Altem und Neuem in der Literatur ebenso konsequent vollzieht wie in der Wirklichkeit – in diesem Buch aber wird das Alte in der krassesten Form, fast mit Mitteln naturalistischer Detailzeichnung, sichtbar, während sich das Neue nur schemenhaft vor diesem düster-

abschreckenden Hintergrund abzeichnet. Die Bodenreform wird fast nur gesprächsweise behandelt, die letzten Phasen des Buches gleiten ins Unverbindliche ab. Jürgen Kahofer ist den Blicken des Lesers entzogen, die Abrechnung mit Bruns enthält einige geradezu peinliche Akzente (Auffindung der in eine Bodenkammer gesperrten Frau des Bauern).

Das Buch erreicht leider nicht die Aussagekraft des Karvenbruch-Romans, der an einer Chronik des Landarbeiterlebens das historisch-gesellschaftliche Bild schärfer zeichnete, als es hier gelungen ist.

Eduard Zak

Auf Besuch bei der Weltgeschichte

Maximilian Scheer: „Arabische Reise“, Verlag der Nation, Berlin 1957

Die Zeiten, in denen ein Reisender seine Abenteuer in einer „Wahrhaftigen und kuriösen Reisebeschreibung zu Wasser und zu Lande“ erzählen mußte, um bei seinen Lesern etwas zu gelten, sind schon vor zweihundert Jahren zu Ende gegangen. Nicht weil es vermöge Technisierung und Komfort weniger abenteuerlich in der weiten Welt geworden wäre; sondern weil das literarische Genre der „Reisen“ historisch eine neue Funktion bekam: Das Manufakturkapital brauchte andersgeartete Berichte über seine tatsächlichen und potentiellen Märkte, als der Kaufherr von einst. Die ökonomischen und sozialen Verhältnisse in anderen Ländern, die Zustände auf der Welt wurden wichtiger und daher interessanter als die Kuriosa. Im 18. Jahrhundert ist die Reisebeschreibung realistisch geworden; und da sie die verschiedenartigsten Stufen gesellschaftlicher Entwicklung und Staatsformen bei den Völkern darzustellen hatte, entwickelte sie sich zu einem wichtigen ideologischen Mittel im Kampf um die Emanzipation, gegen den „gottgewollten“ Feudalstaat. Wahrheitsgemäße Infor-

mation über die Verhältnisse in fremden Ländern und eine politische Deutung der Fakten gehören seither zum Wesen der modernen Reisebeschreibung. Die politische Fortschrittlichkeit ist dabei das unverlorene Erbe der Aufklärung; sozialistische Schriftsteller, wie Kisch, haben das Genre der Reisebeschreibung auf eine neue Höhe geführt. In dieser Tradition steht Maximilian Scheers neues Buch „Arabische Reise“.

Wenn ein Autor im Herbst 1956 nach Ägypten reiste, konnte daraus nicht eine Pilgerfahrt zu den ehrwürdigen Zeugnissen alter Menschheitsgeschichte und Kultur werden. Die Jahrtausende mit Pyramiden und Sphinx waren in diesem Jahre überblendet von dem Wetterleuchten über dem Suezkanal. Scheer reiste an einen in unseren Tagen besonders exponierten Abschnitt der Frontlinie zwischen den beiden Weltlagern. In der Haltung, die sie zur nationalen Befreiung und Behauptung des ägyptischen Volkes einnahmen, schieden sich die Gruppierungen von Staaten und Individuen. „Ewige Minderjährigkeit ist das Los der Völker! Dieser Weidspruch

einer mißmütigen Philosophie wird jederzeit begierig von der zahlreichen Klasse derer nachgesprochen, denen die ewige Vormundschaft zugute kommt“, schrieb vor etwa 170 Jahren der deutsche Klassiker der Reisebeschreibung und politischen Publizistik, Georg Forster. In unseren Tagen sind es die arabischen Völker Nordafrikas und des Vorderen Orients, die sich gegen die angemäßte Vormundschaft der internationalen Profitöre erheben. Die Ägypter sind in diesem Kampf vorangegangen. Darzustellen, wie sie arbeitend und planend ihre nationale Mündigkeit beweisen und im kalten und heißen Krieg, in dem man sie zugrunde richten möchte, sich behaupten, ist eine würdige und wichtige Aufgabe für einen Schriftsteller.

Als Scheer in Kairo landete, hatte er nicht nur den Scharfblick des politisch wachen, im vielfältigen Kampf gegen die Ideologie des Imperialismus geschulten Publizisten mitgebracht. Er war mit Sympathie für dieses Volk gekommen. Aber als er aus dem Lande schied, hatte er die Ägypter bewundern gelernt. Er hatte ihre Zuversicht bei der opfervollen Arbeit in der Wüste gesehen, der Neuland abgewonnen werden muß. Und er hatte ihren Verteidigungswillen kennengelernt, als Engländer, Franzosen und Israeli über sie herfielen.

Diese Empfindungen, Sympathie und Bewunderung verwischen nicht die klare Zeichnung der Genrebilder, mit denen der Autor dem Leser immer erst etwas Charakteristisches zu sehen gibt, bevor das Fragen nach den Zusammenhängen beginnt. Scheers Technik, Bild und Information voneinander abzusetzen, bringt es zuwege, daß die Szenen mit unbeinträchtigtster Sinnenwirkung in Vorstellung und Gedächtnis des Lesers bleiben. Man hat das Gefühl, nicht nur Vielfältiges, Interessantes und Neues über Ägypten erfahren zu haben. Man hat etwas gesehen. Und am Ende findet man sich dabei, daß man über manches in dem Buch vielleicht nur Angedeutete, aber doch

scharf genug Umrissene selbständig weiterdenkt.

Der Autor läßt uns nicht vergessen, daß er in einem kapitalistischen Lande reist. In einem Lande, in dem sich noch krasse, von gewissen Geflogenheiten des Feudalismus profitierende Zustände des Frühkapitalismus zeigen: schreiende Gegensätze des Lebensstandards innerhalb des Landes und auch zwischen dem Existenzminimum eines ägyptischen Arbeiters und dem, das ein europäischer oder amerikanischer Arbeiter unbestritten beansprucht, wenn auch nicht immer erreicht. (Daß der amerikanische Arbeiter auch mehr Geld „braucht“ als der ägyptische, scheint mir ein recht schwächliches Argument – nicht des Autors, sondern seiner Figur Peter, die mit einer amerikanischen Kollegin diskutiert!) Minderbezahlung der Frauenarbeit, Kinderarbeit in der Industrie wie auf dem Lande: das sind Mißstände, deren Abschaffung die Arbeiterklasse, sobald sie erstarkt ist und die Möglichkeit bekommt, sich zu organisieren, auch in Ägypten erkämpfen wird. Andererseits hat es eine – wesentlich antifeudale – Landreform gegeben, die anscheinend die Bodenspekulation und damit die Bildung einer neuen Grundrentnerschicht in gewissem Maße ausschließt; andererseits scheint man zu der Überzeugung gekommen zu sein, daß man an das Urbarmachen der Wüste nur mit neuen Methoden herangehen kann, die, wenn sie auch nicht sozialistisch sind, doch eine Ordnung notwendig machen, durch welche das anarchische Konkurrenzprinzip ausgeschlossen wird (kooperative Bewirtschaftung).

Aus Scheers „Arabischer Reise“, aus der Fülle von Fakten, kann man herauslesen, daß die Ägypter mit Zuversicht und Begeisterung hinter der nationalen und antiimperialistischen Politik ihrer Regierung stehen, daß sie wissen, daß ihre junge Freiheit mächtige Freunde und Beschützer hat. Man würde das, so meine ich, auch verstehen, wenn der Autor – statt seinen Reisenden, genannt Peter,

von sich abzuspalten – bei dem für die Reisebeschreibung natürlichen und klassischen Ich des Erzählers geblieben wäre. Denn so ein Peter hat keine Möglichkeit, zur Figur zu werden. Eine literarische Figur muß angelegt werden, müßte Eigenschaften, Meinungen, Verhaltensweisen haben, zu denen der Autor und mit ihm der Leser in ein intellektuelles oder affektives Distanzverhältnis treten kann. Dann würde aber nicht ein Reisebuch Maximilian Scheers daraus, sondern eine Geschichte. Da aber ein Reisebuch geschrieben werden sollte, mußte dieser Peter ein Ich-Surrogat und, was schlimmer ist, ein verminderter Autor bleiben. Symptom: Da stößt man – etwa angesichts der unter dem Antreiber arbeitenden Kinder – auf eine peinlich flaue Reaktion des Berichtenden. Aber siehe, es ist ja nicht der Autor, sondern sein Peter, der da durch peinliche Unzulänglichkeit auffällt! Wirklich, wir brauchen ihn nicht, und auch der Autor hätte ihn nicht gebraucht.

Aber das Buch brauchen wir, nicht bloß wegen der Wichtigkeit des Themas, weil es ein Stück Weltgeschichte unserer Zeit illustriert und unseren Sinn für die Schwierigkeiten öffnet, die eine befreundete Nation mit Zähigkeit und Elan zu überwinden sucht. Scheer führt uns (besonders da, wo es nicht um das immer ohne Spannung bleibende Dreieck Peter-Yvonne-Achmed geht) den Menschen, die er uns zeigen will, mit behutsamer Geschwindigkeit entgegen; wir sind auf eine selbstverständliche Art auf Besuch bei

ihnen. Beim Kulturdirektor, dem ehemaligen Offizier, der nicht an das große Neulandprojekt geglaubt hat, jetzt aber dessen begeisterter Propagandist ist, bei der Redakteurin einer Frauenzeitschrift, beim Dorfscheich. Das Buch Scheers hat seinen literarischen Reiz vor allem durch die vielfältige Kunst der „kleinen Form“, zu der außer den Reportagen von der Arbeit auf dem Feld und in der Fabrik und den Porträtskizzen auch die kleinen Kunstwerke halblyrischer Landschaftsschilderung gehören, wie etwa der Prosahymnus an den Nil.

Den Erlebnishöhepunkt der Reise könnten die Tage des imperialistischen Überfalls bilden. Der Autor beschränkt sich auf wenige knapp gezeichnete, aber eindringliche Bilder. Größe, ja eine nüchtern-düstere Großartigkeit erreicht die Erzählung einer Bootfahrt ausländischer Journalisten nach dem von den Engländern besetzten Port Said. Die englischen Soldaten schießen zum Spaß auf die Boote, deren sie ansichtig werden. Sonst nichts. Aber der ganze Jammer des Volkes ist zwischen den Zeilen dieser wenigen Seiten. Und die Schande dieses Krieges, die Schändlichkeit des Kolonialsystems, das am Suezkanal in die Schranken gewiesen worden ist.

„Wieviel Leid hätte das Land noch erdulden müssen ohne die Hilfe der vielen Millionen Menschen in allen Ländern und ohne ihren Willen zum Frieden!“ Mit den Worten scheidet der Autor von Ägypten, um sich nach Damaskus einzuschiffen.

Günther Deicke

Repräsentation moderner Lyrik

*„Antwortet uns“, zweiter Jahrgang (Heft 7–12)
Verlag Volk und Welt, Berlin 1957*

Die Reihe „Antwortet uns“, von Marianne Dreifuß und Paul Wiens im Verlag Volk und Welt herausgegeben, hat

sich seit einiger Zeit zu einer Repräsentation moderner Lyrik entwickelt. Als Versuch begonnen, hat sie sich inzwischen

bewährt. Das zeigen die Verkaufsziffern, das zeigt auch die Beteiligung der Autoren an dieser Publikation (die inzwischen durch ein ähnliches Unternehmen des Aufbau-Verlages ergänzt wurde). Ältere und jüngere Talente stehen hier nebeneinander.

Angelika Hurwicz, „Windflüchter“: Der beglückenden Begegnung vieler Theaterbesucher mit der Schauspielerin Angelika Hurwicz folgt die Begegnung mit der Dichterin – und eine nimmt der anderen nichts von ihrer ganz persönlichen Eigenart. Charakteristisch für die Gedichte von Angelika Hurwicz ist eine wohlthuende Bescheidenheit der Gestik, und hierin ist sie eine aufmerksame Schülerin Brechts als manche, die Brecht platt oder anspruchsvoll kopieren. Angelika Hurwicz bleibt stets sie selbst, auch wenn sie ihren Lehrer anspricht, wie in dem Gedicht „Brechts Grab“:

*Die letzten Blüten fielen ab,
Von denen jetzt Fäulnis träuft,
Das ist des Lehrers Grab,
Kein Hügel ist aufgehäuft.*

*Als sollten wir gut verstehn:
Da bleibt nichts mehr!
Nicht allzuviel irgehn!*

Ich aber weinte sehr.

Das Titelgedicht ist das schwächste in dieser Sammlung; da wird das charakteristische Küstenmotiv der Windflüchter unzulässig verniedlicht.

Die Mitte des Bandes nehmen Terzinen ein, streng gebaut nach klassischem Vorbild. Sie beschäftigen sich mit den „Höllen in unserer Zeit“, mit den Greueln der jüngsten Vergangenheit. Diszipliniert durchgeführte Problemgedichte, fordern sie bei aller Klarheit der Aussage mehrmaliges Lesen. Die Form ist uns, zumal für solche Themen, ungewohnt geworden, ihre klassischen Formulierungen erscheinen antiquiert. Aber der aufmerksame Leser wird manche Schönheit entdecken, und die

abgeklärte Redeweise nimmt dem Schrecken nichts vom Schrecklichen, fügt aber dem Gedicht eine neue Qualität hinzu.

Paul Wiens, „Nachrichten aus der dritten Welt“: Die „dritte Welt“ ist, nach der Einleitung des Autors zu schließen, die „Zwischenwelt“, die Welt des Übergangs; die „Nachrichten“ sind Nachrichten „um zwei Ecken herum“. Das macht die Gedichte manchmal kompliziert. Aber man sollte nicht zu sehr davor erschrecken. So habe ich das „Gespräch mit dem neuen Tisch“ lange Zeit überhaupt nicht verstanden. Hier ist die Abstraktion fast auf die Spitze getrieben, wenn auch versucht wird, der abstrakten Nachricht das konkrete Gewand „Tisch“ zu geben. Wiens will – über die Gestalt des Tisches, die nicht ganz glücklich gewählt ist – physikalischen Problemen unserer Welt Eingang in die Dichtung verschaffen. In fast allen Gedichten dieser „Nachrichten“ geht es um den Versuch, unser revolutionäres Weltbild in Rede und Gegenrede, in Konflikt und Bekenntnis zu deuten, ohne die Schwierigkeiten auszuklammern. Da ist das nachdenkliche Gedicht „Der Schlüssel“, da ist die klare „Inschrift“, und da ist das heitere Problemgedicht „Von den natürlichen Grenzen des Leichtsinns“ mit dem Schluß:

*Meine Sehnsucht ist zügellos wie die
deine!
Keine Schranken will unser Vergnügen zu
leben!
Leider sebe ich: meinem leichten Gefühl
befehlen die Mitspieler, meinem Schö-
nheitsdurst
setzt mein Jahrhundert sein leidiges Maß.
Leider,
so närrisch ich bin, so behaupte ich:
Öfter als dem Parfum einer, die mitspielt,
und williger
folg ich dem Klotz am Bein eines
Kommunisten.*

Wer Paul Wiens kennt, wird diesen Schluß nicht mißverstehen. Leider kann er aber offenbar mißverstanden werden

in dem Sinne, daß ein Kommunist einen „Klotz am Bein“ haben müsse. Das ist natürlich nicht gemeint, im Gegenteil: der Autor schätzt sogar die Hemmungen und Schwächen in unserer Gesellschaft höher als „das Parfum einer, die mitspielt“.

Die „Neuen Harfenlieder des Oswald von Wolkenstein“, die in einer kleinen Auswahl das Bändchen beschließen, sind ein vergnüglicher Spaß mit tieferer Bedeutung. Der Gedanke, was wohl ein alter Minnesänger vom Format des Wolkensteiners in unserer Welt fände und schriebe, wenn er wiederkehrte, ist bemerkenswert – und nützlich: Man muß manchmal durch ein fremdes Temperament sehen, um sich selbst und seine Welt neu zu entdecken. Und am Ende steht dann das schöne „Vermächtnis“:

*Das sei unser Vermächtnis:
ein gutes, ein scharfes Gedächtnis –
und unsere Hinterlassenschaft:
ein Sommer voller Licht und Saft,
ein Sommer – windig, aber weich,
tief, tief der Wald, die Äcker reich,
die Straßen um die Erde breiter,
die Leute herzlicher, gescheiter,
Haut und Gedanken ohne Beulen,
Gedichte an den Anschlagssäulen,
mit Liebe jedes Haus umlaubi,
froh jedes Kind – und überhaupt
ein Tröpflein nur des Volkes Bitterkeit,
sein Glück jedoch – wie alle Meere weit!*

Erich Arendt, „Über Asche und Zeit“: Einige Gedichte dieses Bändchens sind dem früheren Gedichtband von Erich Arendt „Trug doch die Nacht den Albatros“ entnommen. Sie erweisen sich jedoch auch in ihrer scheinbar konventionellen Form als immer stark und eigentümlich genug, um der neueren, sehr eigenwilligen Schreibweise Arendts standzuhalten.

Die neueren Gedichte „Cava Acquera“ und „Über Asche und Zeit...“ sind inzwischen auch in dem Gedichtband „Gesang der sieben Inseln“ erschienen. Und besonders das Poem „Über Asche und

Zeit...“ hebt sich heraus. Es stellt nach den Worten des Autors „den Versuch dar, den inneren Dialog zweier Liebenden im Zeitgeschehen zu gestalten“. Das Thema ist breit gewählt und sprachlich mit außerordentlicher Bildkraft dargestellt. Auch hier kann man dem Leser nur Mut machen: die Bilder Arendts sind bei aller Kühnheit letztlich verständlich. Wie genau in den seltsamen Widersprüchen ist zum Beispiel folgendes Bild gesehen:

*... nicht immer
sahst du ihn, des Todes
feinen Staub, der
die Rose der Freude
zu erniedrigen suchte
und, rätselhaft,
wie eine Spur von Glück
die Linien durch die Stirn uns zog.*

Die Sprache in diesem Gedicht ist in einer Art überhöht, die von Klopstock und Hölderlin herkommt, aber durchaus modern umgesetzt ist.

Alles ist erlebt: die friedliche Landschaft der jungen Liebenden, die Länder des Exils und die politische Wirklichkeit, die den Menschen immer und überall umgibt und umgibt.

Man muß das Gedicht ausdrücklich als Liebesgedicht verstehen (mehr als Anrede des Liebenden an die Geliebte denn als Dialog): Das Zeitgeschehen ist im subjektiven Erleben aufgehoben.

*Ausgerissen
die Wurzel, dorrend am Weg,
die regenblaue, unsre Sehnsucht
zertreten... ach, der liebenden Hände!*

*Und aus der Wolke des Todes brach
Leichenglanz nieder, kalt
über unser Land.*

Auch so politisch wichtige Stationen wie Frankreich und Spanien sind jeweils in Andeutungen wiedergegeben: „... eisernes Fluten, Seine: Blitz von Guillotine und Augenblau!...“ Oder: „... Ebro des Jammers, des Zorns...“ Daß die Gemeinsamkeit der Liebenden einer grö-

beren Gemeinsamkeit angehört, wird un-
mißverständlich gesagt:

*Doch in der Wirrnis, steinern,
der Städte und Mauern
wir fanden die Hand,
die tilgen sollte vom Baum des Unrechts
die giftige Frucht:
das Leid
und die Menschenarmut.*

Freilich wird es dem, der Arendts Gedichten zum erstenmal begegnet, nicht leichtfallen, sich in dem Poem „Über Asche und Zeit...“ zurechtzufinden, und die dann folgende Auswahl älterer Gedichte ist allzu schmal, um ein genaueres Bild des Dichters und seiner Entwicklung zu geben. Die Lektüre der Gedichtbände „Trug doch die Nacht den Albatros“ und „Bergwindballade“ (die gerade heute wieder lohnend und lehrreich ist) dürfte auch hier Verständnis schaffen. (Über den neuesten Gedichtband von Arendt, „Gesang der sieben Inseln“, wird noch zu reden sein.)

Helmut Preißler, „Stimmen der Toten“:
Über mancherlei Versuche recht unterschiedlicher Art ist der junge Lyriker Helmut Preißler mit seinen „Stimmen der Toten“ zu einem Ergebnis gekommen, das Aufmerksamkeit verdient. Diese Gedichte sind nach dem Bekenntnis des Autors durch Edgar Lee Masters „Spoon River Anthology“ angeregt worden, und es gehört neben dem Mut auch Können und eine eigene Konzeption dazu, um mit Arbeiten dieser Art neben dem Werk des großen amerikanischen Dichters einigermaßen bestehen zu können. Preißlers Gedichte sind nicht alle gleichwertig – bei aller Sorgfalt, die durchweg auf die Formung verwandt worden ist. Wo er nämlich nichts gibt als eine Beschreibung des Charakters, wie in „Werner Lengenfelde“ und „Karl Hellbach“ oder lediglich die Todesursache, wie in „Lore Bürger“, bleibt das Ergebnis unbefriedigend. Wo aber mit dem biographischen Geschehnis auch die gesellschaftlichen Zusammen-

hänge untrennbar aufsteigen, kommt er zu relativ festumrissenen „Denkmalen“. So etwa in „Helene Falnten“:

*Unzählige Male zog mir mein lieber Sohn
über dem Häuschen zum Gruß eine
Schleife.*

*Dann blieb er sehr lange fort,
und andere Flugzeuge dröbnten vorüber.*

*Im letzten Monat des Krieges zog wieder
ein Flugzeug die Schleife über dem
Häuschen.*

*Ich lief hinaus auf das Feld, dem Sohne
zu winken.*

*Er flog auf mich zu ...
dann spie der Propeller feurige Zeilen,
die mich erreichten ...
... Gruß von dem Sohn einer anderen
Mutter ...!*

*Vergebt meinem Sohne die Schuld,
wie ich sie dem andern vergeb!*

Auffallend an diesem Gedicht ist der gute, sichere Ansatz – aber auch der zwiespältige Schluß. Die beiden letzten Zeilen empfindet man zumindest als überflüssig. Sie geben dem Gedicht einen sentimental Spritzer, den sich Preißler manchmal nicht verkneifen kann (ähnlich auch in „David Sandel“, „Heinz Borchers“, „Rudolf Balzer“). Aber die Sentimentalität wird auch zur politischen Unsicherheit: der Begriff „Schuld“ wird hier unterschiedslos angewandt, mit einem pazifistischen Unterton, der die dem Ganzen immanente Frage nach der Kriegsschuld des Angreifers wieder paralyisiert. Im Grunde liegt das an einem einzigen Wort. Der Schluß des Gedichts hätte zum Beispiel lauten können: „Antwort von dem Sohn einer anderen Mutter . . .!“ Preißler hätte es sich leisten sollen, die karge Nacktheit der Sprache, die sich bei Gedichten dieser Art als gegeben erweist, konsequent durchzuführen. Der Verstand hätte ihn manchmal sicherer geführt als das Gefühl.

René Schwachhofer, „Die Gestalten“: Schwachhofer ist ein Außenseiter in unserer Lyrik. Seine Gedichte sind in ihrer betonten Einfachheit fast formelhaft, und das eben macht sie so schwierig. Man liest sie zunächst leicht und bleibt achselzuckend an der Oberfläche der Worte. Schwachhofer kommt vom Expressionismus her, aber er hat ihn nie ganz hinter sich gelassen. Freilich findet man bei ihm weniger das Ekstatische als das Schmucklose, weniger das Ausschweifende als die Aussparung. Ein merkwürdiges Phänomen läßt sich bei Schwachhofer studieren. Das Gedicht „Von den guten Träumen“ etwa, das recht klar formuliert ist, befremdet zunächst. Der Schluß des Gedichts lautet:

*Und einmal träumte ich auch,
Daß einer neben mir stand,
Und er sagte einfach zu mir:
„Bruder . . .“ –
Wir gingen den gleichen
Weg ins Morgenlicht.*

Dagegen erscheint das einzige gereimte Gedicht dieser Sammlung, der 1942 geschriebene „Abgesang“, trotz vagarer Formulierung eingängig und bleibt haften. Es beginnt:

*Erfragt ist Anfang und Ende.
Erlitten schon vielerlei.
Im Zwiellicht verwelken die Hände –
Schatten wehen vorbei.*

Gibt es also doch eine Magie des klangvollen Verses, des Reims? Bekanntlich ist auch das Melodisch-Rhythmische

ein Element der Lyrik, und offenbar häufiger ein eingängigeres als das gedankliche. Der Gedanke ist unbequemer, weil er vom Autor wie vom Leser Entscheidung verlangt. Bei Schwachhofer kommt noch eine Schwierigkeit hinzu: da er häufig nur Innerliches wiedergibt („Gedicht von der Welt“, „Der Gefangene“, „Der Fremde“), ist der Tiefgang nicht so leicht festzustellen. Obwohl mir seine Art zu dichten fremd ist, möchte ich ihm nicht unrecht tun: Lyrische Qualität ist seinen Gedichten nicht abzuspüren.

Mihai Beniuc, „Der Apfelbaum am Weg“: Der moderne rumänische Lyriker Mihai Beniuc bildet den Abschluß des zweiten Jahrgangs. Hier kommt die Poesie ganz ursprünglich, fest in der Substanz, leicht und lebendig im Gang der Verse. Beniuc belehrt häufig, ist aber nirgendwo grob didaktisch. Sein Lehren erwächst aus dem konkreten Stoff und dem poetischen Bild und ist nicht deutlicher, aber auch nicht unmißverständlicher als das Augenzwinkern eines volkstümlichen Erzählers (wie etwa Hebel), der die Zuhörer auf die Schlußfolgerung aufmerksam macht, ohne den Zauber seiner Geschichte zu zerstören. So braucht er, unserer neuen gesellschaftlichen Thematik Eingang zu verschaffen, nirgendwo das Plakat oder die Losung. Als Lyriker meine ich: Da kann man etwas lernen! Die Gedichte sind von Andreas Lillin, Alfred Margul-Sperber und Georg Maurer vorzüglich übersetzt worden.

Jutta Bartus

Mädchenschicksale – gestern und heute

Marianne Lange-Weinert: „Mädchenjahre“, Der Kinderbuchverlag, Berlin 1958
Lori Ludwig: „Daniela“, Verlag Neues Leben, Berlin 1957

Die Zeit, da das „Mädchenbuch“ in unserer Jugendliteratur die Rolle eines mitleidig belächelten Stiefkindes innehatte, scheint sich ihrem Ende zuzuneigen. Je-

denfalls erwecken eine Reihe von Neuerscheinungen auf diesem Gebiet berechtigte Hoffnungen: Hier entsteht etwas ganz anderes als die Literatur der tanten-

haften Zeigefingermoral, die junge Mädchen auf gutbürgerliche Sitten dressieren möchte, etwas anderes auch als die kitschig-sentimentalen Wunschträume für zimmerliche, unter der Obhut ihrer Anverwandten auf den steinreichen Lebenspartner wartende Haustöchter oder für fixe, karrieresüchtige Obersekundanerinnen, die mit dem Make-up angehender Filmdiven und Titelseitenstars auf ihre große Chance zusteuern.

Es ist die Problematik unserer dem Sozialismus zustrebenden Gegenwart, es ist die Auseinandersetzung mit den Schwierigkeiten junger, erst langsam in unsere Gesellschaft hineinwachsender Menschen, welche die Themen unserer neuen Mädchenliteratur bestimmen.

Die Aufgabe des Kritikers besteht darin, diese positive Entwicklung zu bemerken, weiterhin zu beobachten und – wenn es sein muß – auf Unzulänglichkeiten hinzuweisen.

Ein sehr wichtiges und schönes Buch für junge Mädchen ist der autobiographische Bericht „Mädchenjahre“, in dem Marianne Lange-Weinert die Geschichte ihrer eigenen Kindheit und Jugend festgehalten hat. Vielleicht, so werden manche Leser meinen, hätte die Autorin einen anderen Titel wählen sollen als diesen, der ein allgemeingültiges Mädchenschicksal anzukündigen scheint. Möglicherweise soll er nur ein etwas bitter-ironischer Kommentar sein, der besagt: So traurig und gehetzt verlief das Schicksal vieler junger Menschen während der Nazizeit. Sicherlich stellt aber auch gerade dieser Titel eine größere Vertrautheit her zwischen der Tochter Erich Weinerts und der Jugend unserer Gegenwart.

Die Autorin erzählt im Tagebuchstil junger Mädchen. Schlicht, ja bescheiden ist ihr Bericht über die Erlebnisse eines von Land zu Land getriebenen Emigrantenkindes. Vorher erfahren wir, wie sie als Zwölfjährige in Berlin die Folgen des Reichstagsbrandes erlebt: die Haussuchungen, die Zerstörung der elterlichen Wohnung, die Bedrohung durch die brutale

Nazigewalt; wie die Familie, nachdem es ihr gelungen ist, in die Schweiz zu fliehen, von dort ausgewiesen wird und weiterziehen muß nach Paris.

Kann ein Kind in einem fremden Land, dessen Sprache es nicht beherrscht und in dem unwissende einheimische Kinder es sogar als „Boche“ beschimpfen, unbeschwert aufwachsen? Stundenlang sitzt die kleine Marianne am Fenster des düsteren Hotelzimmers und starrt auf die Straße, oder sie vertreibt sich die Zeit mit dem aus einem Schuhkarton gebastelten „Pariser Café“, dessen aus Pappe geschnittene Besucher erste Gespräche miteinander führen. Sie liest Bücher, die viel zu schwierig für sie sind. Das erklärt ihren frühreifen Ernst und den trotz der kindlichen Sprechweise unjugendlich-polemischen Ton: „Papa . . . will in den nächsten Monaten an der Saar seine Gedichte sprechen, weil man die Menschen davon überzeugen muß, daß sie ihre Stimme nicht für Hitler abgeben dürfen.“

Allerdings wünschten wir, die Autorin wäre nicht gar so sehr mit ihrem persönlichen Schicksal hinter die Zeitereignisse zurückgetreten. Zu blaß bleibt in ihrer Darstellung oft die Gestalt des geliebten Vaters. Ein Beispiel dafür ist das Kapitel „Papa ist nicht vergessen“, das vom Besuch sechs junger Deutscher bei Erich Weinert in Elsaß-Lothringen berichtet; die Besucher lernen zwei Tage lang neue Verse des deutschen antifaschistischen Volksdichters auswendig, um sie in ihren Köpfen nach Deutschland einzuschmuggeln. Von den vier Seiten des Kapitels sind dieser Begegnung leider nur eineinhalb gewidmet.

Im dritten Teil des Buches berichtet Marianne Weinert von ihrem Leben in der Sowjetunion: von den schönen Jahren friedlichen Lernens bis zu dem Zeitpunkt, da sie, aus innerem Antrieb Angehörige der Sowjetarmee geworden, mit der vorrückenden Front an den Ausgangspunkt ihrer jahrelangen Irrfahrt zurückkehrt: nach Berlin.

Marianne Lange-Weinert erzählt ihre

Geschichten für die junge Generation, die von den Schrecken der Nazi Herrschaft und des Krieges keine rechte Vorstellung mehr hat: Das Buch wird dazu beitragen, dieser Jugend den Kampf um die Befreiung Deutschlands zu vergegenwärtigen und ihr das Glück, in einem demokratischen Land einer gesicherten Zukunft entgegengehen zu können, bewußter machen.

Wie notwendig gerade solche Werke sind, zeigt der Vergleich mit einigen anderen neuen Mädchenbüchern. Aus ihnen spricht das ehrliche Bemühen, Gegenwartsschicksale zu gestalten, jedoch könnten Form und Inhalt manchmal fast auf eine uninteressierte, „neutrale“ Haltung des Autors gegenüber den neuen Bedingungen unserer Gesellschaft schließen lassen – so wenig ist das persönliche Schicksal der Helden zur Gesellschaft in Beziehung gesetzt. Die Erzählung „Daniela“ von Lori Ludwig ist vorwiegend eine private Geschichte. Der aus verschiedenen Gründen abseitsstehenden Heldin öffnet sich der Weg in die Gemeinschaft erst durch die Liebe zu einem anderen jungen Menschen. Viele Personen in der Erzählung – unter ihnen die Mehrheit derer, die man Vertreter unserer neuen Gesellschaft nennen könnte – tragen negative Züge. Die meisten Bewohner des kleinen Ortes, in dem Daniela lebt, begegnen ihr mit Verachtung und Abneigung. Der Grund ist der Lebenswandel von Danielas Mutter, die sich kaum um ihre Kinder, die Tochter und den vierjährigen Ulf, kümmert. Die Familie haust in einer verwahrlosten Villa am Rande des Ortes, verfolgt von Klatschereien und böser Nachrede. Daniela beantwortet die Engstirnigkeit und Verständnislosigkeit ihrer „Mitmenschen“ mit Trotz. Von den gemeinsamen Unternehmungen ihrer Schulkameradinnen schließt sie sich aus. Als die Wohnungskommission die Familie des Bürgermeisters als Untermieter in das Haus der Mutter einweisen will, verriegelt sie das Tor. „Die Schell wird genauso ein Früchtchen wie ihre Mutter“, sagen die

Rosenmühler und verbieten ihren Kindern, mit Daniela zu spielen. Trotz der oft wochenlangen Abwesenheit der Mutter kümmern sie sich auch nicht darum, ob die Kinder satt zu essen haben. Als der Lehrer dem Mädchen die Autofahrt zur Schule bezahlt, damit sie dem Unterricht nicht fernzubleiben braucht, entsteht sofort das Gerücht, er habe eine Liebschaft mit ihr. Danielas Lage verschärft sich noch, weil die Mutter sie in ein Spekulationsgeschäft hineinzieht und ihr Haus zu einem Schieberlager macht. Der im ganzen fast übersteigerte Konflikt löst sich dann sehr plötzlich – und auf allzu harmlose Weise – durch die Liebe, die sich, aller Ungunst der Verhältnisse zum Trotz, zwischen Daniela und dem Primaner Werner Lohmann entwickelt hat.

Ich unterschätze keineswegs die positive Wirkung, welche die Liebe auf sehr junge Menschen haben kann. Jedoch erscheint sie mir hier, versehen mit dem Etikett „saubere Freundschaft“, als eine zu schwache Grundlage für die behauptete Wandlung der Leute, die früher „dem Klatsch offene Ohren geschenkt und Daniela verurteilt“ hatten. Nichts berechtigt eigentlich zu der Hoffnung, daß diese kleine Gruppe von Menschen sich zu einer Gemeinschaft im sozialistischen Sinn entwickeln wird. Und Daniela – wodurch sollte sie plötzlich zum wertvollen Mitglied einer solchen Gemeinschaft geläutert worden sein?

Der Autorin ging es darum, die Herzensträgen unter uns anzurufen, die untätig zusehen, wie ein Mensch in ihrer unmittelbaren Nähe auf ein böses Ziel zusteuert, und die nicht bemerken, daß sie ihm durch ihre Engstirnigkeit noch einen Stoß in die falsche Richtung geben. Das böse Ziel, die falsche Richtung liegen außerhalb unserer Gesellschaft, aus der herauszugleiten oder herausgeworfen zu werden für junge Menschen besonders tragisch ist. Diesen Sinn hätte eine schlichtere Fabel stärker zum Ausdruck bringen können.

Der Autorin ging es offensichtlich auch

darum, mit der Dummheit mancher Menschen abzurechnen. Deshalb wohl schildert sie die Kartenlegerin, bei der viele Rosenmühler in schöner Regelmäßigkeit ihre Zukunft erfragen, und den Gleichmut, mit dem sie zusehen, wie die Früchte ihrer Arbeit von einigen Schädlingen verschoben werden. Gewiß gibt es genug Beispiele, die der Autorin das Recht geben, sich auf die Wirklichkeit zu berufen. Aber selten deckt sich das genaue Abzeichnen realer Begebenheiten mit realistischer literarischer Gestaltung. Das gilt auch hier: Den negativen sind zu wenige, besser: zu schwache, zu blasse positive Kräfte – für die es doch wahrlich auch genug Beispiele gibt – entgegengestellt.

Aber nicht nur die gesellschaftlichen Zusammenhänge sind unrealistisch wiedergegeben. Schon an der Gestalt der Daniela lassen sich Widersprüche wahrneh-

men, die nichts mit der bekannten, oft recht reizvollen Unausgeglichenheit des Gefühlslebens junger Mädchen zu tun haben. Daniela sagt zum Beispiel: „Lottes Mutter ist auch Witwe und treibt es nicht so wie du ... Die Waldarbeit schändet nicht. Wenn man sich danach wäscht, wird man wieder sauber. Aber der andere Dreck, der geht nicht ab. Der klebt wie Pech.“ Ein Mädchen, das so spricht, wird schwerlich einem unappetitlichen Kerl wie dem Schieber Stampf gestatten, sie zum Lohn für die Hergabe der Anschrift ihrer Mutter zu küssen.

Lori Ludwig ist eine begabte Autorin. Das hat sie mit einigen reizvollen Lyrikveröffentlichungen schon vor Jahren bewiesen. Um so trauriger stimmt es, daß die gedankliche Durchdringung des Gegenstandes in der vorliegenden Erzählung so ungenügend ist.

Schriftsteller für Sozialismus und Frieden

Die sozialistischen Schriftsteller Berlins traten am 29. März zur diesjährigen Berichts- und Wahlversammlung ihrer Parteiorganisation im Deutschen Schriftstellerverband zusammen. Sie faßten einmütig eine Entschließung, der großes politisches und ideologisches Gewicht zukommt. Die Entschließung lautet:

Die Deutschland zweimal im 20. Jahrhundert in die Katastrophe führten, richten Atomwaffen gegen die neuen Staaten der Arbeiter und Bauern. Aus der Krise, die sie mühselig leugnen, flüchten sie in den Krieg.

Wir erklären:

Wir sind Genossen, die als Schriftsteller tätig sind, tätig für die Partei.

Wir arbeiten für den Sozialismus. Der Sozialismus, der aufgebaut wird, ist der von hier und heute. Es gibt keinen anderen.

Wir stehen einmütig zum Zentralkomitee der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands und zum Genossen Walter Ulbricht.

Der erste deutsche Arbeiter-und-Bauern-Staat ist das Werk der revolutionären Arbeiterklasse und ihrer Partei. Er ist der deutsche Staat des Friedens.

Von 1918 bis 1933, von 1933 bis 1945, von 1945 bis heute zeigte die Partei des revolutionären Proletariats allein den Ausweg aus dem scheinbar Ausweglosen. Sie sagt jetzt: Der Atomtod wird in Deutschland durch eine atomwaffenfreie Zone gebannt; Deutschland kann nur über Verhandlungen mit der Regierung der Deutschen Demokratischen Republik und über eine Konföderation beider deutscher Staaten wieder vereinigt werden.

Westdeutsche Künstler und Schriftsteller gegen Atomrüstung

Das politische Verantwortungsbewußtsein wächst auch in allen Teilen der Bevölkerung der Bundesrepublik.

„Die Anwendung atomarer Waffen ist Selbstmord“, heißt es in einem Aufruf, den die Münchner Zeitung „Die Kultur“ veröffentlicht. Die Verfasser „appellieren an alle, die sich in dieser Stunde ihrer persönlichen Verantwortung bewußt sind, gegen den folgenschweren Beschluß des Bundestages demonstrativ Stellung zu nehmen“. Innerhalb von wenigen Tagen fand ihr Protest viele Hunderte Unterzeichner. Bekannte Schriftsteller, bildende Künstler, Schauspieler, Publizisten, Verleger und andere Intellektuelle riefen dem Atomkanzler ihr leidenschaftliches Nein entgegen. Wir greifen hier nur einige Namen heraus: Alfred Andersch, Bele Bachem, Boleslav Barlog, Franziska Bilek, Otto Dix, Friedrich Domin, Werner Egk, Werner Finck, Leonhard Frank, Ernst-Fritz Fürbringer, Helmut Heienbttel, Martin Held, Ursula Herking, Kurt Horwitz, Hans Henny Jahn, Malte Jäger, Helmut Kutner, Hans Hellmut Kirst, Fritz Kortner, Wolfgang Koeppen, Erich Kuby, Elfriede Kuzmany, Irene von Meyendorff, Peter Moosbacher, Rudolf Pechel, Carl Raddatz, Hans Werner Richter, Norbert Schulze, Georg

Schwarz, Hans Schweikart, Hans Söhnker, W. E. Süskind, Egon Vietta, Pamela Wedekind, Günther Weisenborn, Wolfgang Weyrauch befinden sich unter den ersten Unterzeichnern des Protestaufrufs.

Die weltanschauliche und politische Breite dieser Front ist eindrucksvoll. Was sie eint, ist das gemeinsame humanistische Grundanliegen. Wer für das Leben ist, muß gegen die Atomrüstung sein. Offensichtlich ist diese Erkenntnis auch in Westdeutschland schon jetzt so tief in das moralische Bewußtsein eingedrungen, daß man in den Kreisen derer, die sich der deutschen Kultur verpflichtet fühlen, nicht als anständiger Mensch gilt, wenn man für die Atombewaffnung eintritt oder auch nur ihr schweigend zusieht.

Daß die Bewegung gegen den Atomtod widerspruchsvoll verläuft, kann nicht wundernehmen. Die Verfasser des Aufrufs haben es für nötig gehalten, sich ausdrücklich vom Kommunismus zu distanzieren. Weil es um alles geht, weil die Stunde drängt, dürfen wir mit unserer Meinung hierzu nicht hinter dem Berg halten: Der Widerstand gegen die Atomrüstung kann nur wirksam werden, wenn er sich grundsätzlich von der Politik des Atomkanzlers löst. Man kann die Atombombe nicht entschärfen, wenn man nicht auch der Lüge vom „Fall Rot“ entgegentritt. Der Antikommunismus ist die ideologische Vorbereitung der Atomrüstung. Erst wenn sich die Gegner der Atompolitik auch von Adenauers ideellen Fesseln befreien und im Sozialismus, in der Arbeiterklasse ihren Verbündeten erkennen, werden ihre Aufrufe zu echten Taten werden. Nur gemeinsam werden wir das Verhängnis abwenden!

Erwin Kohn

München neulich

Die Vorderfront des Bahnhofs ist in eine Kiste gepackt. Tritt man durch das Hauptportal ins Freie, so läuft man zwischen lauter Bretterwänden herum. Der herbstliche Winter ist dem winterlichen Frühling gewichen, das heißt, es wurde etwas kälter und windiger. Die Kälte geht unter die Haut. Man fängt an zu frösteln in München und anderswo westlich der Elbe, wie ich bald bemerken sollte.

Ich hatte meine Tasche auf dem Bahnhof für 30 Pfennig, die ich durch einen Schlitz werfen mußte, einem Schließfach anvertraut. Ich spielte mit dem Sicherheitsschlüssel in meiner Manteltasche, fühlte mich als Besitzer eines Tresors und schritt leichter und sicherer aus. Nein wirklich, diese Schließfächer für Handgepäck sind eine vortreffliche Einrichtung, und wir sollten sie auch bald erfinden.

Ein paar Schritte vor dem Bahnhof öffnet sich das Tor zur Unterwelt, will sagen zu einer Unterführung auf die an-

dere Straßenseite. An der großen Treppe steht ein Mann mit Losen. „Auszahlung sofort!“ Ich zog ein Freilos, das auch sofort ausgezahlt wurde und mir eine Niete einbrachte. Zum Trost zeigte mir der Mann einen Hundertmarkgewinn, den vorgestern jemand gezogen haben soll. Der gute Losverkäufer vertraute mir noch einen Trick an: Er zählte zehn Lose vor, meinte, die müsse man sofort nehmen und dann würde er die Gewinne sofort auszahlen. Welcher Münchner gibt schon fünf Mark für Lose aus? Ich sah keinen.

Auf der anderen Seite des Tunnels steht auch so ein Glücksmann, reibt sich die Hände vor Kälte und trampelt mit den Füßen. Und neben ihm erhebt sich mit viel Glas und viel Licht das Kaufhaus von Hertie. Vier Stockwerke voller Serienwaren, vom Hosenknoopf bis zum Sofa. Alpen-Vorzugs-Milch, Gemälde bekannter und unbekannter Meister, Taschenbücher aller Wissensgebiete, die Karl-

May-Bibliothek in gediegener Aufmachung mit buntem Titelbild. Es ist schwer, etwas zu finden, das nicht bei Hertie zu finden ist. Es ist schwer, eine Stadt zu finden, in der Hertie nicht zu finden ist. Eine Verkäuferin verdient nicht viel. Ein Heer von Verkäuferinnen steht im Dienst des Herrn Hermann Tietz. Der Laden, der sich Hertie nennt, geht nicht schlecht.

Kennen Sie den Beruf des Demonstrateurs? Das ist einer, der berufsmäßig die Vorzüge der neuesten Erfindungen demonstriert. Er hat die Aufgabe, den Hausfrauen mit lauter Stimme und lauter Überzeugungskraft einzureden, daß dieser Dauerbohrerwachs eine Umwälzung der Fußbodenpflege bedeute, und er wird nach der Anzahl der verkauften Dosen bezahlt. Kauft, Kinder, kauft. Neuheiten am laufenden Band. Hört nur nicht auf zu kaufen.

„Die Konkurrenz wird stärker“, sagte ein Wirtschaftsexperte vor ein paar Tagen mit kaum noch lächelndem Gesicht seinen westdeutschen Fernsehzuschauern. Mann mit zarter Redeweise.

In den Straßen Münchens traf ich einen Geschäftsmann, der vor ein paar Jahren aus der Rhein-Ruhr-Profit-Fabrik nach München kam. Wir hatten ein paar Straßenecken gemeinsamen Weges. Ihm gefiel die Stadt nicht und nicht die Zeit. „Flaute“, sagte er. „Wenn das jetzt überall bei uns so aussieht wie hier...“ Ach, ich konnte den Mann nicht trösten.

Die Ecke kam, die uns trennte. Schade, daß er nicht dabei war, als kurze Zeit später wieder über wirtschaftliche Fragen gesprochen wurde. Es war in der Tengstraße, im zweiten Stock eines Mietshauses. Schade, daß er nicht dabei war; denn diesmal ging das Gespräch über Geschäftsbücher hinaus. Leonhard Frank, ein Schriftsteller, der es als seine Aufgabe betrachtet, mit seinem literarischen Werk in die Probleme der Zeit einzugreifen, beklagte, daß die Schriftsteller und überhaupt die Intellektuellen der bürgerlichen Welt zu wenig oder gar nichts von den wirtschaftlichen Verhältnissen und der

wirtschaftlichen Entwicklung wissen. Sie können nicht richtig schreiben und nicht richtig urteilen, sagte er, weil sie nicht wissen, daß die politischen Handlungen der Regierungen wirtschaftliche Ursachen haben.

Wir sprachen viel vom Schreiben. Leonhard Frank fragte, und obwohl ich, außer seiner Frau Charlotte, sein einziger Zuhörer war, richtete er die Frage an die Schriftsteller der DDR: Wer schreibt den großen Roman unserer Zeit? Das muß ein Roman sein, in dem durch die Gestaltung menschlicher Schicksale die dialektische Entwicklung vom Kapitalismus zum Sozialismus gezeigt wird. Unsere Zeit ist gekennzeichnet durch den großen Wettbewerb zwischen der Sowjetunion und den Vereinigten Staaten von Amerika, der die Geschehnisse in allen Ländern beeinflusst. Davon müßte der Roman sprechen. Er müßte zeigen, daß die geschichtliche Entwicklung zwangsläufig zum Sozialismus führt. „Wer schreibt diesen Roman?“ fragte Leonhard Frank.

Es war ein anregendes Gespräch in der Wohnung eines Münchner Schriftstellers. Viel Mitteilenswertes muß mit Rücksicht auf die Eile des Lesers hier ungeschrieben bleiben.

In einem Restaurant setzte sich eine Dame an meinen Tisch. Ein hübsches, elegant gekleidetes Frauenzimmerchen. Als sie in ihrer Handtasche kramte, geriet ihr eine Fotografie in die Hände. Ein andert-halbjähriges Baby. Sie erzählte, daß sie nächste Woche heiraten werde. „Den Vater?“ Nein, der ist schon längst wieder in Amerika. Ja, sie wird heiraten. „Aber ich geh nicht mit rüber. Wenn er zurück muß, laß ich mich scheiden.“ Und sie wünscht, daß die Amerikaner recht lange in München bleiben mögen. Und sie fürchtet, daß die Amerikaner nicht mehr allzulange in München bleiben werden. Und sie fühlt, daß ihr Wunsch nicht gut ist und daß ihre Furcht nicht gut ist. Aber zur Scham reicht es schon nicht mehr. Ein zerquältes Lächeln soll alles wiedergutmachen und macht alles noch

schlimmer. Was ihr Mann denn von Beruf sei? „Na, Soldat.“ Ob er einen Beruf erlernt hat, weiß sie nicht. „Er könnte ja zwanzig Jahre dabeibleiben. Aber das will er nicht. Seit er in Deutschland ist, hat er sich schon 10 000 Dollar gespart. (Es muß sich doch billig leben in diesem Deutschland!) Damit will er später drüben einen kleinen Whiskyladen aufmachen. „Whisky kaufen die Leute immer, selbst wenn sie nicht mehr genug zu essen haben“, sagt er, „ein Whiskyladen ernährt seine zwei Leute.“ So löst ein Amerikaner die Weltprobleme.

Ach, leider, ich kann nicht verhehlen, daß er Geistesverwandte in Deutschland hat. Der Streik der Kommunalarbeiter, der die Straßenbahn- und Omnibuslinien lahmlegte, war der große Tag der Taxichauffeure. „Wenn nur die verfluchte Geschwindigkeitsbegrenzung nicht wäre“, sagte einer, „dann könnte ich noch viel mehr Geld verdienen.“ Die dicken Markstücke vor seinen Augen lassen die Politik nicht ins Gehirn.

„Aber ich geh nicht mit rüber“, sagt sie, die an meinem Tisch sitzt und ihn heiraten wird. „In Amerika gibt es jetzt Arbeitslosigkeit, mehr als sonst irgend etwas. Wie das bloß kommen kann?“ Und sie ist völlig ratlos. Das Wort Kapitalismus hat sie noch nicht gehört. Jedenfalls kann sie sich nicht erinnern. Und von Krise weiß sie schon gar nichts. Ja, wäre das Wissen der Welt in allen Köpfen, was wäre das für eine Welt!

München hat andere Frauen und Mütter als diese. Eine hörte ich bang fragen: „Werden sie heute abstimmen im Bundestag? Abgestimmt wird doch?“ Der Bundestag debattierte gerade die atomare Bewaffnung der Bundesrepublik.

Man kann nicht nur fragen. Man muß nicht warten.

In München, vor der Stadt, zwischen Feldern und Bäumen wohnt der Schriftsteller Gert Ledig. Seine Bücher gegen den Krieg sind bekannt. Seine Haltung gegen die Schuldigen, die schon wieder Macht in Händen haben, trieb ihn zum

Handeln. In einem offenen Brief forderte er den Oberlandesgerichtsrat Muhs in Hamm auf, sich dafür zu verantworten, daß er als Richter der Nazis in Radom drei Kinder den Gaskammern ausgeliefert und zwei Männer, die die Kinder schützen wollten, zum Tode verurteilt hat.

„Wir müssen immer wieder aufbegehren“, schrieb die in München erscheinende Zeitung „Die Kultur“, die auch Gert Ledigs Brief veröffentlichte.

Es war der erste Tag der Bundestagsdebatte. Der Omnibus, in dem ich saß, hielt an einer Ecke, um einen Autokorso von zehn oder zwanzig Wagen vorbeizulassen, die beschriftete Tücher über die Motorhauben gespannt und weiße Transparente auf den Dächern aufgerichtet hatten mit schwarzen Losungen. Darin wurden die Frauen und Mütter zum Protest gegen die Atomwaffen aufgerufen.

Die Demonstration regte die Omnibusinsassen zu Gesprächen an. Ich hörte von einem Plakat, das in München gemacht wurde: Es zeigte einen Ichthyosaurier, dazu die Beschriftung: „Ausgestorben! Zuviel Panzer, zuwenig Gehirn!“ Das Plakat wurde verboten. Fastnacht ist vorbei, aber man liebt die Demaskierung nicht. Das Plakat ist verboten, aber man spricht von dem Plakat.

Ein Münchner sprach kürzlich in Oslo. Der Schriftsteller Hans Hellmut Kirst rief vor norwegischen Studenten aus: „Schafft die Atombombe aus der Welt!“ Mit dieser Forderung findet er ebenso starkes Echo – wenn nicht noch stärkeres – wie seinerzeit mit seinem ersten „Null-Acht-Fünfzehn“-Band. Doch wie damals bleibt er wieder auf halbem Wege stehen. Richtig ist sein Appell an die Menschheit, unablässig die Abschaffung der Atombombe zu fordern, richtig sein Appell an die Politiker, den deklarierten Friedenswillen durch Taten zu beweisen. Aber dann vergißt er seinen eigenen, am Anfang dieser gleichen Rede gegebenen Rat, die Argumente und die Tatsachen zu prüfen. Prüfte er mit der Gründlichkeit, die er vorschlägt, so würde er sehen, daß die

Sowjetregierung es nicht an Taten und Vorschlägen hat fehlen lassen und daß die Regierungen der Westmächte nicht müde werden, die Verwirklichung dieser Vorschläge, nämlich die Abschaffung der Atombombe, zu vereiteln. Sich des Gespräches mit Leonhard Frank erinnernd, entdeckt man, daß Kirst die wirtschaftlichen Ursachen außer Betracht läßt. Prüfte er, er hätte einen Adressaten für seine Rede.

In einer Straßenbahn der Linie 7 sah ich eine Frau die Brille hervorsuchen und eine kleine Flugschrift studieren. Auf der ersten Seite stand unter einem Bild: „Hiroshima – soll das über eure Kinder kommen?“ Als die Frau gelesen hatte, steckte sie das Blatt sorgsam in ihre Handtasche.

Es wird noch gelesen und gedacht in der Welt. Doch es ist nicht alles Gold, was gedruckt wird. Manche Buch- und

Zeitungsschreiber führen das Volk in die Finsternis. Während in der Bundestagsdebatte über Außenpolitik und Atombewaffnung debattiert wurde, brauchten die Gazetten die größten Buchstaben für Sorayas Ehetragödie.

Und das Bier fließt in München und anderswo.

Reinhold Schneider gestorben

In Freiburg starb, 54 Jahre alt, der Schriftsteller Reinhold Schneider. Er hinterläßt ein umfangreiches Werk – Essays, Gedichte, Dramen und Erzählungen – vorwiegend historischen Inhalts. Aus seiner christlich-katholischen Grundhaltung heraus widersetzte er sich dem deutschen Faschismus. In den letzten Jahren erhob er mehrmals seine Stimme für den Frieden und setzte sich für eine Verständigung der beiden Teile Deutschlands ein.

„Verbrennt mich auch!“

Am 10. Mai 1933 errichteten die Hitlerfaschisten auf dem Berliner Opernplatz einen Scheiterhaufen aus Büchern. Die Werke humanistischer, demokratischer und sozialistischer Schriftsteller waren unvereinbar mit der Barbarei, die damals über Deutschland kam. In den folgenden Tagen ging ein offener Brief des Schriftstellers Oskar Maria Graf durch die Weltpresse. Graf, der sich zufällig außerhalb Deutschlands befand, hatte aus einer im „Berliner Börsen-Courier“ veröffentlichten Liste erfahren, daß die Nazis ihn zu den weiterhin erlaubten Autoren zählten. Er protestierte dagegen mit folgenden Worten:

Vergeblich frage ich mich: „Was habe ich getan, um diese Schande zu verdienen?“ Die Gedankenlosigkeit einer kleinen Anzahl schwülstiger und opportunistischer Schriftsteller verbindet sich mit der hemmungslosen Zerstörungswut der Menschen, die im jetzigen Augenblick die

Macht innehaben, in dem Versuch, alles in unserer Literatur und Kunst auszurotten, was Anerkennung in der Welt gefunden hat, und an seine Stelle den Begriff „deutsch“ als einen engen, bigotten Nationalismus zu setzen; ein Nationalismus, der selbst den unbedeutendsten liberalen Ausdruck nicht duldet; ein Nationalismus, auf dessen Befehl alle meine verdienten sozialistischen Kameraden verfolgt, verhaftet, gequält und gemordet oder durch Verzweiflung zum Selbstmord getrieben wurden.

Im Hinblick auf den gesamten Ablauf meines Lebens und aller meiner Schriften habe ich das Recht, zu fordern, daß meine Bücher der reinen Flamme des Scheiterhaufens übergeben werden und daß sie niemals in die blutigen Hände und die entstellten Gehirne dieser braunen Bande von Mördern gelangen. Verbrennt die Bücher des deutschen Geistes. Dieser Geist aber wird eure Schande überleben!

Zum Tode von Vítězslav Nezval

Vítězslav Nezval, der bedeutende tschechische Lyriker, ist gestorben. Weil er poetisch das ausgesprochen hat, was sein Volk fühlt und denkt und wovon es träumt, spricht er weiter zu uns. Sein großes Gedicht begleitet uns in die Zukunft: „Ich singe den Frieden.“ Der deutschen Nachdichtung dieses Werkes, die wir Kuba verdanken, seien hier einige charakteristische Strophen entnommen:

*Damit der Mensch lang lebt, daß froh
der Hirt den Krug voll Milch genieße,
den Fischen nicht der Fluß ausfließe
in meinem Dorf und anderswo,
sing ich den Frieden.*

*Damit der Mensch einst nicht gebückt
und scheu und witternd, Tiergerüchen
ausweichend, in den Schieferbrüchen
zur Nabrung wilde Beeren pflückt,
sing ich den Frieden.*

*Ich ruf euch Bürger! Warum flieht
und fürchtet ihr den Gang des Neuen?
Ihr müßt euch nicht vorm Volke scheuen,
vor Unglück, das euch nicht geschieht –
ich sing den Frieden.*

*Ich sing den Frieden! Breit entrollt
marschiert ihr Völker, Stämme, Rassen,
ibr Männer, Frauen, Menschenmassen,
ibr alle, die ihr leben wollt –
ich sing den Frieden.*

Biographien – ein vernachlässigtes literarisches Genre

Eines der Mittel zur Volksverdummung, deren sich die Bourgeoisie von jeher bedient hat, ist die Aufstellung falscher, schädlicher Vor- und Leitbilder. Der „Alte Fritz“, der „Eiserne Kanzler“, Hohenstaufen- und Hohenzollernlegenden haben dazu beigetragen, das faule Bestehende zu stützen. Bei der Zwiespältigkeit der deutschen Geschichte mit ihrer Unzahl verpaßter Gelegenheiten fiel es nicht schwer, sogar Bilder fortschrittlicher Gestalten zu verfälschen und sie in die

Ideologie des Imperialismus einzubauen. Leider ist die erzieherische, bewußtseinsbildende Wirkung guter, wissenschaftlich einwandfreier und dabei fesselnder Lebensbeschreibungen bei uns noch längst nicht genügend erkannt. Aber was könnte unsere Menschen besser für die beim Aufbau des Sozialismus vor uns stehenden Aufgaben begeistern als die Begegnung mit den wahren Helden und Geistesgrößen der sozialistischen Bewegung? Hier ist bisher allzu viel versäumt wor-

den. Um so verdienstvoller war es, daß der Deutsche Schriftstellerverband kürzlich zu einer Tagung einlud, auf der das Thema der künstlerisch-literarischen Biographie eingehend diskutiert werden konnte.

Das Referat hielt Thomas Höhle, selbst Verfasser von Biographien, über einen bedeutenden anderen Biographen, über Franz Mehring nämlich, dem wir die Lebensbeschreibung von Karl Marx verdanken. Aus dem Vorwort von Mehrings Werk zitierte er dabei eine richtunggebende Stelle:

„Alle Geschichtsschreibung ist zugleich Kunst und Wissenschaft, und zumal die biographische Darstellung. Ich weiß im Augenblick nicht, welcher trockene Hecht den famosen Gedanken geboren hat, daß ästhetische Gesichtspunkte in den Hallen der historischen Wissenschaft nichts zu suchen hätten...“ Die Teilnehmer der kleinen Konferenz waren sich einig in dieser Forderung nach hohem literarischem Niveau biographischer Arbeiten. Andere Gesichtspunkte, die Höhle in den Vordergrund rückte, waren Parteilichkeit und Wissenschaftlichkeit, Authentizität vom Standpunkt des dialektischen Materialismus. Daß echte Parteilichkeit nicht in Gegensatz zu einer einwandfreien Ermittlung und Darstellung der Tatsachen geraten kann, versteht sich von selbst.

Nicht so klar war, wie die Diskussion erwies, die Frage, ob der Biograph das Recht habe, gegebenenfalls Tatsachen zu erfinden. Höhle unterschied in seinem Schlußwort zwischen streng wissenschaftlichen Biographien und biographischen Romanen oder feuilletonistischen Lebensbildern. Auch sie müssen der Wissenschaftlichkeit in allem Wesentlichen genügen. Aber in Nebensachen ist ihnen eine gewisse Freiheit der Erfindung zuzubilligen.

Die Reihe der historischen Gestalten, die noch darauf warten, zum Gegenstand solcher Biographien gemacht zu werden, reicht von den Klassikern des wissenschaftlichen Sozialismus über die Helden

der Arbeiterbewegung aus der Zeit des Sozialistengesetzes, aus der Weimarer Zeit und der Illegalität bis zu den unter uns wirkenden Helden des sozialistischen Aufbaus.

I.

Ein Literaturkatalog

„Deutsche Literatur der Gegenwart“ heißt ein soeben vom Deutschen Schriftstellerverband veröffentlichtes Katalogwerk. Es enthält das Material, welches für die Vorbereitung einer gründlichen Analyse unserer literarischen Entwicklung unerläßlich ist. Diese „Übersicht über das literarische Schaffen in der Deutschen Demokratischen Republik von 1945 bis 1957“ ist die erste ihrer Art. Sicher weist sie noch Lücken auf. Aber sie kann doch jetzt schon als eine Art „Bestandsaufnahme“ gelten. Man kann sich in ihr über die Arbeit einzelner Schriftsteller ebenso informieren wie über die Gesamtproduktion einzelner Jahre.

Der Katalog enthält, jeweils nach Gattungen unterteilt, chronologische und alphabetische Verzeichnisse; er gibt bis zu einem gewissen Grad Aufschluß über die Auflagenpolitik unserer Verlage, man kann ihm aber auch statistische Angaben über Entwicklungslinien in unserer Literatur entnehmen. In diesem Sinn wird er als Dokumentenmaterial für die bevorstehende Theoretische Konferenz zu Fragen des Realismus und der Gegenwartsliteratur Verwendung finden; er hat die Aufgabe, den Gegenstand bekannt zu machen, der zur Untersuchung steht: unsere Literatur in den letzten zwölf Jahren. Dieser Aufgabe wird er, scheint uns, im großen und ganzen gerecht.

Für eine spätere Auflage könnte man sich noch eine übersichtlichere Anordnung der verschiedenen Register und Verzeichnisse vorstellen. Wünschenswert erscheint uns zum Beispiel ein alphabetisches Gesamtverzeichnis, in welchem man alle Veröffentlichungen eines Autors auffinden kann, auch wenn sie verschiedenen Gattungen angehören.

Aus den Vorworten, die den einzelnen Abschnitten beigegeben sind, seien hier einige Beispiele angeführt, die beweisen, daß auch in der Literatur Zahlen miteinander aufschlußreich sein können: Nach den Angaben des Katalogs behandelten im Jahre 1953 etwa 26 Prozent aller neu erschienenen Bücher Gegenwartsprobleme; diese Anteilzahl sank aber in den Jahren 1954 und 1955 bis auf 11 Prozent. Dafür erreicht 1955 die Prosaliteratur mit historischer Thematik ihren höchsten Stand (24 Prozent), und die Unterhaltungsliteratur macht in jenen Jahren etwa 32 Prozent unserer Neuerscheinungen aus. Die Zahlen belegen, was in der letzten Zeit immer wieder in der Öffentlichkeit konstatiert wurde: das Zurückweichen unserer Literatur vor Gegenwartsstoffen.

Oder eine andere Verhältniszahl: In der in Frage kommenden Zeit erschienen etwa doppelt so viele Bücher, die auf dem Land spielen, wie Bücher, deren Stoffe Probleme der Industrie behandeln. Interessant wäre es, die Gründe dafür zu untersuchen. Der Katalog stellt auch fest, daß seit 1954 die Zahl der in Buchform veröffentlichten Reportagen rapide sinkt; Reportagen über die DDR wurden in dieser Zeit fast überhaupt nicht mehr veröffentlicht.

Es zeigt sich ferner, daß seit 1956 die Zahl der Prosaarbeiten über den zweiten Weltkrieg rapide steigt, während es 1952 und 1953 gar keine Bücher zu diesem

Thema gab. Dafür sind von 1953 bis 1956 zwanzig Bücher allein über die Zeit der Befreiungskriege entstanden. Deutlich lassen sich an solchen Zahlen bestimmte „Kampagnen“ erkennen, die man in Zukunft vermeiden sollte.

Selbstverständlich – das betonen auch die Mitarbeiter des Katalogs – gibt erst eine Einschätzung der Bücher nach ihrer literarischen Qualität und nach der Tiefe ihres Ideengehalts ein wirklich brauchbares Bild vom Stand unserer Gegenwartsliteratur. Und selbstverständlich ist den Verfassern des Katalogs jeder Hinweis erwünscht, der ihre Arbeit vervollständigt. Es wäre auch wichtig, daß eine Institution, möglicherweise der Schriftstellerverband selbst, diese nun vorliegende Übersicht jährlich systematisch ergänzt.

Wir weisen darauf hin, daß die Schrift im Sekretariat des Deutschen Schriftstellerverbandes erhältlich ist. Der Preis beträgt für Verbandsmitglieder 6 DM, für andere Interessenten 10 DM.

Wir gratulieren

Herbert Jobst, Rosemarie Schuder und Hans Grundig wurden mit dem Heinrich-Mann-Preis der Deutschen Akademie der Künste ausgezeichnet.

Franz Hammer, den Lesern dieser Zeitschrift aus einer Reihe von Beiträgen wohlbekannt, begeht am 24. Mai seinen 50. Geburtstag.

Gertrud Meyer-Hepner

Eine einzigartige „Bibliotheca Faustiana“

Im Herbst 1955 starb in Leipzig, vierundachtzigjährig, der Chirurg Dr. Gerhard Stumme. Er hinterließ eine „Faust“-Sammlung, die er in siebenzig glücklichen Sammlerjahren zur bedeutendsten ihrer Art gemacht hatte. Die Sammlung umfaßt rund 10 500 Nummern. Sie befindet sich jetzt im Besitz der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten zu Weimar. Mit den

500 Nummern (hauptsächlich Illustrationen) der Alexander Tilleschen „Faust“-Sammlung vereinigt, bildet sie in der Zentralbibliothek der deutschen Klassik eine einzigartige Forschungsquelle.

Kurz vor seinem Tode hatte Dr. Stumme Erinnerungen und Erlebnisse aus seiner Sammeltätigkeit aufgezeichnet. Das Manuskript ist jetzt von den Nationalen

Forschungs- und Gedenkstätten als Jahressgabe für 1958 in einem schönen Quartband gedruckt worden. Der Herausgeber Hans Henning hat durch eine Stumm-Bibliographie und 13 Faksimile- und Fotobeigaben das Bild dieses Sammlerlebens vervollständigt.

Die Stärke von Stummes Sammlung liegt, wie er selbst es ausdrückte, in ihrer „allseitigen Einseitigkeit“. „Meine Sammlung ist so ausgebaut, daß an ihr das Thema des „Faust“ in all seinen Beziehungen studiert werden kann.“ Von den ältesten Handschriften und Drucken der Faustsage über Texte und Programme der Puppenspieler bis zu der Goetheschen und der nachgoetheschen Faustdichtung findet man die gesamte einschlägige Literatur, ergänzt durch eine reichhaltige Sammlung von Zeitschriften sowie Presseausschnitten. Die Musikabteilung der Stummeschen Sammlung enthält allein fast 1000 Nummern. Sie wurde schon 1904 durch den Erwerb der Faust-Musikalien-sammlung des Fraustadter Kantors Robert Musiol wesentlich bereichert und bis 1954 „fast bis zur Vollständigkeit“ ergänzt. Auch die Bildersammlung wurde ohne Unterbrechung weitergeführt. Sie umfaßt sogar Nebengebiete wie Ansichtskarten, Reklamebilder, Notgeldscheine und Abziehbilder – vom künstlerisch Vollendeten bis herunter zum Kitsch.

Stumme weiß lebendig von der Entstehung seiner großartigen Sammlung zu erzählen. Die Berichte über seine Jagd nach begehrten Seltenheiten, die oft erst nach Jahrzehnten zum Ziel führte, sind ebenso reizvoll zu lesen wie die Schilderung verschiedener Sammlerpersönlichkeiten, mit denen er in Berührung kam. Kurze Lebensbilder werden gegeben, wir lernen Kippenberg, Ehrhardt, Rabe kennen, auch Gottschalk, der mit achtund-siebzig Jahren im KZ umkam, und dessen schöne Sammlung „verschwunden“ ist.

Leipzig, die Stadt des Buchhandels und des Antiquariats, ist auch die Stadt der Bibliophilenvereinigung „Die Leipziger 99“ gewesen, die von 1904 bis 1938 ihre

berühmten Abende veranstaltete. Im Jahre 1929 gab diese Vereinigung einen schönen Folioband über ihr gesellig-wissenschaftliches Wirken heraus, in dem sich auch ein Beitrag von Stumme befindet. Seine umfangreichste schriftstellerische Arbeit „Faust als Pantomime und Ballett“ wurde 1942 als Gratisgabe für die Besucher der Leipziger Goethewoche gedruckt. Bei ihrer Lektüre taucht allerdings eine Frage auf: War der berühmte Faust-Kenner und Arzt Stumme wirklich politisch so naiv, daß ihm die Gründe unverständlich sein konnten, aus denen damals der bereits fertig gedruckte Abschnitt über Heinrich Heines Tanzpoem aus der Veröffentlichung herausgenommen wurde? Im Jahre 1942?!

Stummes Sammlung ist verschiedentlich ausgestellt worden: 1921 im Leipziger Alten Rathaus, und in aufseherregender Form 1932 im Grassi-Museum. Im Jahre 1949 hat Stumme in der Leipziger Ausstellung „Illustrationen zu Goethes Werken“ zwei Säle mit Leihgaben gefüllt. Wissenschaftler aus aller Welt haben sich seines Materials bedient, und auch das Germanistische Seminar der Universität Leipzig hat die Schätze genutzt.

Als fünfzehnjähriger Untersekundaner hat Stumme zu sammeln begonnen. Schon damals hielt er in seiner Schulklasse einen Vortrag über den „Faust“. Den Lehrer, der ihm damals sagte: „Stumme, das Thema ist entschieden zu hoch für Sie!“, konnte er allerdings nicht mehr durch seine späteren Erfolge vom Gegenteil überzeugen. Seiner Sammlerleidenschaft gelang es, schon im ersten Jahr mit dem geringen Taschengeld eines Gymnasiasten 40 beachtliche Nummern zusammenzutragen, darunter die Originalausgabe des Goetheschen „Faust“ von 1808, für die er 3 (drei) Mark bezahlte!

Den Nationalen Forschungsstätten gebührt Dank für die Veröffentlichung von Stummes hinterlassenem Manuskript in einer so würdigen Form. Das Buch sollte, so wünscht man sich, auch in einfacher Ausgabe erscheinen, um vielen Menschen die Freude der Lektüre zu verschaffen.

Drei Anekdoten

Bei einem – den Umständen entsprechend sehr bescheidenen – Bankett, das 1937 nach dem „Kongreß zur Rettung der europäischen Kultur“ im belagerten und bombardierten Madrid stattfand, saß ich mit Erich Weinert und anderen Freunden am gleichen Tisch wie Martin Andersen Nexö.

Soeben hatte Erich Weinert, der ein vorzügliches Gedächtnis besaß, im Zusammenhang des Gesprächs etwas zitiert und gefragt, von wem es stamme. Andersen Nexö, nicht minder belesen und gedächtnisstark, wußte als einziger die Quelle zu nennen. Jetzt zitierte auch ich, ebenfalls aus der Erinnerung, einen erstmals gelesenen Satz und fragte, ob jemand den Autor nennen könne. Der Satz lautete:

„Und als er merkte, daß seine Gedanken reifer wurden, wenn er sie nicht gleich aussprach, schwieg er.“

„Moment“, sagte Andersen Nexö, „das kommt mir bekannt vor.“ Er überlegte angestrengt. Dann tippte er auf Björnson. Als ich verneinte, nannte er Selma Lagerlöf. Aber auch das stimmte nicht. Unter schallendem Gelächter aller Tischgenossen gab ich endlich die Lösung preis: „Der Satz stammt von Martin Andersen Nexö, und er beginnt im Original so: „Als Pelle merkte...““

Schmunzelnd steckte Andersen Nexö die „Niederlage“ ein:

„Was ich doch als junger Mann zuweilen für kluge Gedanken hatte!“

Frankreich hatte nach dem unglücklichen Ende des spanischen Freiheitskrieges im Februar 1939 uns Überlebenden der Internationalen Brigaden als „Asyl“ nur einen sandigen Küstenstreifen von wenigen Kilometern Länge zugestanden. Kein Baum, kein Strauch, keine Hütte an dem ganzen unwirtlich „eingestachelten“ Strand von St. Cyprien! Da krochen wir mit unseren Verwundeten in den Sand wie

die Würmer, um die noch kalten Nächte zu überdauern.

Tag für Tag schlichen die französischen Werber durch die Camps, um unsere hungernden und deprimierten Jungs als Kanonenfutter für die Fremdenlegion anzuwerben. Im Gegensatz zu den Erfolgen, die sie später in den Gefangenennagern der geschlagenen Hitlerarmee verzeichnen sollten, hatten sie bei uns wenig Glück. Eines Tages aber hieß es, ein junges Kerlchen namens Gusti wolle sich melden. Erich Weinert bat mich, ihn herbeizuholen. Ich tat es.

„Was höre ich, Gusti“, sagte Weinert, „du willst Kopfgänger auf Farbige werden?“

Gusti schwieg verbockt. Dann nuschelte er etwas von Hunger, und daß es doch egal wäre, ob er hier oder im afrikanischen Sand verrecke.

Eine gute Stunde lang rang der Dichter um die Seele und die gesunden Knochen des Jungen. Nichts schien zu verfangen. Da drohte Weinert: „Weißt du, Gusti, was dir passiert, wenn du Legionär wirst? Ich mach auf dich ein Gedicht, daß dir vor der eigenen Dummheit graust!“

Erich Weinert hat dieses Gedicht nie zu schreiben brauchen.

In einer Berliner Künstlerkneipe bat mich eines Abends ein bürgerlicher Zeitungsreporter, ich möchte ihn mit Egon Erwin Kisch bekannt machen, der an einem benachbarten Tisch saß. Die Bitte schien ehrlicher Verehrung für den großen Kollegen zu entspringen. Deshalb tat ich dem Mann den Gefallen und führte ihn zu Kisch. Mit einer Verbeugung stellte er sich diesem vor:

„Strindberg-Wedekind.“

Tatsächlich war seine Mutter die Witwe Strindbergs und in zweiter Ehe die Frau Frank Wedekinds gewesen. Aber Kisch

mußte natürlich an einen schlechten Scherz glauben. Er ließ sich von dem zweifach berühmten Namen nur den Bruchteil einer Sekunde lang verblüffen. Dann gab er den Ball zurück. Sich gleichfalls verbeugend, schnarrte er:

„Angenehm! Schiller-Goethe.“

Kisch-Würdigung in Prag

Egon Erwin Kisch wurde, wie wir erfahren, aus Anlaß seines 10. Todestages in seiner Heimatstadt Prag durch Lesungen und eine ganztägige Kisch-Konferenz geehrt. Die Konferenz beschäftigte sich mit Kischs Werdegang, mit seiner besonderen Bedeutung als Mittler zwischen der tschechischen und der deutschen Kultur und mit der Spezifik seiner Reportagekunst. Zu den verschiedenen Themen sprachen u. a. Karel Novy und Paul Reimann.

Der Knall

In der Schweizer Zeitschrift „Hortulus“, einer „Zweimonatsschrift für neue Dichtung“, veröffentlicht der Schweizer Lyriker Kurt Marti das Gedicht „Kleines Lob des großen Knalls“. Er nennt es im Untertitel einen „Sektenpsalm“, und man erwartet also etwa eine Parodie oder sonst etwas Witziges. Aber nein, da tut sich ein ganz ernsthafter Preisgesang auf:

*Preise die sieben Winde,
die Geige im Baum, den Dämmertaumel ...*

Und am Ende heißt es dann (wir vergessen den vielleicht ironisch ausdeutbaren Untertitel und halten uns an das Gedicht selbst) völlig ernsthaft:

*preise den Rhythmus gebogener Räume,
Gestirne, spiralend im All*

*preise die Häresien der Liebe,
die Orthodoxie der Physik*

*preise den großen Knall, das Finale,
das dies und alles zur Sonne erlöst*

*preise die Supernova,
leuchtend durch himmlische Nacht*

*preise den Sonnensabbat,
das kosmische Fest*

*preise den tödlichen Ernst,
der heimkehrt ins göttliche Spiel!*

Man könnte mit gutmütiger Grobheit sagen: „Herr Marti, Sie haben einen Knall!“ Aber die Sache ist ernster. Die Barbarei der Atombombenpsychose wird nun auch in der Dichtung aktiv! Was hier geboten wird, ist nicht nur Kapitulation vor den Wahnvorstellungen der Dulles und Adenauer, es ist die Identifikation damit, die Lobpreisung des Atomtods von der Seite klerikaler Mystik her. Wir sind so frei, das ein Verbrechen zu nennen.

Im gleichen Heft der Zeitschrift wird ein „Gebet“ des französischen Dichters Antonin Artaud veröffentlicht (leider übersetzt von Paul Celan). Darin heißt es:

*Mach uns los.
Zerteil uns
mit schneidender Gluthand.
Schließ uns auf
das Brandgewölbe, darin
man über den Tod hinausstirbt.*

*Laß unser Hirn erbeben
tief im Gewußten.
Raub uns unsre Vernunft
mit den Fängen der neuen
Taifune.*

Das ist zwar etwas vornehmer ausgedrückt und könnte „rein geistig“ verstanden werden. Aber es ist im Grunde der gleiche Schrei nach dem Untergang der Menschheit. Artaud ist 1948 gestorben, aber auch Toten gegenüber soll man nicht unkritisch sein. Die Veröffentlichung gerade dieses Gedichtes in einer Situation, da Westeuropa zum atomaren Pulverfaß ausgebaut werden soll, ist eine Provokation, – wie einstmals die hochtönenden Verse Georges: „zehntausend muß die

heilige seuche rafften, zehntausende der heilige Krieg“ von Einsichtigen als Provokation aufgefaßt werden mußten, trotz allen prophetischen Gehabes.

Und wenn jetzt (wie im gleichen „Hor-tulus“ angezeigt) von einem Baseler Verlag die Vierteljahresschrift „Panderma“ mit dem Untertitel „Revue de la fin du monde“ angekündigt wird (was zu Deutsch etwa heißt „Zeitschrift vom Ende der Welt“, eher aber noch „Zeitschrift des Weltuntergangs“), dann wird hiermit die Untergangspsychose geradezu als Programm proklamiert, und das in der ach

so freien und neutralen Schweiz, welche die Welt mit Uhren, Milkschokolade und Käse beliefert. Aber vielleicht hat sich die Waffenfirma Oerlicon inzwischen auch auf die Fabrikation von Atomkanonen umgestellt. Sicherlich würden Herausgeber und Mitarbeiter der Weltuntergangszeit-schrift „Panderma“ eine solche Verbindung mit der gegenwärtig wieder florierenden Mordinstrumentenproduktion weit von sich weisen. Aber Literatur hat meistens mehr mit politischer Ökonomie zu tun, als die Literaten sich träumen lassen.

G. D.

Zu unseren Beiträgen

Bei der Zusammenstellung von literarischen Zeugnissen früherer Marx-Gedenktage und Maifeiern halfen uns Dr. Manfred Häckel, Frau Dr. Edith Zenker und Herr Rudolf Hoffmann mit wertvollen Hinweisen. Die Texte von Klaus Neukrantz und Slang drucken wir mit freundlicher Genehmigung des Verlags des Ministeriums für Nationale Verteidigung.

Die Beiträge von Günter Kunert und Günther Deicke sind zu dem literarischen Wettbewerb eingereicht, mit dem der Deutschlandsender den Kampf um das Verbot der Atomwaffen unterstützt. Wir veröffentlichen sie mit freundlicher Genehmigung der Jury. Das Poem von Günther Deicke umfaßt insgesamt fünfzehn Gedichte. Es trägt den Titel „Die Gesetze“. Wir geben die Teile wieder, die sich vor allem mit dem Problem der Atomenergie beschäftigen. Die Musik zu der Ballade von Günter Kunert schreibt der Komponist Kurt Schwaen.

„Entnazifizierung“ von Werner Steinberg ist dem Roman „Einzug der Gladiatoren“ entnommen, der im Mitteldeutschen Verlag erscheinen wird.

Sigmund Seltmann lebt in Dresden. Das von uns veröffentlichte Gedicht ist eine gekürzte Fassung.

Die Gedenkworte Heinrich Manns für Carl von Ossietzky erschienen vor zehn Jahren in der „Weltbühne“, der wir für die Erlaubnis zur Wiedergabe danken.

ZEITSCHRIFTEN- UND ZEITUNGSSCHAU

Keine Messer- und Gabelfrage, von Dr. Thomas Höhle, „Tribüne“ 15. 3. 58/S. 11

Zeit der ideologischen Offensive, von Prof. Kurt Hager, „Sonntag“ 9. 3. 58/S. 4

Kunst ist Waffe, von Heinz Kimmel, „Junge Welt“ 24. 3. 58/S. 3

Die Kritik darf nicht irgendwo im Hinterland stehen, von Wolfgang Joho, „Sonntag“ 23. 3. 58/S. 8

Das Problem der Beobachtung, von Manfred Wekwerth, „Sinn und Form“ H. 1. 58/S. 34

Die Mystifikation der Wirklichkeit, von Ernst Fischer, „Sinn und Form“ H. 1. 58/S. 66

Zur Verteidigung der realistischen Ästhetik, von Wladimir Dneprow, „Sowjet-Literatur“ H. 1. 58/S. 153

Ästhetik in Bewegung. Die literaturkritischen Ansichten Maxim Gorkis, von B. Bjalik, „Kunst und Literatur“ H. 3. 58/S. 234

Die dritte Wirklichkeit, von Hugo Hupert, „Weltbühne“ H. 13. 58/S. 409

Bestandsaufbau und Literaturversorgung auf dem Lande, von J. Waligora-Rittinghaus, „Der Bibliothekar“ H. 3. 58/S. 235

Erfahrungen bei der Arbeit mit dem Kinder- und Jugendbuch, von H. Böttcher und K.-H. Rose, „Deutschunterricht“ H. 3. 58/S. 137

Des Volkes Seele ist das Lied, von Anatoli Botscharow, „Sowjet-Literatur“ H. 2. 58/S. 212

Sozialistisches Theater verlangt sozialistische Schauspieler, von Jens-Peter Diechrichs, „Informationen der Gewerkschaft Kunst“ Nr. 3. 58/S. 1

Im nächsten Heft wieder unsere Rubrik „Neuerscheinungen“

„Neue Deutsche Literatur“, Monatsschrift für Schöne Literatur und Kritik. Aufbau-Verlag, Berlin W 8, Französische Straße 32, Fernsprecher 22 54 21. Redaktion: Berlin W 8, Friedrichstraße 169/170, Fernsprecher 22 07 31 25. Nachdruck nur mit Genehmigung und Quellenangabe gestattet. Zuschriften, die den Inhalt der Zeitschrift betreffen, sind an die Redaktion, Zuschriften in Fragen des Vertriebs und Bezugs sind an den Verlag zu richten. Für unverlangt eingehende Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden. Anzeigenannahme durch den Verlag. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. I gültig.

Druck: I/16/01 Märkische Volksstimme, Potsdam. Lizenz-Nr. 1313. A 444